Liturg
12ª

Alt

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

59
90
129
81
137
<36611390440012
S
<36611390440012
Bayer. Staatsbibliothek

Die

Heiligenbilder

oder

die bildende Kunst und die theologische Wissenschaft

in ihrem gegenseitigen Verhältniß

historisch dargestellt.

Mit drei Beilagen:

1) Die Schutzpatrone für die verschiedenen Stände und Lebensverhältnisse.
2) Synoptische Zusammenstellung der Kalenderheiligen für alle Tage d. J.
3) Alphabetisches Verzeichniß der Heiligen.

Von

Dr. Heinrich Alt.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Berlin, 1845.

Plahn'sche Buchhandlung

(Louis Nitze.)

104. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Jene, vor noch nicht gar langer Zeit in den Vorreden ziemlich regelmäßig wiederkehrende Klage, daß sie nur geschrieben seien, weil das Herkommen einmal verlange, daß dem Leser etwas vorgeredet, nicht in der Hoffnung, daß man sie lesen werde, ist gegenwärtig nicht mehr am Ort, und war sie ehedem gegründet, so denkt man in neuerer Zeit immer mehr daran, das alte Unrecht wieder gut zu machen, ja Manche sollen, wenn anders einer so paradoxen Behauptung zu trauen ist, um der ausgleichenden Gerechtigkeit vollständig Genüge zu leisten, nur noch die Vorreden lesen.

Wie dem aber auch sei, — ein Autor, der nicht eitel genug ist, zu glauben, daß man nur für ihn Zeit haben dürfe, sondern ebenso sehr den Wunsch hat, selbst belehrt zu werden, als Andere zu belehren, nimmt keinen Anstand, schon im Vorzimmer sich über das, was er zu sagen hat, mit kurzen Worten zu erklären. Darf er im

Zimmer selbst ausführlicher sprechen, um so besser; darf er nicht, so hat er wenigstens die Hauptsache mitgetheilt.

Diese aber besteht im vorliegenden Fall in dem Versuch, die Ansicht, daß die zu gottesdienstlichen Zwecken dienenden Bilder, ja die bildende Kunst überhaupt mit der theologischen Wissenschaft von den frühesten Zeiten her stets Hand in Hand gegangen, historisch zu rechtfertigen.

Von diesem Standpunkt aus angesehen, repräsentirt das Heidenthum die sinnliche Natur des Menschen, die der inneren Sehnsucht nach einer Wiedervereinigung mit der Gottheit nur dadurch zu genügen wußte, daß sie das Göttliche in die Sphäre der Sinnlichkeit herabzog und die Gottheit in effigie Mensch werden ließ; das Judenthum dagegen die geistige Natur, welche, festhaltend an der ersten Grundwahrheit aller religiösen Erkenntniß, daß die Gottheit ein rein geistiges Wesen, jene Versinnlichungsversuche entschieden verwarf, aber zwischen Gott und dem Menschen kein verbindendes Mittelglied wußte. Im Christenthum erst finden beide Naturen, die sinnliche, die im Heidenthum auf Kosten der religiösen Wahrheit, und die geistige, die im Judenthum auf Kosten der ästhetischen Schönheit ihre Befriedigung suchte, dieselbe vollständig, und die in dem Dogma von Christus, dem Gott-Menschen, sich aussprechende Idee liegt nicht nur der Entwickelung der theologischen Wissenschaft, sondern auch der christlichen Kunst zum Grunde.

Zu derselben Zeit, da man in der Theologie mit dem Dogma fertig ist, sind auch die Christus- und

Marienbilder fertig, und der Kampf für diese wird zum Kampf für jenes und für die Orthodoxie überhaupt. Dem Traditionswesen der mittelalterlichen Theologie entspricht der durch den kirchlich recipirten, byzantinischen Typus bedingte Traditionszwang in der Kunst, und wie auf dem Gebiet der Wissenschaft, so ringt der Geist im Reformationszeitalter auch auf dem der Kunst, frei zu werden von solchen Fesseln. Die Bilderlosigkeit der Reformirten entspricht der, auch im Uebrigen bei ihnen sich geltend machenden, spiritualistischen Einseitigkeit; die didaktischen Bilder der Lutheraner haben den auch in ihren Kirchenliedern vorherrschenden Charakter der Lehrhaftigkeit; der Roccocogeschmack des XVII. Jahrh. erinnert unverkennbar an die naturalistische Theologie der damaligen Zeit, und die Kalk übertünchten, leeren Wände der Kirchen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrh. sind ein treues Abbild der Aufklärungsperiode in der Theologie.

Dies sind die Hauptpunkte des hier versuchten historischen Nachweises für die oben ausgesprochene Ansicht. Ob sie richtig und der Nachweis genügend ist, darüber steht natürlich mir kein Urtheil zu. Auf Vollständigkeit dürfen allerdings weder die Mittheilungen aus der Kunstgeschichte, noch die aus der Geschichte der Theologie Anspruch machen; aber werden die Theologen oder die Kunstfreunde eine solche im Ernst fordern? Selbst bei den Legenden und Bildern der Heiligen habe ich nicht Alles, was sich aus den alten Martyrologien und von alten Bildern berichten ließ, sondern nur, was zum Verständniß der öfter vor-

kommenden nöthig schien, gesagt, und dient dieser Abschnitt dazu, die Leser in der Bilderwelt des mittelalterlichen Christenthums auch nur halb so heimisch zu machen, als sie es in der Götterwelt des klassischen Alterthums sind, so scheint mir seine größere Ausführlichkeit hinreichend entschuldigt. Denn was z. B. die Schlange in der Trinkschale des Aeskulap zu bedeuten hat, sagt uns jeder Schulknabe; aber die Schlange in dem Becher des Evangelisten Johannes — weiß uns diese auch nur jeder Lehrer zu deuten? und hört man auf die Frage, warum die vorzüglich in Ehren gehaltenen Marienbilder meist so schwarz und unfreundlich aussehen, nicht noch jetzt häufig die bald scherzhaft, bald ernsthaft gemeinte Antwort, daß die Jungfrau Maria auf der Flucht nach Aegypten von der Sonne so verbrannt sei?

Was die literarischen Hülfsmittel betrifft, so darf ich versichern, benutzt zu haben, was mir zweckdienlich schien und zugänglich war. Citirt habe ich, außer den wichtigeren Stellen aus den Quellen, nur wenig. Bei Schriften, wie die eines Kugler, v. Radowitz und Waagen versteht sich eine sorgfältige Benutzung ohnehin so sehr von selbst, daß es eine vollkommen müßige Gelehrtthuerei wäre, durch eine Menge Citate darzuthun, daß man auch sie zu Rathe gezogen.

Und was will ich denn eigentlich mit diesem Buch? — Soll es eine wesentliche Lücke in unserer Literatur ausfüllen? Zwar kenne ich kein anderes, in welchem der historische Nachweis jenes Wechselverhältnisses zwischen der

bildenden Kunst und der theologischen Wissenschaft in ähnlicher Weise versucht wäre. Aber ich weiß nicht, ob man den Mangel eines solchen für eine wesentliche Lücke, und diese durch die vorliegende Schrift für ausgefüllt halten will. Oder soll es einem lebhaft gefühlten, dringenden Bedürfniß abhelfen? Die Unbekanntschaft mit der christlichen Anschauungsweise des Mittelalters ist bei dem größeren Publicum allerdings bedeutend genug, und selbst die eigentlichen Theologen würdigen das Gebiet der Kunst in der Regel nur vorübergehend eines Blickes. Darf ich denn aber da von Befriedigung eines Bedürfnisses sprechen, wo man bis jetzt von einem solchen kaum etwas gespürt hat?

Wohl wäre es schön, wenn diese Schrift dazu beitrüge, diejenigen, welche um des Christenthums willen von der Kunst, und die, welche in ihrem Kunstenthusiasmus von der christlichen Kirche nichts wissen wollen, von ihrem Vorurtheil zurückzubringen, und die Kirche wiederum zu jenem Heiligthum werden zu lassen, in welchem auch die Kunst ihre schönsten Opfer christlicher Andacht darbringt. Allerdings bedarf in unsern Tagen weder die Kirche die Werke der Kunst, noch die Kunst den Schutz der Kirche. Aber es ist gar nicht die Art einer Mutter, die freiwilligen Liebesgaben einer dankbaren Tochter zu verschmähen, und ebenso wenig die eines dankbaren Kindes, nur so lange der Mutter angehören zu wollen, als es ihrer Pflege bedarf. Indeß, man darf nicht zu viel auf einmal wollen, und wenn meine Darstellung auch nur Diesen oder Jenen veranlaßte, mit

seiner Polemik gegen das Dogma von Christus ein wenig inne zu halten, um dasselbe einmal von einer andern Seite anzusehen, so würde ich schon das für einen nicht ganz unwesentlichen Nutzen halten.

Ueber die Beilagen zu dieser Schrift hier kein Wort weiter. Wer sich für die mittelalterliche Heiligenkunde interessirt, dem werden die dort mitgetheilten Notizen nicht unlieb sein, und wer von dergleichen nichts wissen will, wird wenigstens freundlich genug sein, ihnen das eingeräumte Plätzchen nicht zu mißgönnen.

Inhalt.

		Seite
Die Bildertheologie, eine einleitende historische Ueberſicht		1
I.	**Der Bilderdienſt im Heidenthum**	20
II.	**Das Bilderverbot im Judenthum**	34
III.	**Der Urſprung der Bilder in der chriſtlichen Kirche**	44
IV.	**Die ſymboliſchen Zeichen**	48
	1. Das Kreuz	48
	2. Das Lamm	52
	3. Der Weinſtock	55
	4. Der Pelikan	56
	5. Die Leier	57
	6. Der Fiſch	58
	7. Der Hirſch	60
	8. Das Schiff	63
	9. Der Anker	65
	10. Der Oelzweig, die Palme, und der Phönix	66
	11. Die Taube	67
	12. Der Adler	71
	13. Der Hahn	73
	14. Der Löwe	73
	15. Das Einhorn	75
	16. Das Schwein und andere unreine Thiere	77
	17. Schlange, Drache, Lindwurm und Teufel	80
	18. Der Tod	85
V.	**Die Alttestamentlichen Bilder**	87

1. Adam und Eva; 2. Abels Tod; 3. Noah in der Arche; 4. Melchiſedek; 5. Abraham, ſeinen Sohn opfernd; 6. Joseph; 7. Moſe vor dem brennenden Buſch — Waſſer aus dem Felſen ſchlagend; 8. Moſe die eherne Schlange aufrichtend; 9. Aaron vor dem blühenden Stab knieend; 10. Joſua und Caleb mit der Weintraube; 11. Gideon vor dem ausgebreiteten Fell; 12. Simſon; 13. David, als König — als Hirtenknabe; 14. Die Propheten (Elias, Eliſa, Jeſajas, Jeremias, Ezechiel, Daniel, Joel, Amos, Obadja, Jonas, Micha) 15. Hiob; 16. Tobias mit dem Fiſch; Eſther, Ruth, Judith.

Seite

VI. **Die Neutestamentlichen Bilder** 95
A. Die Bilder der Apostel 96
1. St. Petrus 2. Paulus 3. Andreas 4. Jacobus der Aeltere 5. Johannes 6. Philippus 7. Bartholomäus 8. Matthäus 9. Thomas 10. Jacobus der Jüngere 11. Simon 12. Judas Thaddäus 13. Matthias — Judas Ischarioth.
B. Die Bilder der Evangelisten 99

VII. **Die Christusbilder** 101
Historische Bilder aus dem Leben Jesu 124

VIII. **Die Marienbilder** 132

IX. **Die Russischen Heiligenbilder** 143

X. **Die Heiligen und ihre Bilder** 153

XI. **Die Heiligen-Attribute** 160
A. Die Attribute des Märtyrertodes 160
1. Das Schwert.
St. Paulus, Petrus Martyr, Thomas Becket, Accursius, Aquilinus, Dympna, Lucia, Victor v. Mailand, Januarius, Victor v. Marseille, Pancratius, Julitta, Irene, Euphemia, Prisca, Beatrix, Kilian, Friedrich v. Utrecht, Flavianus, Phocas. — Das Schwert als Zeichen des weltlichen Standes bei Karl d. Gr., Heinrich II., Alexander und Gereon — St. Lucius.
2. Die Keule. 163
St. Timotheus, Telesphorus, Eusebius, Nicomedes, Engenius, Gervasius, Adalbert, Fidelis v. Siegmaringen; Vitalis, Apollinaris, Judas Thaddäus, Arcadius.
3. Beil und Axt. 164
Johannes d. Täufer, Wolfgang, Hermann Joseph, Anastasius, Erhard, Chrysanthus, Rufus, Josaphat und Hermenigild.
4. Lanze, Wurfspieß, Hellebarde 165
Lambertus, Kanut, Demetrius, Coronatus, Johannes de Goto, Eulogius, Gengulphus, Donatian, Rogatian, Emmerich.
5. Pfeile 166
Ursula, Christina, Sebastian, Edmund, Faustus, Petrus, Thomas, Otto v. Bamberg, Aegidius.
6. Fackeln, Flammen, Scheiterhaufen 167
Theodorus Tyro, Chrysanthus, Anatolia, Eutropia, Theodotus; Afra, Eulalia, Agapetus, Agnes, Augusta, Anastasia, Columba, Martina, Fructuosus, Polycarp, Appollonius, Aristion. — Ein glühender Ofen: Eleutherius, Eustachius, Januarius, Victor v. Mailand, Pelagia. — Glühender Rost: Laurentius, Vincentius Levita. — Kohlenbecken und glühende Marterwerkzeuge: Agatha, Charitina, Tiburtins, Julian v. Ancyra, Agathokles, Spiridion.

Seite
7. Hammer, Nagel, Ambos, Zange 170
Hammer: Reinold, Gervasius, Eligius.
Nägel: Pantaleon, Theodula, Severus v. Rom, Julianus v. Emesa, Epimachus, Dagobert.
Ambos: Adrian.
Zange: Apollonia, Charitina, Macra, Agatha, Christina, Martina.
8. Mörser, Faß, Rad, Strick, Stein rc. 171
Mörser: Victorinus.
Faß: Antonia.
Rad: Katharina v. Alexandria, Euphemia, Donatus, Willigis.
Strick: Beatrix, Sira, Desiderius, Godolena.
Stein: Stephanus, Barnabas, Calixtus I., Quirinus, Florian, Victor v. Marseille, Severianus, Emerentiana, Christina, Eusebius v. Samosata.
Winde: Erasmus.
Hechel: Blasius.
Griffel: Felix in Pincis.
Scheere: Fortunatus.
Bohrer: Leodegarius.
Rasirmesser: Pamphilius
Säge: Thuthael.
Oelkessel: Vitus.

B. Die Attribute des Standes 174

1. Die Abzeichen des königlichen und fürstlichen Standes; Krone, Scepter, fürstliche Tracht.

1. Heilige, königlichen oder fürstlichen Ranges, mit den Insignien desselben 175
Heraklius, Karl d. Gr., Heinrich II., Wencelaus, Sigismund, Leopold, Ludwig IX. v. Frankr., Oswald v. England, Edmund, Eduard d. Märt., Eduard d. Bekenner, Kanut, Olaus, Stephan, v. Ungarn, Ferdinand III. v. Castilien.
Helena, Hildegard, Mathilde, Adelheid, Theophania, Kunigunde, Katharina v. Schweden.

2. Heilige, fürstl. Ranges, in klösterlicher Tracht . . . 177
Jodocus, Clodoaldus, Ludovicus v. Tolosa, Franciscus Borgia.
Adelgunda (Aldegunda), Gertrud v. Nivelle, Radegundis Editha, Elisabeth v. Thüringen, Hedwig, Elisabeth v. Portugal

3. Heilige, bei denen die fürstl. Insignien symbolisch zu deuten sind 179
Jucunda, Febronia, Susanna, Margaretha, Katharina v. Alexandrien.

Seite
2. Die Abzeichen des Kriegerstandes 181
1. Römisches Soldatencostüm. 182
Longinus, Mauritius, Gereon, Victor v. Marseille, Victor v. Mailand, Theodorus Tyro, Theodorus v. Heraclea, Alexander, Tiburtius, Florian, Artemius, Eustachius, Adrian, Constantinus, und Constantius, Vitalis, Victorinus, Quirinus.
2. Rittercostüm 183
Georg v. Kappadocien, Martin v. Tours, Benignus v. Rom, Ursus, Gengulphus, Wilhelm.
3. Die Abzeichen des Einsiedlerlebens 184
Johannes d. Täufer, Abraham v. Chidane, Antonius v. Theben, Apelles, Bavo, Bernhard v. Tironio, Christophorus, Demetrius v. Spoleto, Deodatus, Ephrem Syrus, Euseus, Fiacrius, Gallus, Gerlach, Goar, Gregorius, Gualfardus, Hilarion, Julianus Hospitator, Iwan, Macarius v. Alexandr., Macarius v. Rom, Marcus Eremita, Marinus, Marius, Martinus Eremita, Nicolaus v. d. Flüe, Onuphrius, Otho v. Ariano, Paulus Eremita, Petrus Damianus, Procopius, Sabas, Serapion, Theodosius. Maria Aegyptiaca, Marina, Pelagia Mima, Sophronia.
4. Die Abzeichen des klösterlichen Standes 193
1. Der Orden des heil. Basilius 194
Die meisten Heiligen der orientalischen Kirche.
2. Der Benedictiner-Orden 196
Placidus, Magnus, Johannes v. Rheims, Adjutor — Scholastica. — Benedictus, Maurus, Herculanus, Lanfrancus, Odilo, Guilelmus, Clodoaldus.
3. Der Camaldulenser-Orden 198
Romualdus, Thomassus.
4. Der Vallombrosaner-Orden 199
Gualbertus.
5. Der Cartheuser-Orden 199
Bruno, Hugo.
6. Der Font-Evraud-Orden 201
Robert v. Arbrissel.
7. Der Cistercienser-Orden 202
Robert v. Molesme, Bernhard v. Clairvaux — Lutgardis.
8. Der Prämonstratenser-Orden 203
Norbert, Gottfried v. Kappenberg, Hermann Joseph.
9. Der Carmeliter-Orden 204
Cyrillus, Angelus, Albertus Siculus, Simon Stock — Theresia, Maria Magdalena de Pazzis.
10. Der Dominicaner-Orden 206
Dominicus, Petrus Gonzalez, Petrus Martyr, Hyacinthus, Raymundus de Pennaforte, Thomas v. Aquino, Vincentius Ferrerius, — Katharina v. Siena, Rosa de Lima.

Seite

11. Der Franciscaner-Orden 208
Franciscus, Antonius v. Padua, Johannes Bonaventura, Conrad v. Piacenza, Johann Capistranus, Bernhardin v. Siena, Petrus v. Alcantara, Johannes de Deo, Salvator ab Horta. — Margaretha de Cortona, Elisabeth.
12. Der Clarissen-Orden 211
Clara, Katharina v. Bologna.
13. Der Augustiner-Orden 212
Theotonius, Nicolaus v. Tolentino. — Maria v. Dignies.
14. Der Cölestiner-Orden 213
15. Der Trinitarier-Orden 214
Johannes v. Matha, Felix v. Valois.
16. Der Brigitten-Orden 214
Brigitta v. Schweden.
17. Der Minimen-Orden 215
Franciscus de Paula, Euphrasia.
18. Der Capuciner-Orden 215
Felix a Cantalicio, Rainerius, Felix v. Siegmaringen.
19. Der Oratorianer-Orden 216
Philipp v. Neri.
20. Der Jesuiten-Orden 216
Ignatius v. Loyola, Franciscus Xaverius, Aloysius Gonzaga, Franciscus Borgia, Johannes de Goto, Stanislaus Kostka.

5. Die Abzeichen des priesterlichen Standes . . . 217
1. Diakonen Tracht: 221
Stephanus, Laurentius, Cyriacus, Vincentius, Felix v. Nola, Crescentius.
2. Cardinalstracht 222
Hieronymus, Petrus Damianus, Johannes Bonaventura.
3. Päpstl. Tracht 222
Gregor d. Gr., Clemens Romanus, Fabian, Calixt I., Leo, Marcellus, Telesphorus, Cölestinus. V.
4. Bischöfliche Tracht 223

nebst den Attributen

a. Des Märtyrertodes (Schwert, Beil, Keule, Lanze, Messer, Dolch, Zange, Stachel, Flammen, Scheiterhaufen, wilde Thiere, abgehauener Kopf) 223
b. Des kirchlichen Lehramtes (Buch, Bienenkorb, umgestürzte Götzenbilder) 223
c. Des Missionseifers (Quellen, strahlende Sonne, Barbaren) 224
d. Der Beförderung des kirchlichen Gottesdienstes (Kirchenmodelle) 224

Seite
e. Attribute, die an merkwürdige Handlungen erinnern sollen, (Teufelaustreibungen, himmlische Erscheinungen, Wunderhandlungen) 224
6. Die Abzeichen der Pilger 225
Jacobus Major, Sebaldus, Servatius, Gallus, Richard, Rochus, — Brigitta v. Schweden.
7. Die Abzeichen des weltlichen Berufes 227
Drechslerwerkzeug (Bernhard v. Tironio) — Schlossergeräth (Apelles, Baldomer) — Schustergeräth (Euseus, Aquilas und Priscilla, Crispin und Crispinian, Theobald) — Webergeräth (Severus v. Ravenna, Anastasia) — Zimmermannsgeräth (Joseph) — Küchengeräth (Johannes de Leon) — Geräth der Wäscherinnen (Hunna) — Apotheker-Apparat (Cosmas und Damianus) — Bürgertracht (Homobonus) — Bauerntracht (Albert v. Ogna, Isidorus, Werner, Nothburga).
8. Die Wunder-Attribute 230
XII. **Die Reformation auf dem Gebiet der Kunst** 233
Romanischer Styl 234
Germanischer Styl 234
Florentinische und Sienesische Schule 236
Paduanische, Mailändische, Umbrische, Venetianische Schule . . 240
Die Katechismusbilder der Katholiken und Lutheraner 242
XIII. **Die kirchlichen Verhältnisse des XVII. und XVIII. Jahrhunderts mit ihrem Einfluß auf die bildende Kunst** 249
Der Puritanismus 250
Der Roccocogeschmack 253
Die moralisch-humoristischen Bilder Hogarths 255
Der Rationalismus 256
XIV. **Die neuere Zeit mit ihren theologischen und künstlerischen Bestrebungen** 258

Beilagen.

I. **Die Schutzpatrone für die verschiedenen Stände und Lebensverhältnisse**
II. **Synoptische Zusammenstellung der Kalenderheiligen der Römischen, Französischen, Evangelischen, Englischen u. Griechischen Kirche.**
III. **Alphabetisches Verzeichniß der Heiligen nebst kurzen biographischen Notizen**

Die Bildertheologie.

(Eine einleitende historische Uebersicht.)

Es ist eine, dem unbefangenen Beobachter fast von selbst sich aufdrängende Bemerkung, daß bei den Völkern des Alterthums die künstlerischen Leistungen ziemlich im umgekehrten Verhältniß zu der religiösen Bildung standen. Die Juden, in Beziehung auf religiöse Erkenntniß alle andern weit überragend, nehmen in der Geschichte der Kunst, und die Griechen, in künstlerischer Hinsicht so ausgezeichnet, daß ihre Werke noch jetzt als unübertroffene Muster bewundert werden, in der Geschichte der Religion eine sehr untergeordnete Stelle ein.

Woher diese auffallende Erscheinung? Ein bloß zufälliges Zusammentreffen in ihr sehen zu wollen, hieße von vorn herein auf die Möglichkeit einer Erklärung verzichten, und jene herkömmliche Ausgleichungstheorie, nach welcher den Griechen der hohe Kunstsinn und das ihnen eigenthümliche Schönheitsgefühl gleichsam zum Ersatz für den Mangel einer tieferen religiösen Erkenntniß zu Theil geworden sei, hat natürlich da, wo es sich um eine gründlichere Erörterung dieses Gegenstandes handelt, keine Bedeutung. War bei den Juden, wie sich nicht leugnen läßt, eben ihre religiöse Bildung der Grund, warum sie auf dem Gebiet der Kunst verhältnißmäßig so Geringes leisteten, so liegt es in der That nahe genug, umgekehrt von den Griechen zu sagen, daß sie in der Kunst eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreichten, weil sie in der religiösen Bildung so weit zurück waren.

Dies mag auf den ersten Anblick parador scheinen, und Mancher dürfte die Behauptung einer so bestimmten Wechselwirkung der theologischen und künstlerischen Bildung ziemlich bedenklich finden. Nichtsdestoweniger aber hat sie die bestimmtesten Zeugnisse der Geschichte für sich. Denn bei allen Völkern und in allen Zeitaltern giebt sich in den Bildern und ihren verschiedenartigen Formen, in ihrem Gebrauch wie in ihrer Verwerfung unverkennbar ein bestimmter Grad der theologischen

Bildung kund, und sie sind in dieser Beziehung so zuverlässige Zeugen für die verschiedenen Entwickelungsstufen derselben, daß man mit Recht von einer Bildertheologie sprechen darf.

Schon die Frage nach ihrem ersten Ursprung führt uns, wie überhaupt bei allen über die Befriedigung der rohen, sinnlichen Bedürfnisse hinausgehenden Bestrebungen des menschlichen Geistes, so auch bei den bildenden Künsten auf das religiöse Gebiet. Bilderwerke, zum religiösen Gebrauch bestimmt, waren es, in deren Anfertigung sich die Kunst zuerst versuchte, — anfangs natürlich, wie dies bei dem Mangel an aller Uebung und Fertigkeit nicht anders sein konnte, bloße Klötze oder Säulen, worauf man erst in der Folge eine Art Kopf abrundete, von welcher Gestalt das aus Phrygien nach Rom gebrachte uralte Bild der Göttin Cybele war. Gewiß aber würde man jenen Völkern Unrecht thun, wenn man aus dergleichen Bildwerken schließen wollte, daß sie selbst sich die Gottheit in solcher Gestalt gedacht hätten. Denn abgesehen davon, daß in dem Zeitalter einer lebensfrischen Kindheit die freiwaltende Phantasie Vieles ergänzte und verbesserte, sollten dergleichen Bildwerke nur als Repräsentanten der Gottheit, als äußere Zeichen oder Unterpfänder für ihre Nähe dienen, und gerade aus dem Gebrauch solcher Versinnlichungs- und Vergegenwärtigungsmittel wird man nicht mit Unrecht folgern dürfen, daß sie sich die Gottheit selbst als ein unsichtbares Wesen dachten, und somit der wahren Gotteserkenntniß eigentlich näher waren, als die Persischen Sonnenanbeter, welche keine Götzenbilder hatten, aber dafür auf den Höhen der Berge der Sonne selbst ihre Verehrung darbrachten. Daher erklärt auch der Prophet Ezechiel, mit jener ehrenden Auszeichnung, welche ihnen um ihrer Bilderlosigkeit willen auch noch in neueren Zeiten hin und wieder zu Theil geworden ist, keinesweges einverstanden, den Götzenbilder- und Thierdienst bei weitem noch nicht für so verabscheuungswürdig, als den Sonnendienst, den er als die gräulichste Abgötterei darstellt.

Gott ist unsichtbar — folglich kann und darf er durch kein Bild dargestellt werden, war das Grundgesetz im Judenthum, und hierauf beruhte nicht nur das Mosaische Bilderverbot, sondern es erklärt sich hieraus auch leicht, warum die Juden auf diesem Gebiet der Kunst hinter den andern Völkern zurückblieben. Es fehlte hier der Kunst die religiöse Weihe, ohne welche, wie in der Poesie und Tonkunst, so auch in der Sculptur und Malerei, nie etwas wahrhaft Schönes und Vollendetes gelingen mag, und selbst das Trefflichste sich immer nur als die Arbeit eines wenn auch noch so kunstfertigen Handwerkers, nie als das Werk des wahren Künstlers kund giebt.

Gott ist unsichtbar — folglich bedürfen wir, um ihn uns zu vergegenwärtigen, eines sichtbaren Repräsentanten, war die Grundvorstellung

im Heidenthum, und die mannigfachen Formen des heidnischen Bilderdienstes beruhen wesentlich nur auf der Verschiedenheit der Ansichten, wie die Gottheit sich am besten äußerlich repräsentiren lasse.

Den Einen scheint die äußere Form ziemlich gleichgültig, und nur der Erfolg Regel und Norm gewesen zu sein. So finden wir noch heutzutage bei manchen wilden Völkerschaften, daß sie es bald mit diesem, bald mit jenem Bilde versuchen, und dasjenige, welches sich beim Gebrauch am dienlichsten erweist, wird und bleibt, so lange dies der Fall ist, ihr Hauptgötze.

Anders war es bei den Völkern, die auf einer höheren Stufe der geistigen Entwickelung standen. Ihnen genügte es nicht mehr, für die Gottheit irgend welches beliebige Zeichen zu haben, sondern das Zeichen sollte auch der religiösen Vorstellung möglichst entsprechen und das Bild einen gewissen didaktischen Werth haben. So entstanden bei den Aegyptiern und Indern, indem sie an ihren Götterbildern alle Eigenschaften der Gottheit möglichst vollständig ausdrücken und an jedem Bilde, so zu sagen, zugleich ein Compendium der Religionslehre haben wollten, jene abenteuerlichen Mißgestalten und Zusammenfügungen von Menschen- und Thierformen, die den gewöhnlichen Beschauer mit Ekel und Grauen erfüllen, während der Religionsphilosoph in ihnen nicht selten sinnig zusammengesetzte Hieroglyphengruppen eines noch sinnigeren Mythus erkennt. — Gewiß hatten die Aegyptischen wie die Indischen Künstler so viel technische Fertigkeit, daß auch ihnen die Nachbildung der schönen Menschengestalt mit der Zeit vollkommen gelungen wäre. Aber sie wollten in ihren Bildwerken lieber didaktisch genau und wahr, als ästhetisch schön sein, und daher mußte auch in späterer Zeit noch jeder einfache Aegyptische Priester, hatte er auf dem Bilde auch im Uebrigen ganz die gewöhnliche Menschengestalt, znr Bezeichnung seines geistlichen Standes einen Habichtskopf haben. Noch mehr war dieser symbolische Charakter den Götterbildern eigen, und wie natürlich es auch war, bei ihnen die Menschengestalt zum Grunde zu legen, so wenig wollte man sich doch mit ihr allein begnügen. Die ältesten Götterbilder der Aegyptier und Cabiren stellen uns dickbäuchige Zwerggestalten mit weit geöffnetem Munde, unförmlich großen Augen und Ohren, eng anliegenden kurzen Armen und kaum bemerkbaren Füßen dar. Wer aber erkennt nicht hier alsbald, daß dergleichen Mißgestalten nur das Resultat und der sinnliche Ausdruck religionsphilosophischer Speculation war? Der schwellende Bauch sollte an die immer Neues hervorbringende Schöpferkraft, der weit geöffnete Mund, die großen Augen und Ohren an die geistige Natur der Alles sehenden und Alles hörenden Gottheit erinnern, und die kaum bemerkbaren Arme und Beine den Gedanken veranschaulichen, daß sie zur Verwirklichung ihrer Rathschlüsse nicht, wie der Mensch, jener äußerlichen

Gliedmaßen bedarf. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Götterbildern der späteren Zeit bei den Aegyptiern, wie nicht minder bei den Indern, und der Hindu erkennt noch jetzt eher in dem monströsesten Götzenbild ein passenderes Vergegenwärtigungsmittel der unsichtbaren, und wie er sehr wohl weiß, undarstellbaren Gottheit, als in der schönsten Menschenfigur, und würde daher lieber vor jedem anderen Bilde niederfallen, als vor einem, das ihm nur die Gestalt von Seinesgleichen vor Augen stellt.

Im geraden Gegensatz zu dieser Vorstellungsweise bildete sich nun bei den Griechen die Ansicht, daß zur bildlichen Darstellung des Göttlichen die Menschengestalt am geeignetsten sei, im Laufe der Zeit mehr und mehr dahin aus, daß die schönste menschliche Form zugleich das würdigste und angemessenste Bild des Göttlichen sei. Der Grund davon ist leicht zu finden. War einmal der Mensch seiner äußern Erscheinung nach zum Träger der Idee des Göttlichen geworden, so reichte es nicht hin, durch übermenschliche Körpergröße die Erhabenheit der Götter über den Menschen auszudrücken, und ebenso wenig genügte es, ihre geistige Ueberlegenheit durch größere Augen oder Ohren zu veranschaulichen. Man fühlte vielmehr sehr deutlich, daß nur der sittlich gute Mensch ein Ebenbild des göttlichen Wesens sei, und daß bei der sinnlichen Darstellung desselben die höchste Vollkommenheit in ethischer Beziehung die wesentlichste Hauptsache sei. Für den Griechen aber waren Tugend und Schönheit auf der einen, und Sünde und Häßlichkeit auf der andern Seite — und wenn wir bedenken, daß die Häßlichkeit, auf ihren ersten Ursprung zurückgeführt, in der That nur als eine Folge der Sünde zu betrachten ist, gewiß mit Recht — so wesentlich zusammengehörige Begriffe, daß er selbst im gewöhnlichen Leben von jedem anständigen Menschen, der seinen Beifall hatte, stets den Ausdruck „schön und gut" (*καλὸς κἀγαθός*) brauchte. Sollte also die sittliche Vollkommenheit der Götter äußerlich dargestellt werden, so konnte dies nach Griechischen Begriffen nur durch die Darstellung der menschlichen Gestalt in vollkommner Schönheit und Ebenmäßigkeit geschehen. Denn von Leidenschaften, welche die Gesichtszüge des schönsten Menschen oft widerlich verzerren, und kehren ihre Ausbrüche häufig wieder, die Züge dieser anfangs nur momentanen Verzerrung, endlich in unvertilglichen Spuren auf dem Antlitz fixiren, waren die Götter frei; ebenso waren sie unberührt von Schmerz und Leiden, von Kummer und Gram, und von dem Einfluß des die Geistes- und Körperkraft, die Anmuth und das Glück der Jugend so sicher untergrabenden Alters. Die Formen der vollendetsten menschlichen Schönheit versinnlichten demnach nicht nur die göttliche Vollkommenheit im Gegensatz zu der Verderbtheit der Menschen in sittlicher Hinsicht, sondern auch die Erhabenheit der Götter über alle Leiden und Mängel, die wir als wesentliche Merkmale des unvollkommenen irdischen Daseins anzusehen gewohnt sind,

eigentlich aber als die Folgen und Nachwehen der Sünde anzuerkennen haben Es war also, um es mit einem Wort auszusprechen, die Idee der Heiligkeit, welche den Künstler, mochte er sich dessen vielleicht auch kaum dunkel bewußt sein, bei der Verfertigung der Götterbilder auf die Nachbildung der vollendetsten menschlichen Schönheit hinleitete, und dies war auch der Grund, warum die Griechen auf dem Gebiet der Kunst so Ausgezeichnetes und Unübertroffenes leisteten. Den Künstler beseelte der Wunsch, das Göttliche in einer möglichst würdigen Form darzustellen; aber nur die vollendete menschliche Schönheit erschien ihm als eine solche, und dies spornte ihn an, mit unablässigem Eifer ihre Formen und Gesetze zu studiren, bis es ihm gelang, das Ideal, das er innerlich anschaute, äußerlich darzustellen.

Jemehr aber auf der einen Seite die Kunst hierbei gewann, desto mehr mußte auf der andern die religiöse Bildung dabei verlieren. Bei den Aegyptiern und Indern gaben sich die Götterbilder, gerade je unförmlicher und mißgestalteter sie waren, desto deutlicher als hieroglyphische Zeichen und Symbole kund. Bei den Griechen und Römern dagegen sah ein schöner Knabe oder Mann, eine schöne Frau oder Jungfrau dem entsprechenden Götterbild so ähnlich, die göttliche Erhabenheit und die menschliche Schönheit verschwammen so sehr in einander und die ethische Bedeutung der schönen Formen machte sich neben der äußeren Darstellung derselben so wenig geltend, daß das Volk, zumal wenn ihm an Festtagen wieder ganz andere, nämlich jene uralten, weit unförmlicheren, aber nichtsdestoweniger ungleich mehr in Ehren gehaltenen Götterbilder als die eigentlichen wahren Heiligthümer vorgezeigt wurden, ganz verwirrt werden mußte. Unter solchen Umständen war es in der That das Klügste, wenn man sich alles ernsteren Nachdenkens über göttliche Dinge entschlug, als Bürger und Familienvater that, was die Gesetze des Staates und die Berufspflichten erforderten und im Uebrigen der Stimme des Gewissens und den Regungen des Herzens folgte. Und so scheint es auch wirklich bei dem besseren Theil des Volkes meist der Fall gewesen zu sein. Man besuchte, weil die Staatsgesetze es so forderten und die öffentliche Meinung jedem ehrenwerthen Bürger es zur Pflicht machte, zu den festgesetzten Zeiten die öffentlichen Altäre, und wohnte den übrigen gottesdienstlichen Feierlichkeiten in herkömmlicher Weise bei; was man aber sonst über religiöse Dinge dachte, behielt man entweder still für sich, oder man befaßte sich auch gar nicht damit, weil dergleichen Sache der Priester und Philosophen sei, denen man nicht ins Handwerk pfuschen dürfe.

Ein solches, fast absichtliches Ignoriren alles dessen, was über den vom Staat angeordneten, rein äußerlichen Opferdienst hinausging, mag bei dem ehrenwertheren Theil der Bürger in Beziehung auf die Staatsverhältnisse und den gewöhnlichen Lebensverkehr immerhin ohne auffallend

nachtheilige Folgen gewesen sein. Denn ein inneres Anstandsgefühl, das alle Excesse und selbst den Schein der Gemeinheit vermeidet, ein kräftiges Rechtsgefühl und eine ehrenwerthe tüchtige Gesinnung, welche den eigenen Vortheil gern und unbedenklich dem allgemeinen Besten zum Opfer bringt, würden, wenn Alle hierin einander glichen, für das äußere Wohl des Einzelnen wie des Ganzen unter allen Umständen ziemlich sichere Bürgen sein. Aber wann und wo waren Alle hierin einander gleich? und wer mag den tiefen Verfall der religiösen Bildung verkennen, wenn es so weit gekommen ist, daß die Besseren nur in dem vorsätzlichen Ignoriren der religiösen Angelegenheiten noch das beste Auskunftsmittel finden, um nicht mit den Staatsgesetzen über den Cultus oder mit sich selbst in Conflict zu gerathen?

Vergleicht man aber das Heidenthum in der Form, wie es sich bei den Griechen in ihren Götterbildern darstellt, mit dem Judenthum und seinem strengen Bilderverbot, so stellt sich, und zwar hier anschaulicher, als bei jeder anderen Parallele, das, was beide so wesentlich von einander unterscheidet, unverkennbar als der entschiedene Gegensatz zwischen Geist und Sinnlichkeit dar.

Der Geist war es, welcher im Judenthum die abstracte theoretische Wahrheit geltend machte, wenn er, die Gottheit als ein rein geistiges, übersinnliches, und daher durch keine sinnlichen Formen darstellbares Wesen anerkennend, alle Bilder von ihr schlechthin verwarf, und ihren Gebrauch als Versündigung gegen die Wahrheit, als Abfall von Gott oder Götzendienst ansah.

Die Sinnlichkeit dagegen war es, welche im Heidenthum, um sich das Göttliche in seiner geistigen Vollkommenheit anschaulich zu machen, die schönsten sinnlichen Formen begehrte, und nicht nur im Allgemeinen für das Uebersinnliche ein sinnliches Bild, sondern ganz speciell für die Darstellung des geistig Vollkommensten die vollendetste ästhetische Schönheit forderte.

Hier, wie dort, stand es fest, daß der Mensch das Ebenbild Gottes sei. Der wesentliche Unterschied bestand nur darin, daß man dort, die Gottheit mit klarem Bewußtsein als ein rein geistiges Wesen erkennend, geistig auffaßte, was man hier sinnlich nahm. Aber auch hier hätte die bloß sinnliche Auffassung und die äußere Nachbildung der Menschenfigur nimmer zu jener künstlerischen Vollendung geführt, wenn nicht der Geist mit seiner Wahrheit den Bedürfnissen der Sinnlichkeit wenigstens theilweise zu Hülfe gekommen wäre, wie sich dies eben in der Anwendung vollendet schöner Formen zur Darstellung des ethisch Vollkommenen, Heiligen kund giebt. Die Kunst im Heidenthum verdankt also ihren Ursprung zunächst allerdings der Sinnlichkeit; jenen eigenthümlichen Zauber aber, den sie als Darstellerin des wahrhaft Schönen ausübt,

und durch den sie, in der höhern Bedeutung des Wortes, Kunst ist, dem Geist und seiner theilweisen Erkenntniß der Wahrheit.

Je mehr aber der Geist nach der Wahrheit ringt und sich ihrer zu bemächtigen strebt, desto mißtrauischer wird er gegen die Sinnlichkeit und ihre verführerischen Bedürfnisse und Reize. Ist — so dachte man wenigstens im Judenthum — in Gott allein die Wahrheit zu finden, dann ist das Gebiet der Sinnlichkeit dem der Wahrheit durchaus fremd, und nur in dem Grade, als man sich von jener entfernt, nähert man sich dieser; je freier von den Banden der Sinnlichkeit, desto näher der Hoffnung, in den vollen Besitz der Wahrheit zu kommen. Daher verstand es sich fast von selbst, daß man bei dieser vorherrschend spiritualistischen Richtung des Judenthums der Kunst, als einer Tochter der Sinnlichkeit, lieber ganz entschieden den Rücken zuwandte, als daß man sich der Gefahr aussetzte, durch ihre Pflege von dem Ringen nach Wahrheit abgehalten und auf Abwege verlockt zu werden.

So standen das Judenthum mit seiner geistigen Wahrheit, seiner Bilderlosigkeit und seiner Abneigung gegen die Kunst, und das Heidenthum mit seiner sinnlichen Schönheit, seinen Bildern und seiner künstlerischen Vollendung als schroffe Gegensätze einander gegenüber. Jenes befriedigte mit seiner Lehre die geistigen Bedürfnisse des Menschen; aber es ließ die sinnlichen unbefriedigt. Daher denn auch der immer wiederkehrende Abfall des großen Haufens zum Götzendienst, über den die Propheten so anhaltend und nachdrücklich eifern. — Dieses befriedigte mit seinen Bildern die sinnlichen Bedürfnisse des Menschen; aber es ließ die geistigen unbefriedigt. Daher der crasse Aberglaube des niederen Volks und das grund- und haltlose Schweben derer, die jenen Aberglauben verlachten, und doch nichts Festes und Gewisses an dessen Stelle hatten.

Sollten also diese beiden Gegensätze vermittelt, jener schwere Kampf zwischen dem geistigen und dem sinnlichen Element geschlichtet, und die Bedürfnisse des ganzen Menschen, der weder ein rein geistiges, noch ein rein sinnliches Wesen, sondern beides zugleich ist, nach beiden Seiten hin und für immer befriedigt werden, so konnte es nur dadurch geschehen, daß sich das Göttliche und das Menschliche, das Geistige und das Sinnliche, zur Einheit Einer Person verband. Nur Er, der Gott-Mensch, konnte auch hier der Mittler sein zwischen dem einseitigen Festhalten an dem abstract Geistigen im Judenthum, und an dem concret Sinnlichen im Heidenthum; nur Er auch hier zwischen Wahrheit und Schönheit jenen Bund des Friedens stiften, aus welchem nachmals die christliche Kunst hervorging. Und auch hier war es sein Tod, durch den er das Werk der Versöhnung vollendete. Er hatte sich vor dem höchsten geistlichen Gericht auf die Frage des Hohenpriesters öffentlich für den Sohn Gottes

erklärt. Damit aber hatte er nach dem Urtheil des hohen Rathes nicht bloß die schwer verpönte Sünde des Götzendieners begangen, der sich von dem unsichtbaren, lebendigen Gott ein äußerliches, lebloses Bild macht, sondern er war noch weiter gegangen, und hatte sich selbst für das Abbild Gottes erklärt. Das war die „Gotteslästerung", wegen deren der Hohepriester ihn zum Tode verurtheilte. Sein Kreuzestod war demnach in den Augen der Juden nur die Strafe für einen Frevel, welcher die Sünde der Abgötterei bei weitem überwog, und darum der „Gekreuzigte" für sie ein Gegenstand des Aergernisses.

Die Heiden hätten sich ihrerseits in die Erscheinung eines Gottes in Menschengestalt weit leichter gefunden. Aber daß ein Gott, den es nur einen Wink kosten konnte, alle seine Feinde zu vernichten, sich so wehrlos mißhandeln, zum Tode verurtheilen und kreuzigen ließ — das konnten sie sich nicht vorstellen und darum war ihnen der Glaube an den Gekreuzigten eine Thorheit.

Nach ihrer Bekehrung zum Christenthum urtheilten freilich beide Theile anders. Denn gerade auf dem Tode Jesu beruhte die ganze Bedeutsamkeit seiner Auferstehung oder Beglaubigung als Sohn Gottes. Um der letzteren willen war der erstere nothwendig, und nur beides zusammengenommen versöhnte den strengen Gegensatz zwischen Juden- und Heidenthum. Der Tod war die sichere Bürgschaft, daß der durch die Auferstehung als Sohn Gottes Beglaubigte wahrer Mensch gewesen, und damit war für die Judenchristen die schroffe Scheidewand zwischen dem rein geistigen, heiligen Gott und dem sinnlichen und sündigen Menschen gefallen. Die Auferstehung dagegen war das vollgültige Zeugniß, daß der als wahrer Mensch Gekreuzigte und Gestorbene sich mit vollkommenem Recht für den Sohn Gottes erklärt hatte, und damit war für die Heidenchristen, was bei ihren Götterstatuen und Mythen nur Lüge und Fabel gewesen, hier zur heiligen Wahrheit geworden. Die Erscheinung des Göttlichen in Menschengestalt war nicht mehr, wie dort, Fiction der träumerischen Phantasie des Dichters oder Künstlers, sondern ein über alle Zweifel erhabenes, feststehendes Factum. Daher verstand es sich von selbst, daß die zum Christenthum bekehrten Heiden, je ernstlicher ihre Bekehrung war, desto entschiedener all ihrem bisherigen Bilderdienst entsagten, und in dem Vorwurf des Atheismus, dessen sie beschuldigt wurden, weil man keine Götterbilder bei ihnen fand, eher ein Lob, als einen Tadel zu vernehmen glaubten. Sie stimmten den Kirchenlehrern von Herzen bei, wenn diese ihren vormaligen Opfercultus wahren Teufelsdienst nannten, und die heidnischen Götzen als feindselige Dämonen schilderten, welche die Menschen Jahrhunderte lang in den Banden der schrecklichsten Verblendung gehalten hätten, bis endlich Christus gekommen sei, daß er die Werke des Teufels zerstöre.

Alle jene Götterstatuen, die sie nunmehr eher mit heimlichen Grauen, als mit Ehrfurcht oder Wohlgefallen betrachteten, kosteten ihnen daher kaum einen Seufzer. Eines aber hätten sie wohl gern haben mögen — das Bild des Befreiers von jenen Dämonen, ein Christusbild. „Wie, mußten sie unwillkürlich fragen, wie mag Er, der Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit in sich vereinigte, äußerlich ausgesehen haben? Glich er einer von den Gestalten, in denen die Künstler uns jene falschen Götter darstellen? Oder war er schöner noch, als die schönste von diesen?"

Die Kirchenlehrer waren in einer eigenthümlichen Verlegenheit, wenn sie auf dergleichen Fragen antworten sollten. Sagten sie: „Allerdings war er schöner; er war der Schönste unter allen Menschenkindern," so war zu fürchten, daß das kaum gedämpfte sinnliche Element im Heidenthum aufs neue sich regen und auch im Christenthum nach der Herrschaft streben würde. Sagten sie, um die Gedanken von der Erscheinung Christi und seiner äußeren Gestalt abzulenken und die Versuche, sie darzustellen, abzuwehren: „Sie war vermöge der dem Erlöser inwohnenden göttlichen Würde und Hoheit so unbeschreiblich und unvergleichlich, daß sie ganz undarstellbar ist", so konnte dies leicht so verstanden werden, als hätten die Gnostischen Doceten doch nicht so Unrecht, wenn sie Christo statt eines wirklichen Körpers von Fleisch und Bein einen geisterhaften Scheinkörper beilegten, den er, je nachdem er habe sichtbar oder unsichtbar sein wollen, angelegt oder abgestreift habe. Erklärten aber die Kirchenlehrer, indem sie diese Ansicht als eine ketzerische entschieden verwarfen, daß Jesus Christus seiner menschlichen Erscheinung nach allen andern Menschen vollkommen gleich gewesen sei, so mußte er auch ganz ebenso, wie sie, seiner äußeren Gestalt nach darstellbar sein, und von diesem Gesichtspunkt aus hätten ihnen, theils um der Irrlehre der Doceten zu begegnen, theils um dem Verlangen nach einem Christusbild zu genügen, die Christusbilder, welche die gnostischen Karpokratianer im Gebrauch hatten, nur willkommen sein können. Aber die Karpokratianer machten, der Kirchenlehre zuwider, einen Unterschied zwischen dem Menschen Jesus und dem seligen Aeon Christus, der sich erst bei der Taufe im Jordan mit jenem vereinigt habe, und jene Bilder sollten ihnen nur zum Beweise dienen, daß Jesus in Wahrheit bloßer Mensch gewesen sei, und bei einer so bedenklichen Irrlehre verstand es sich von selbst, daß die Kirche weder von jener Secte überhaupt, noch auch von ihren Bildern etwas wissen wollte. Demnach blieb in der That nichts anderes übrig, als zu sagen: „Christus war äußerlich häßlich; seine Gestalt war, wie der Prophet Jesajas (C. 52, 14; 53, 2) geweissagt hatte, häßlicher denn anderer Leute; es war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Zwar, als der Sündenreine und Heilige hätte er auch äußerlich der schönste und holdseligste unter allen Menschen sein

müssen. Aber auch hierin hat er den Fluch der Sünde auf sich genommen, und ist in der Gestalt des Allerverachtesten und Unwerthesten erschienen, so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg." Solche Erklärungen mußten nun allerdings das Verlangen nach Christusbildern bedeutend mindern. Aber der Wunsch, wenigstens irgend ein Versinnlichungsmittel der menschlichen Erscheinung des Gottessohnes zu haben, ließ sich gleichwohl nicht so leicht unterdrücken. Daher nahm man seine Zuflucht zu den symbolischen Bildern eines Hirten, Lammes, Weinstockes ꝛc. und gegen solche Darstellungen konnte von Seiten der Kirche um so weniger etwas eingewendet werden, da der Künstler hier nur nach seiner Weise in bildlichen Formen ausdrückte, was in der heiligen Schrift in bildlicher Rede gesagt war.

Befriedigten dergleichen Bilder aber auch den Wunsch, für die rein geistigen Vorstellungen und die höchsten Ideen im Christenthum ein äußeres Veranschaulichungs- und Erinnerungsmittel zu haben, auf die erlaubteste Weise, so hatten sie doch mancherlei bedenkliche Mißdeutungen von Seiten der Gegner zur Folge. Dem Christen war das Lamm nur eine Erinnerung an die biblischen Worte: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt." Aber wie leicht konnten feindselige Juden die Ehrfurcht, mit welcher die Christen das Symbol der Versöhnung zwischen Welt und Gott betrachteten, als eine dem Thiere geltende Verehrung deuten, und den Christen den Vorwurf machen, daß sie nur darum vom Judenthum sich losgesagt hätten, um sich dem alten Aegyptischen Thierdienst wieder hinzugeben, und wie natürlich war in diesem Falle bei den Heiden der Gedanke, daß sie dann doch lieber vor ihren menschlich schönen Götterstatuen, als vor dem Bild eines Thieres knieen wollten?

In den Zeiten der Verfolgungen achteten die Christen dergleichen Spöttereien und Mißdeutungen nicht. Je größere Schmach hinieden, dachten sie, desto größere Ehre dort oben; und was wollten in der That auch im Vergleich mit den Martern und Qualen, die täglich und stündlich ihrer warteten, Kränkungen durch bloße Worte bedeuten? Anders aber war es, als die christliche Kirche über das Heiden- und Judenthum den vollständigsten Sieg errungen hatte und zur Staatskirche geworden war. Da genügte es den Christen nicht mehr, daß die christliche Lehre den Widerspruch der jüdischen und heidnischen Gegner überwunden hatte, — auch die Kirche in ihrer äußeren Erscheinung sollte imposant und Ehrfurcht gebietend dastehen und Juden und Heiden sollten wider ihren Willen bekennen müssen: „Unsere Tempel und Gottesdienste waren schön; aber die christliche Kirche mit ihrem Gottesdienst ist schöner." Wie die Juden, so sollten auch die Heiden Alles, was sie vorher, jene in ihren Synagogen, diese in ihren Tempeln gehabt hatten, in der christlichen Kirche wieder finden, nur schöner und vollkommener, als sie es je für möglich

gehalten hatten. Die Holz- und Marmorstatuen ihrer vormaligen Götter suchten die Heiden hier allerdings vergebens, aber sie fanden dafür die Wände mit Gemälden, wie die Opferung Isaaks, Moses, wie er mit dem Stabe Wasser aus dem Felsen schlägt, und andern typologischen Bildern geschmückt, die äußerlich betrachtet eine oder die andere von den Thaten Gottes in den Zeiten des Alten Bundes darstellten, ihrer tieferen Bedeutung nach aber zugleich die Wunder in den Zeiten des Neuen Bundes veranschaulichten. Und welch ein wichtiger und entscheidender Schritt mit diesen, der christlichen Kunst so ganz eigenthümlichen typologischen Bildern geschehen war, ließ die Folgezeit immer deutlicher erkennen.

Wäre man von jenen anfänglichen einzelnen Symbolen nicht zu diesen Totalbildern fortgeschritten, so würde man bei der Darstellung einer ganzen Begebenheit wider Willen in das Aegyptische Hieroglyphenwesen verfallen sein. Wurde z. B., wie dies bei der Darstellung der Taufe Christi bisweilen geschah, der heilige Geist durch die Taube, Christus als Lamm und Gott der Vater durch die Worte: „Dies ist mein lieber Sohn ꝛc." dargestellt, so war das Ganze von jener hieroglyphischen Bilderschrift nur wenig verschieden, und jene orientalisch christlichen Abbildungen der Evangelisten, auf denen sie halb als Menschen und halb als Löwen, Ochsen oder Adler erscheinen, erinnern in der That lebhaft an die abenteuerlichen Götterbilder der Inder und Aegyptier.

Um diesen Abweg zu vermeiden, hätte man nun entweder ganz zu der Bilderlosigkeit des Judenthums zurückkehren, oder bei jenen symbolischen Zeichen der früheren Zeit stehen bleiben müssen. Das Erstere aber wollte man schon darum nicht, weil es wie eine Concession ausgesehen hätte, die man nothgedrungen der Engherzigkeit der Juden machte und man an zweckmäßigen Bildern ein sehr willkommnes Hülfsmittel zur Belehrung und Erhebung des Gemüthes zu haben hoffte. Ebenso wenig mochte man sich für das Letztere entscheiden. Denn jene einfachen symbolischen Zeichen genügten weder dem auch auf dem Gebiet der Kunst sich immer mächtiger regenden christlichen Geist, noch waren sie vor Mißdeutung sicher.

Ganz anders war es dagegen mit jenen typologischen Bildern, die in jeder Beziehung ebenso zulässig, als zweckdienlich erschienen. Die ganze Geschichte des Volkes Israel war, vom christlichen Standpunkt aus angesehen, nur ein großartiges, vorbildliches Schauspiel für das, was in den Zeiten des Neuen Testaments geschehen sollte. Warum also hätte, was damals geschehen, und in der heiligen Schrift aufgezeichnet war, um Vorbild für die Zeiten Christi zu sein, nicht auch von dem Künstler dargestellt werden dürfen? Bei Bildern der Art war zudem keine Mißdeutung zu befürchten. Sie befriedigten den Sinn für das Schöne auf

die erlaubteste Weise; machten das Volk mit dem Inhalt des A. T. vertrauter; ließen die Christen den innigen Zusammenhang zwischen den Zeiten der Weissagung und der Erfüllung klarer erkennen, und sprachen oft eindringlicher und beredter zu den Herzen, als der Prediger mit seinen Predigten.

Die Heiden aber hatten außer ihren Götterstatuen auch noch eine Menge Bildsäulen berühmter und verdienter Männer. Sollte die christliche Kirche ihnen hierin nachstehen? Hatte sie nicht, so gut wie das Heidenthum, ihre Heroen, und zwar größere, da der Feind, gegen den sie siegreich gekämpft hatten, ungleich mächtiger und der Kampf bei weitem schwerer war? Dort waren es nur irdische Feinde gewesen, hier der Fürst der Finsterniß selbst; dort hatte der Kampf nur kurze Zeit, hier aber das ganze Leben hindurch gedauert. War es ein Wunder, daß auch die Christen nach und nach anfingen, das Andenken der Apostel, der Märtyrer und anderer um die Kirche hochverdienter Christen — nicht durch Bildsäulen, denn damit hätte man sich zu sehr dem Heidenthum genähert — wohl aber durch Bildnisse auf die Nachkommen fortzupflanzen?

Daher prangten schon gegen Ende des vierten Jahrhunderts die größeren Kirchen mit mannigfachem Bilderschmuck. Man hatte außer dem Kreuz und andern christlichen Symbolen mancherlei Scenen aus dem A. T., ferner die Bildnisse der Apostel und einzelner Märtyrer. Aber all diesem Bilderschmuck fehlte immer noch die Krone; das, was man am liebsten gehabt hätte, war immer noch nicht da — ein Bild Christi. Niemand hatte sich bisher an ein solches gewagt; ja selbst die Frage, ob so etwas überhaupt gewagt werden dürfe, war noch lange nicht beantwortet, und man wäre auch mit der Antwort schwerlich sobald ins Reine gekommen, wenn nicht mit einem Male — Niemand wußte, woher? — alte Christusbilder zum Vorschein gekommen wären, mit der Tradition, daß sie nicht auf gewöhnliche Weise gemalt seien, sondern daß Christus selbst sein Antlitz auf die Leinwand abgedruckt habe.

Sollten diese Bilder von der Kirche anerkannt werden? — Die Gegner derselben sagten: „Nein! denn sollen sie Christum nur nach seiner menschlichen Natur und Gestalt darstellen, so sind sie Beförderungsmittel der Ketzerlehre des Nestorius, der gegen die Lehre der Kirche die beiden Naturen in Christo trennt. Sollen sie dagegen Christum nach seiner göttlichen und menschlichen Natur zugleich darstellen, so sind sie Beförderungsmittel der Ketzerei des Eutyches, der beide, nach der Lehre der Kirche wohl zu trennende Naturen zu Einer, gottmenschlichen Mischnatur vermengt."

„Aber, entgegneten die Vertheidiger der Bilder, — ist Christus in Wahrheit Mensch gewesen, so muß er auch in der Darstellbarkeit seiner äußeren Gestalt allen andern Menschen geglichen haben. Leugnet

ihr diese, so leugnet ihr damit zugleich, daß Christus wahrer Mensch gewesen, und macht euch selbst der Eutychianischen Ketzerei schuldig, da der Darstellung Christi nach seiner menschlichen Natur in der That nichts im Wege stehen kann."

So wurde denn die Anerkennung der Christusbilder ein entscheidendes Kennzeichen, daß man nicht der Eutychianischen Ketzerei zugethan sei.

Ganz ähnliche Bewandtniß hatte es mit den ziemlich gleichzeitig zum Vorschein gekommenen Marienbildern. Der oben erwähnte Nestorius hatte, um die beiden Naturen in Christo zu erklären, die Ansicht aufgestellt, daß man dabei nicht an eine physische Vereinigung, sondern nur an ein Nebeneinanderbestehen in vollkommener Eintracht zu denken habe, und demgemäß auch die Maria nur Mutter Christi, nicht Mutter Gottes nennen dürfe, da er nur als Mensch, nicht als Gott von ihr geboren sei. Somit aber hatte er sie der ihr zuerkannten Verehrung großentheils beraubt und die Marienbilder hatten für seine Anhänger keinen Werth mehr. Wer sich also als Gegner dieser Bilder zeigte, galt demnach für einen Nestorianer, und wer sie in den Schutz nahm, legte damit zugleich Zeugniß ab, daß er nicht der Nestorianischen Ketzerei zugethan sei.

Auf solche Weise war der Kampf für die Bilder zu einem Kampf für die Rechtgläubigkeit geworden, und die Griechische Kirche feiert daher zur Erinnerung an den auf dem Concil zu Konstantinopel 842 über die Bilderfeinde errungenen Sieg noch jetzt alljährlich den ersten Fastensonntag als „Sonntag der Rechtgläubigkeit."

Hiernach wird man es nur als einen Beweis von mangelhafter Einsicht in die theologischen und kirchlichen Verhältnisse jener Zeit ansehen können, wenn manche Schriftsteller bei der Darstellung der Bilderstreitigkeiten den Eifer, mit welchem die Bilderfreunde für die Bilder stritten, nur aus der Aufhetzerei des Pöbels durch die Mönche erklären zu können meinen, die Alles aufgeboten hätten, um nicht der bedeutenden Summen verlustig zu gehen, die sie mit dem Anfertigen von Heiligenbildern verdienten. Es mag dies hin und wieder der Fall gewesen sein, und das Volk häufig nicht gewußt haben, warum es eigentlich für die Bilder kämpfte. Aber es gab auch Theologen, zu redlich, um einem bloßen Beförderungsmittel des Aberglaubens das Wort zu reden, und zu einsichtsvoll, um etwas in Schutz zu nehmen, was ihn nicht verdiente, die sich entschieden für die Bilder erklärten, und warum sie es thaten, läßt sich leicht begreifen. Schon im Allgemeinen hatten die Bilder für die Kirche einen gewissen Werth als charakteristisches Merkmal des Christenthums im Gegensatz zu der Bilderscheu der Juden und Muhammedaner. Die Alt- und Neu-Testamentlichen Bilder hatten einen didaktischen Werth; sie

sollten das unwissende Volk auf die leichteste und bequemste Weise mit dem Inhalt der heiligen Schrift vertraut machen und eine biblia pauperum sein. Die Bilder der Apostel und Märtyrer hatten askettischen Werth; das Volk sollte durch sie zur Nachahmung dieser Vorbilder angespornt werden. Die Christus- und Marienbilder aber — und diese waren es vornehmlich, um welche es sich in dem Bilderstreit handelte — hatten, wie eben nachgewiesen worden, dogmatische Bedeutung.

Von einem künstlerischen Werth war und konnte damals noch nicht die Rede sein. Jene, der Tradition zufolge wunderbar entstandenen Christusbilder waren, wie nicht minder das dem Evangelisten Lukas zugeschriebene Original aller späteren Marienbildern die unabänderliche Norm für alle Bilder der Art und für die Maler überhaupt. Man wollte keine Bilder Christi und der Jungfrau Maria, wie sie ausgesehen haben könnten, sondern, wie sie wirklich ausgesehen hatten, und um dessen gewiß zu sein, mußte das vom Maler neugefertigte Bild genau mit dem von der Kirche als echt und authentisch anerkannten Originale übereinstimmen.

Dazu kam außerdem noch der Glaube an die wunderthätige Kraft, die man dem Gebet vor diesem oder jenem bestimmten Bilde zuschrieb, wodurch die Bilder der gnadenreichen und wunderthätigen Muttergottes allmälig für das Volk zu wunderthätigen Gnadenbildern geworden waren; und daher betete man in dringenden Fällen der Noth nicht gleichviel vor welchem Bild der Jungfrau Maria, sondern wallfahrtete zu einem ganz bestimmten Gnadenbilde, oder suchte sich, wenn das nicht thunlich war, von diesem wenigstens eine ganz treue Copie zu verschaffen.

Die Verehrung der Jungfrau Maria war nach und nach auch auf die Heiligen ausgedehnt worden und hatte, wie dort den Gebrauch der Muttergottesbilder, so hier den der Heiligenbilder veranlaßt und befördert. Bei diesen aber hatten die Maler, um die einzelnen Heiligen von einander zu unterscheiden und ihre eigenthümliche Wirksamkeit oder ihren Märtyrertod speciell anzudeuten, zu bestimmten symbolischen Zeichen ihre Zuflucht nehmen müssen, welche, indem man sie nicht symbolisch, wie sie gemeint waren, sondern historisch deutete, zur Erfindung mannigfacher Wundergeschichten Veranlassung gaben, mit denen die Legenden der Heiligen so überreich ausgestattet sind.

Alles dies, besonders aber der auf die Lehre von dem Verdienst der Heiligen sich gründende Ablaßhandel, war, wie bekannt, für den Evangelischen Protestantismus eine dringende Mahnung gewesen, seine Stimme zum lauten Widerspruch zu erheben, und wie in der Mosaischen Zeit, so ward dem Volke jetzt abermals zugerufen: „Du sollst Dir kein Bild,

noch Gleichniß machen!" was in der reformirten Kirche ausdrücklich als das zweite Gebot hervorgehoben und so streng festgehalten wurde, daß man in den alles Schmucks beraubten Gotteshäusern nicht einmal das Kreuz dulden wollte, während Luther den Eifer der Bilderstürmer entschieden mißbilligte und in dem Mißbrauch der Bilder keinen genügenden Grund zu ihrer gänzlichen Ausrottung sah.

Folgte er hierbei nur einem, auch sonst ihn wunderbar richtig leitenden Takt, oder wußte er darum, daß er auf diesem Gebiet der Kunst außer dem ihm befreundeten Lucas Cranach noch andere sinn- und geistesverwandte Bundesgenossen hatte, die sein Schutzwort für die Werke der Kunst in der Kirche wohl verdienten? So viel wenigstens ist gewiß: an Tizian, Raphael und Correggio hatte er nicht nur Zeit-, sondern auch Bundesgenossen, die auf dem Gebiet der Kunst ganz dasselbe wagten und nach demselben Ziele rangen, wie er auf dem Gebiet der Wissenschaft. Wie er, so kämpften auch sie für die Freiheit des Geistes, und wie er, so wollten auch sie von den Fesseln des Traditionszwanges nichts mehr wissen. Dort galt es das Freiwerden der Wahrheit, hier das der Schönheit.

Bis auf ihre Zeit war nämlich mit den alten byzantinischen Christus-, Marien- und Heiligenbildern, insofern nur sie kirchlich recipirt waren, für die Maler jener byzantinische Typus als unabänderliche Norm festgestellt. Jedes neugefertigte Bild galt nur dann etwas, wenn es dem durch das hohe Alter oft schon ganz schwarz gewordenen Originale zum Verwechseln glich, und so lange dieser Traditionszwang fortdauerte, der dem Künstler die geringste Abweichung verbot, konnte natürlich die Kunst nicht frei werden. Erst als jene Meister mit kühnem Muth die lästigen und jede künstlerische Fortbildung hemmenden Fesseln von sich geworfen hatten, war es möglich, daß die Schönheit frei hervortrat, und Italien wurde in dieser Beziehung für die Kunst, was Deutschland für die Wissenschaft wurde, — das Mutterland der Reformation.

Es war etwas Großes, was jene Künstler unternahmen, und über der Bewunderung ihrer Werke vergißt man nur zu leicht, was sie mit ihnen wagten. Wie Luther, indem er die Schriftforschung frei wissen wollte, damit zugleich auf jeglichen Schutz der kirchlichen Autorität verzichtete, für Alles, was er schrieb und sprach, selbst verantwortlich wurde und sich dem Urtheil jedes Einzelnen preisgab, so auch Jene. Bei ihren Madonnen- und Christusbildern kam ihnen nicht mehr der Schutz der kirchlichen Autorität zu Hülfe; für jeden Pinselstrich waren sie verantwortlich, und während es vormals bei dergleichen Bildern Niemandem einfiel, an eine künstlerische Kritik auch nur zu denken, gaben sie sich dem Urtheil Aller preis. Es fiel günstig aus, auch von Seiten der Kirche; und damit war nicht nur auf dem Gebiet der Kunst das Werk

der Reformation siegreich vollendet, sondern auch auf dem Gebiet der christlichen Bildung ein entscheidender Fortschritt gethan. Denn jene alten Bilder waren gerade durch ihre fremdartige Alterthümlichkeit und ihr mysteriöses Dunkel die Beförderungsmittel eines abgöttischen Wunderglaubens und in der Meinung das Volk zu zauberhaft wirkenden Talismanen geworden. Die Werke jener Meister dagegen erschienen gleich auf den ersten Anblick zu deutlich als Producte der menschlichen Kunst, als daß sie einem abergläubischen Heiligen- und Bilderdienst Vorschub geleistet hätten. Sie waren vielmehr der anschaulichste Commentar zu den Worten des Tridentiner Concils „daß den Bildern an und für sich keine Bedeutung zukomme; daß die äußeren Zeichen der Verehrung, die man dem Bilde beweise, nur der Ausdruck der innern Verehrung sein dürfen, die man dem im Bilde Dargestellten schuldig sei; und daß endlich alle Bilder der Art überhaupt nur ein Mittel sein sollten, das Andenken an die, welche uns Gegenstand der Verehrung oder durch ihr Leben Muster und Vorbilder im christlichen Wandel sind, in uns zu erneuern und lebendig zu erhalten.

Auffallend übrigens, wenn auch nicht gerade unerklärlich, ist das Verhältniß, in welchem Deutschland und Italien seit dem Zeitalter der Reformation in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst zu einander standen. In Italien war die Kunst frei geworden; die Kirche selbst hatte das Recht der Protestation gegen den Traditionszwang anerkannt und das Werk der Reformation gebilligt. Um so treuer hielt man dafür in Beziehung auf die theologische Wissenschaft und das kirchliche Leben an dem Ueberlieferten fest, und nirgends fand der evangelische Protestantismus so wenig Anklang, als hier und überhaupt im Süden von Europa.

In Deutschland dagegen war die Wissenschaft frei geworden; hier und weiter hinauf im Norden hatte sich die Nation für das Reformationswerk erklärt, und gerade hier hielt man in Beziehung auf Malerei länger und strenger, als anderwärts, an den traditionell überkommenen Formen fest, und ward, als man ihrer überdrüßig war, gegen die Werke der Malerei, sofern sie einen christlichen Inhalt hatten, überhaupt gleichgültig, oder feindete sie mit entschiedener Abneigung an.

Ziemlich um dieselbe Zeit, da das durch die Reformation neugeweckte christliche und kirchliche Leben auf beiden Seiten, bei den Evangelischen wie bei den Katholiken einem Zustand der Erschlaffung wich, indem Jene sich äußerlich durch den Schutz der Obrigkeit, innerlich durch ihre Bekenntnißschriften, in denen sie die reine Lehre schwarz auf weiß hatten, vollkommen sicher glaubten, diese dagegen, bei der in ihrer Kirche herrschenden Gleichförmigkeit durch keine Opposition im Innern angeregt und an die Erscheinung einer ihr gegenüberstehenden protestantischen

Kirche bereits gewöhnt, ihre vormalige Polemik gleichfalls allmälig vergessen hatten, stellt sich uns neben dem Hervortreten des Naturalismus jener wunderliche Rococogeschmack dar. Man war in Frankreich zwar dem bei weitem überwiegenden Theil der Nation nach, der katholischen Kirche treu geblieben; aber auch hier war in den höheren Kreisen der Gesellschaft das mittelalterliche Leben in und mit dem Heiligen gewichen, und um die dadurch entstandene Lücke wieder auszufüllen, hatte man die abhanden gekommenen Heiligen durch jene französirten Götter und Göttinnen des heidnischen Olymps zu ersetzen gesucht. Die innere Unwahrheit, welche das hohle und theatralische Prunkwesen jenes Zeitalters charakterisirt, hatte, indem man sich über die eine Lüge mit einer zweiten täuschen wollte, jene Vorliebe, sich in die Zustände eines idyllischen Schäferlebens hineinzuträumen, zur Folge gehabt. Die Nacktheit der Frivolität sollte mit der Nacktheit der Unschuld entschuldigt werden, ja wo möglich dafür gelten. Künstler dagegen, die sich bei ihrem natürlich kräftigen Sinn mit den lügnerischen Gestalten einer theatralischen Schäfer- und Unschuldswelt nicht befreunden konnten, hatten sich lieber in die Dorfschenken, und in die Kreise des derben Landvolks geflüchtet, um hier, wenn auch keine Daphnis und Phyllis, keinen Damon und Menalcas, wie sie bei den Hoffesten figurirten, so doch wenigstens natürliche und mit keinem Theaterprunk gleißende Gestalten zu finden. Andere hatten sich andern Theilen der Genremalerei, der Landschafts-, Thier- oder Blumenmalerei oder der Darstellung von Frühstücksbildern oder sogenannten Stilleben zugewendet, und nur bei Wenigen tritt, wie bei Hogarth, eine moralische Tendenz hervor, durch welche ihre Bilder eine nähere Beziehung zu dem religiösen Leben erhielten.

Die Malerei ging somit, indem sie sich mehr und mehr von dem Inhalt des kirchlichen und christlichen Leben entfernte und der Darstellung weltlicher Gegenstände zuwandte, Hand in Hand mit der Entwickelung auf dem theologischen und kirchlichen Gebiet. Der Rationalismus, wie er sich in den Zeiten der Aufklärungssucht darstellte, war in dogmatischer Hinsicht genau genommen nichts anderes, als eine Rückkehr zu der Orthodoxie des alten Judenthums. Wie damals der Hohepriester, so ergrimmte auch hier der Rationalist im Herzen, wenn er Christum den Sohn des lebendigen Gottes nennen hörte. Streng und starr, wie nur der orthodoxeste Jude, hielt er an dem Jüdischen Monotheismus fest, und vom Christenthum ließ er genau nur soviel gelten, als sich auch jener ganz wohl gefallen lassen konnte. Daher ist es kaum als ein bloß zufälliges Zusammentreffen anzusehen, wenn er auch in Beziehung auf kirchliche Bilder und Bilderwerke dem Juden in seiner Abneigung glich, und die Werke der mittelalterlichen christlichen Kunst, in

denen er nur traurige Denkmäler der finstersten Barbarei und des crassesten Aberglaubens sah, am liebsten zerstörte und vernichtete.

Bekanntlich war es gegen Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, da dieser Rationalismus, der sich für die allein wahre Religion aufgeklärter und denkender Freunde einer vernünftigen Gottesverehrung und für den wahren und echten Protestantismus ausgab, in den Kreisen der Vornehmeren und Gebildeteren fast ausschließlich dominirte, — also eben die Zeit, da es bei den nach Italien kommenden deutschen Künstlern fast herkömmlich geworden war, zur katholischen Kirche überzugehen. Man hat dies gewöhnlich als eine Verirrung bezeichnet, die aus einer krankhaft erregten Künstlerphantasie abzuleiten sei, und die Schuld meist auf die mystisch-katholisirende Richtung einiger Dichter und Schriftsteller jener Zeit geschoben. Aber damit ist die Erklärung nicht gegeben, sondern nur weiter hinausgeschoben. Denn woher, muß man wiederum fragen, die mystisch-katholisirende Richtung jener Schriftsteller?

Beide Erscheinungen des katholisirenden Mysticismus, der artistische wie der politische, sind vielmehr aus dem Widerwillen gegen die Trockenheit und Nüchternheit des Rationalismus hervorgegangen. Dieser hatte damals nicht bloß in der Theologie, sondern auch in dem kirchlichen Gottesdienst und der religiösen Praxis der Protestanten eine solche Geltung erlangt, daß Rationalismus und Protestantismus vollkommen identisch schien. Man bekannte sich entweder als Protestant zur Evangelischen Kirche, und gehörte dann unweigerlich jener eisigen Zone an, in der die zarter fühlenden Herzen erfroren und die Blüthen christlicher Andacht und Innigkeit erstarben, — oder man wollte aus ihr erlöst sein, und dann schien kein anderes Mittel übrig, als der Uebertritt zur Römisch-katholischen Kirche.

Es war dies in doppelter Hinsicht ein Irrthum. Die Maler lernten auf der einen Seite durch ihren Confessionswechsel um nichts besser, seelenvoller und inniger malen, und auf der andern war das, was sie aus der Evangelischen Kirche fortscheuchte, ein Element, das gar nicht in sie hineingehörte. Aber es hatte nun einmal in ihr Platz gegriffen. Den Fremdling, den sie hätte abweisen sollen, hatte sie nicht nur geduldet, sondern selbst Herr im Hause werden lassen, und es ist ja wohl öfter vorgekommen, daß der Sohn vom Hause seinen Platz räumte, wenn ein ihm aufgedrungner Stiefvater das Regiment übernahm und in dem Hauswesen alles änderte und das Oberste zu unterst kehrte.

Das Regiment dieses Fremdlings ist gegenwärtig ziemlich zu Ende, und nicht bloß auf dem Gebiet der Wissenschaft und des praktischen Lebens, — auch auf dem der Kunst hat sich ein christlicherer Sinn geltend gemacht. Die Kunstwerke des christlichen Mittelalters, früher vom Ratio-

nalismus als Producte des crassesten papistischen Aberglaubens verschrieen, später von einem alterthümelnden Mysticismus überschätzt, finden in neuerer Zeit eine immer gerechtere Würdigung als Denkmäler des christlichen Lebens jener alten Zeit und als hochwichtige Zeugnisse für die Entwickelungsgeschichte nicht bloß der künstlerischen, sondern auch der theologischen Bildung. Es gilt nicht mehr für ein Merkmal höherer Geistesbildung, sie zu bespötteln oder mit vornehmer Geringschätzung zu ignoriren; vielmehr fühlt man immer allgemeiner das Bedürfniß, wiederum genauer und besser verstehen zu lernen, was uns in den Bildwerken der Kirchen aus älterer Zeit so vielfach vor die Augen tritt, und ist dies der Fall, so bedarf die nachfolgende Darstellung in Beziehung auf die Wahl des Gegenstandes wohl kaum einer Entschuldigung. Ueber den historischen Entwickelungsgang der bildenden Künste überhaupt und der Malerei insbesondere und über die theoretischen Grundsätze, durch welche der Künstler bei der äußeren Darstellung seiner geistigen Anschauungen sich leiten lassen muß, findet derjenige, welcher neben dem eigenen Studium der Kunstwerke aus den verschiedenen Zeitaltern, auch Bücher zu Rathe ziehen will, in den bekannten und zum Theil ganz meisterhaften Schriften über diesen Gegenstand genügende Belehrung. Aber des nahen Wechselverhältnisses, in welchem der Künstler durch seine Kunst zur theologischen Wissenschaft und zur Kirche steht, wird in der Regel nur im Vorübergehen gedacht, und doch darf er mit Recht darauf Anspruch machen, daß auch dieses gebührend anerkannt und gewürdigt wird. Gesteht er mit dankbarer Anerkennung ein, welche Verdienste sich die Kirche durch ihren Schutz und ihre Pflege um seine Kunst erworben hat, dann darf auch sie den Einfluß nicht verleugnen oder ignoriren, den die Leistungen dieser Kunst auf den Entwickelungsgang der theologischen Wissenschaft gehabt hat; und je klarer beide Theile sich ihres engen Verbandes und Wechselverhältnisses bewußt werden, desto leichter werden sie sich zu einem gemeinschaftlichen Wirken vereinigen und desto eher zwischen dem im Protestantismus hin und wieder geltend gemachten einseitig spiritualistischen Element des Judaismus und dem im Katholicismus oft vorherrschend gewordenen einseitig sinnlichen (ästhetischen) Element des Heidenthums die rechte Mitte finden, welche das Wesen des Christenthums ausmacht, das auch in dieser Beziehung das Wort von der Versöhnung predigt.

I. Der Bilderdienst im Heidenthum.

Lange Zeit hindurch war es die herrschende Ansicht, daß die ersten Menschen, nur um Weniges über dem Thiere stehend, nach und nach erst aus dem thierähnlichen Zustand zu einem höheren Geistesleben erwacht und sich ihrer intellectuellen Anlagen und Fähigkeiten bewußt geworden wären, und man fand einen eigenen Genuß darin, sich in möglichst umständlicher Weise zu veranschaulichen, wie sie wohl durch die Naturbetrachtung zuerst zu ganz dunkel aufdämmernden Ahnungen und von diesen nach und nach zu deutlicheren Vorstellungen von einem göttlichen Wesen gekommen sein mögen.

Je tiefer man jedoch in neuerer Zeit in die Urgeschichte der ältesten Völker nnd ihrer geistigen Entwickelung einzudringen versucht und je sorgfältiger man namentlich die frühsten Spuren ihrer religiösen Bildung verfolgt hat, desto weniger hat sich diese Ansicht als die richtige bestätigt, und die Annahme, daß der Fetischismus, in seiner rohesten Gestalt, die ursprüngliche Form und die Grundlage aller nachmaligen Gottesverehrung gewesen sei, darf mit Sicherheit als irrthümlich zurückgewiesen werden. Denn überall stellt sich die ältere, ursprüngliche Form des Gottesdienstes als die reinere, würdigere, die spätere als die ausgeartete dar.

So in Indien, wo der uralte Brahmacultus eine ungleich ehrwürdigere Stelle einnimmt, als der erst weit später neben ihm sich geltend machende Siwacultus. Den Brahmanen war es Sünde, Blut zu vergießen; daher enthielten sie selbst sich alles Fleischgenusses und auch der Gottheit durften nur unblutige Opfer dargebracht werden. Zu einem streng nüchternen und mäßigen Leben verpflichtet, sollte Jeder unablässig danach ringen, von allen Leidenschaften und unlautern Begierden frei zu werden, um zu jenem ungestörten Frieden des Herzens zu gelangen, der zur stillen Andacht und Betrachtung des Göttlichen die wesentlich nothwendige Bedingung ist. Die ganze Welt mit Allem, was sie enthält, ist nämlich, wie es in der altindischen Religionsphilosophie dargestellt

wird, nur eine Entfaltung des Bram-Atma, des göttlichen Selbst oder des Ur-Ich. Dieses, vor der Schöpfung schweigsam in sich selbst versunken, sprach zuerst das heilige Schöpferwort aus, in welchem es sich selbst entfaltete und wodurch alle Wesen ins Dasein gerufen wurden. Nur in ihm hat Alles sein wahres Wesen und Leben. Von ihm ist Alles ausgegangen; zu ihm muß Alles zurückkehren und die letzte göttliche Welt ist die, wo Keiner mehr „Ich" sagt. Denn rein ist, wie es in den heiligen Urkunden heißt, nur das Herz, das keinen Willen mehr hat, und die von den Indischen Büßern erstrebte Wiedervereinigung mit Bram durch unmittelbare Intuition oder das vollkommene Erkennen, verlangt gänzliche Verleugnung seiner selbst und willenlose Hingebung an das Ur-Ich.

Wie es nun vier Stufen sind, auf denen sich das menschliche Ich von jenem, dem absoluten göttlichen Ich entfernt hat, so sind es eben diese vier Stufen, auf denen der Mensch in dasselbe zurückkehren muß. Auf der ersten und untersten Stufe nämlich ist er das, seiner Trennung von dem Absoluten sich klar bewußte, persönliche Ich. Auf der zweiten wird er, indem er erkennt, daß es für ihn keine wahre Existenz geben kann, als nur in dem göttlichen Ich, zu dem Ich im Atma. Auf der dritten wird er, mit seiner Persönlichkeit sich Gott ganz hingebend, obwohl seines individuellen Seins sich immer noch bewußt, zum Ich-Atma, bis endlich auf der vierten und höchsten Stufe die Erinnerung an das individuelle Sein ganz aufhört und er versinkend in dem absoluten Ich zum Bram-Atma wird.

Eine Emanationslehre, wie diese, setzt bei der speculativen Tiefe ihres Inhalts und der prägnanten Form, in welcher sich derselbe ausspricht, allerdings einen höheren Grad von philosophischer Durchbildung voraus, als daß man sie für den ersten und ursprünglichen Ausdruck des, seines Verhältniß zur Gottheit sich bewußt werdenden Menschengeistes ansehen könnte. Gleichwohl findet sich schon im frühesten Alterthum als wesentlicher Inhalt der Religionslehre fast überall der Grundgedanke: „Von einem göttlichen, reinen Urwesen sind wir ausgegangen; zu ihm müssen wir zurückkehren und die Bedingung der Rückkehr ist die Reinheit des Herzens."

Hierauf beruht die Aegyptische Lehre von der Seelenwanderung, welche eigentlich nur in einer mehr materiellen Weise näher ausführt und in sinnlicheren Bildern veranschaulicht, was die Indische Religionsphilosophie in allgemeineren Zügen und abstracter darstellt. Ebenso beruht hierauf die dem Brahmacultus nahe verwandte Apolloreligion, wie sie in der Lehre des Orpheus erscheint. Denn auch in dieser ist der Opferdienst ein durchaus unblutiger, und die vornehmste und heiligste Pflicht aller wahren Apollo-Verehrer ist die, nach jener Ruhe der

Seele zu streben, die keinen Kampf der Leidenschaften mehr kennt und von allen Regungen der unlauteren Begierden frei ist. Das sicherste Mittel aber, die unruhig durcheinander wogenden Gefühle zu beschwichtigen, sind die sanften Töne der Musik, des Gesangs und der Leyer; daher ist Apollo zugleich der Schutzgott der frommen Sänger, und diese wiederum sind seine Priester; die Musen machen sein Gefolge aus, und da der Stammsitz seines Cultus, der sich von Indien aus nordwestlich nach dem kaspischen und schwarzen Meer hin verbreitet zu haben und namentlich durch Orpheus nach Thracien gekommen zu sein scheint, für Europa das thracische Gebiet war, so ist damit zugleich auch die Frage beantwortet, warum der Musenberg gerade dorthin verlegt wurde, und ebenso wenig darf es uns befremden, wenn die Sage von den glücklichen Hyperboreern und den frommen Apollo-Verehrern im Hyperboreerlande spricht, wie sie schon in den Homerischen Gesängen bezeichnet werden.

Beachtenswerth ist es übrigens, daß Apollo, der, wie es der Anschauungsweise des patriarchalischen Zeitalters so ganz gemäß ist, zunächst als Schutzgott der Heerden erscheint und selbst eine Zeitlang als Schäfer unter den Menschen weilt, zugleich als Sonnengott dargestellt wird, und zwar, wie man nicht unbeachtet lassen darf, nicht als die Sonne selbst, sondern als der Herr derselben, der sie am Himmel herauf- und wieder herabführt.

Ganz Aehnliches finden wir bei den Babyloniern, Phöniziern, Kanaanitern, und den übrigen Völkern Westasiens, wie nicht minder bei den Aegyptiern. Denn der Bel (בֵּל, eigentlich בַּעַל) der Babylonier, der Baal der Phönizier und Kanaaniter, und der Osiris der Aegyptier wurde auch nicht mit der Sonne selbst identificirt, sondern vielmehr, wie schon der Name bezeichnet, als der „Herr“ im Allgemeinen gedacht, und mit ihr nur insofern in Verbindung gebracht, daß sie für sein Symbol und für das Medium seiner in Beziehung auf die Erde und ihre Bewohner sich kundgebenden Wirksamkeit galt. Noch deutlicher stellt sich diese Anschauungsweise bei den Römern in dem Namen Jupiter dar, welcher, wie aus dem parallelen „*Diespiter*“ hervorgeht, unverkennbar an das Indische *dju*, der Tag, und *pitri*, der Vater, erinnert und sonach nur die weichere Form für das ursprüngliche *Djupiter* „Vater des Tages“ ist; und vergleicht man damit die Notiz, daß die altitalischen Völker zwei Hauptgottheiten Dianus und Diana hatten, so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß Dianus oder Janus hier, wie Jupiter bei den Römern, den Gott des Tages oder den Sonnengott, Diana dagegen die Göttin der Nacht oder die Mondgöttin bezeichnete. Der Einwurf, daß der auch von den Römern recipirte Janus demnach mit ihrem Jupiter identisch wäre und sie in diesem

Falle wohl kaum beide zugleich zum Gegenstand ihrer Verehrung gemacht haben würden, ist von keinem Belang. Wie die Griechen, so hatten auch die Römer den Grundsatz: „Jemehr Götter, desto mehr Schutz und Sicherheit.“ Daher nahmen sie, ohne ihrem ursprünglichen Nationalgott untreu zu werden, von den Göttern andrer Völkerschaften so viele bei sich auf, als sie deren habhaft werden konnten, und dies ist mit ein Hauptgrund, daß es der späteren Mythologie der Griechen und Römer so häufig an innerem Zusammenhang fehlt.

Ursprünglich und zunächst scheinen die altgriechischen und altitalischen Völker ganz ebenso, wie die orientalischen, nur von Einem Gott gewußt zu haben, für welchen wir bei den Babyloniern, Phöniziern ꝛc. die Namen Baal, Bel, (vgl. das Sanskr. *pâla*, der Herr) Adon (אָדוֹן, Ἄδωνις), Moloch (von מָלַךְ, herrschen), in Aegypten den Namen Osiris (vgl. das Sanskr. *iswara*, der Herr) in Griechenland den Namen „Zeus“ (Σδεὺς, Δεὺς, wie das lateinische *Deus* deutlich an das Sanskr. „*Dewa*,“ erinnernd) und in Italien die Namen Dianus oder Janus und Diespiter oder Jupiter finden. Alle bezeichnen den Begriff des Herrschers, die italischen aber deuten namentlich auf ein näheres Verhältniß hin, in welchem man sich die Gottheit zur Sonne dachte. Bei den Griechen dagegen erscheinen diese beiden Begriffe mehr auseinander gehalten, wahrscheinlich, weil hier zwei Perioden der religiösen Bildung zu unterscheiden sind, eine frühere, da man nur dem uralten Nationalgott „Zeus“ diente, und eine spätere, da zu dem Zeuscultus von Thracien her der Orpheische Apollocultus oder die Verehrung der Gottheit als Sonnengott hinzukam. Gewiß war es ein Fortschritt, wenn die altgriechischen Völker, die sich in ihrem Zeus wohl nur einen speciell ihnen zugehörenden Haus- und Familiengott gedacht haben mögen, über diesen beschränkten Gesichtskreis hinaus den Blick emporrichten und in dem bisher verehrten Hausgott zugleich den Gott der Sonne und des Himmels erkennen lernten. Aber statt daß sie nun entweder den durch die Orpheischen Lehren erweiterten Gottesbegriff auf ihren Zeus übertragen, oder um des Apollocultus willen den alten Zeuscultus aufgeben mußten, blieben sie diesem treu, nahmen aber daneben auch jenen auf, und in Athen hatte schon in uralter Zeit neben dem Tempel des Zeus auch der Pythische Apollo seinen Tempel. Auf solche Weise konnte natürlich, da der eigentliche und ursprüngliche Gottesbegriff schon an den Namen Zeus geknüpft war, von dem er nicht mehr getrennt wurde, für Apollo nur der specielle Begriff eines Sonnengottes übrig bleiben, und hatte somit die Sonne ihren eigenen Gott, so schien es nicht mehr als billig, daß auch der Mond seine eigene Göttin, die Artemis, erhielt. Dieser zweiten Stufe der

religiösen Entwickelung, oder, wenn man lieber will, Entartung scheinen nun auch jene italischen Namen „Dianus“ und „Diana“ anzugehören.

Eine dritte Periode in der Religionsgeschichte des Heidenthums beginnt mit der Ausbreitung des Siwacultus von Indien her über Asien westlich nach Europa und südlich nach Aegypten hin. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Menschen, jemehr sie, aus der Sphäre kindlicher Unschuld herausgetreten, das lebendige Gefühl der innigen Gemeinschaft mit der Gottheit verloren und den Weg selbstständiger Reflexion eingeschlagen hatten, die Frage nach dem Ursprung der Welt aufwarfen und eine Antwort darauf haben wollten. Den früheren Geschlechtern war die Welt einmal da, ohne daß sie fragten, ob sie von jeher dagewesen sei, oder sie war ihnen aus dem göttlichen Urwesen und Urgrund alles Seins hervorgegangen, ohne daß sie sich um das Wie? näher kümmerten. Den späteren aber genügte weder das Eine, noch das Andere. Sie wollten den Hergang genauer wissen, und dieser schien sich am leichtesten durch die Annahme einer Zeugung erklären zu lassen. Zu einer Zeugung aber gehörten zwei, ein zeugendes und ein empfangendes Princip, und dies stand in offenbarem Widerspruch zu der monotheistischen Grundanschauung der Inder. Daher blieb nichts anderes übrig, als beide Principe in der Einheit eines und desselben göttlichen Wesens zu verbinden, und Siwa, nach der älteren Emanationstheorie die dritte Offenbarungsform des göttlichen Seins, wurde nach der späteren Lehre jener hermaphroditische Gott, der Mann und Weib zugleich die sinnliche Erscheinungswelt ins Dasein rief oder der Naturgott. Sein Symbol war demgemäß auch das Lingam, das wir in dem Phallus der Griechen wiederfinden, und da dieser das charakteristische Merkmal des Dionysoscultus ist, so geht schon daraus hervor, daß der Griechische Dionysos wesentlich kein anderer, als der Indische Siwa ist. Dies bestätigt auch sein Name „Dionysos,“ so viel als „der Gott von Nysa“ d. h. der aus Nysa, einem Thale Indiens am Berge Meru stammende und von dorther eingeführte Gott; und ebenso die Gestalt, in welcher er von den Griechischen Künstlern der späteren Zeit dargestellt wurde. Während nämlich die Indischen Bildner ihn in monströser Weise halb als Mann, halb als Weib abbildeten, wählten die Griechischen, um einerseits dem Dogma, andrerseits den Gesetzen der Aesthetik zu genügen, die Gestalt eines eben mannbar werdenden Jünglings, dem sie die weiche Fülle und Rundung der jungfräulichen Formen gaben..

Zur klaren Einsicht aber, was mit dem Indischen Siwa eigentlich und ursprünglich gemeint war, scheint man weder hier, noch in den übrigen Ländern, wo der Siwacultus Eingang fand, gekommen zu sein. Die ihm zum Grunde liegende Zeugungstheorie führte immer, da die Vorstellung von zwei, ihrer Wirksamkeit nach verschiedenen, in der Gott-

heit aber zur Einheit des Wesens verbundenen Principien für die Meisten zu hoch war, zu der Annahme einer zweiten weiblichen oder empfangenden Gottheit neben dem männlichen, zeugenden Gott, und daher wurde von den meisten Völkern Westasiens dem ursprünglichen Einen Nationalgott, indem man den Siwabegriff auf ihn übertrug, eine weibliche Gottheit zugesellt. Die nähere Bestimmung aber, in welchem Verhältniß man sich diese zu jenem zu denken habe, richtete sich natürlich nach dem Begriff, den man sich von dem männlichen Gott machte. Da, wo er vorzugsweise der Gott der Sonne und des Tages war, dachte man sich in ihr die Göttin des Mondes und der Nacht; so z. B. bei den Phöniziern, die ihrem Baal die Astarte, und bei den altitalischen Völkern, welche dem Dianus, wie schon erwähnt, die Diana zugesellten. Bei den Kanaanitern war er der Herr und König, sie demnach die „Königin des Himmels" (מְלֶכֶת־הַשָּׁמַיִם); bei den Aegyptiern war er, der Sonnengott Osiris, das die Erde befruchtende und alles Leben erzeugende Princip; daher verehrte man im Gegensatz zu ihm in ihr, der Mondgöttin Isis, die von ihm befruchtete Erde oder die Alles hervorbringende Mutter Natur. Er hatte, da seine befruchtende Wirksamkeit gerade dann begann, wenn die Frühlingssonne in das Zeichen des Stieres eintrat, den Stier zum Symbol, und daher erhielt sie zum Symbol die Kuh. In ganz ähnlicher Weise wurde dem altgriechischen Dionysos die Demeter oder Mutter Erde, und dem römischen Bacchus die Ceres an die Seite gestellt.

Immer war es ein und derselbe Gottt, nur von verschiedenen Seiten her betrachtet und daher hier mit diesem, dort mit jenem Namen bezeichnet. Derselbe Gott, den die Griechen von Thracien her unter dem Namen Apollo kennen lernten, war, ebenso wie jener Dionysos, der ihnen, wie es scheint, durch die Kadmus-Colonie zugeführt wurde, wesentlich kein anderer, als ihr uralter Zeus. Nichtsdestoweniger aber erhielt einer neben dem andern seinen Tempel, und sie mochten nun zusehen, wie sie sich mit einander vertrugen. Um des Volkes willen, das man in seinem von den Vorfahren überkommenen Glauben nicht irre machen wollte, durfte der uralte Nationalgott in seiner Ehre und Würde auf keine Weise beeinträchtigt werden; daher hatte sich der später hinzukommende Apollo mit der Sonne begnügen müssen, und für den noch später eingeführten Dionysos, dessen eigentliche Bedeutung wohl in den Mysterien erörtert, vor dem Volk aber geheim gehalten wurde, blieb, damit sich dasselbe doch wenigstens etwas bei ihm denken konnte, nur das Prädicat des „Weingottes" übrig. Ganz eben dasselbe gilt bei den Römern von Janus, Apollo und Bacchus in ihrem Verhältniß zu dem Nationalgott Jupiter, und namentlich über das des Janus zu ihrem Jupiter mögen sie wohl schwerlich je ins Klare gekommen sein.

Die Confusion wäre in der That schon groß genug gewesen, wenn man es hierbei hätte bewenden lassen. Sie sollte aber noch größer werden. Mit der dualistischen Annahme eines zeugenden und empfangenden Princips konnte man sich in der Weise, wie man sich das Wechselverhältniß zwischen beiden dachte, wohl die mit jedem neuen Frühling aufs neue wiederkehrenden Offenbarungen einer schöpferischen Thätigkeit erklären; aber wie war die Erde selbst mit ihrem festen Boden, ihren Bergen und Flüssen geworden? Um nun auf diese Frage eine genügende Antwort zu haben — denn die Annahme von einem Welt-Ei, aus welchem der Phönizischen Theorie zufolge Alles nach nnd nach hervorgekommen sein sollte, ließ doch über das, was man eigentlich beantwortet haben wollte, immer noch in Ungewißheit — entschlossen sich die Aegyptischen Religions-philosophen kurz und gut, einen Weltbildner (Tat, mit dem Artikel Ptat oder Pta, bei den Griechen *Φϑᾶ* genannt) anzunehmen, der nach Manetho der Sohn des Chnuph (Chneph, Chnophi, Chonuphi, Anubis oder Canopus — denn alles dies sind nur verschiedene Formen eines und desselben Namens, mit welchem man den, vor seiner Offenbarung nach Außen hin, nur sich selbst betrachtenden göttlichen Urgeist, den *νοῦς ἑαυτὸν νοῶν* bezeichnete) war und nach der göttlichen Idealwelt die äußerlich sichtbare bildete. Dieser Phtha, der als Aegyptische Gottheit Memphis zum Hauptsitz seines Cultus hatte, wurde nun, sei es, daß man mit seinem Bilde zugleich an die Tradition von der Entstehung der Welt aus einem Ei erinnern, oder die Alles aus ihrem Schooße hervorgebärende Natur veranschaulichen wollte, mit einem, im Verhältniß zu der Zwergähnlichen Gestalt im Ganzen, unförmlich großen, kugelförmigen Bauch, einem Kopf mit großen Augen, Ohren und einem weit offenen Munde, aber kaum bemerkbaren Armen und Beinen dargestellt, und in dieser Form erscheinen überhaupt, wie aus alten Aegyptischen Münzen ersichtlich ist, alle alten Götterbilder der Aegyptier. Der Umstand aber, daß hier bei den Phthabildern die Füße nur schwach angedeutet waren, veranlaßte wiederum die Griechen, da sie auch den Phtha als Hephaistos (Vulcan) in ihre Göttersammlung aufnahmen, ihn zum lahmen und häßlichen Gott zu machen, während sich die dunkle Erinnerung, daß er ursprünglich eigentlich die Personification des Weltschöpferbegriffs war, auf der andern Seite darin geltend machte, daß man ihm die Aphrodite oder Venus, in welcher man das Alles belebende und das ganze Reich der Schöpfung durchdringende Princip der Liebe personificirte, zur Gemahlin gab. Da die Phtha-Theorie jedoch die Weltentstehung nicht aus einer Zeugung, sondern für das Werk eines Verfertigers oder Demiurgen erklärte, so bedurfte Phtha auch kein weibliches, empfangendes und hervorbringendes Princip neben sich, und Venus

war daher neben Vulcan, den die Volksdichtung nachmals zum Schmiedemeister machte, nur die Liebe im Allgemeinen.

Wo so verschiedene Theorien neben einander Aufnahme gefunden hatten, und so verschiedene Personificationen des Gottesbegriffs, jede als eine einzelne, für sich bestehende Gottheit, zum Gegenstand der Verehrung gemacht worden waren, da konnte natürlich bei dem Volk von einer klareren Einsicht in das Verhältniß der Gottheit zur Welt keine Rede sein, und diejenigen, welche tiefer blickten, hätten ihm entweder erklären müssen, daß Zeus, Apollo, Dionysos und Hephaistos allesammt nur Einen und denselben Gott bezeichneten, der monotheistische Zeuscultus sich aber auf keine Weise mit dem dualistischen Dionysoscultus und dieser wiederum nicht mit dem demiurgistischen Phthacultus vertrüge, oder sie mußten sich, wenn sie das nicht wollten, jeder näheren Erklärung enthalten und damit begnügen, dem Volke zu sagen, daß die Götter — denn sobald einmal zu dem Einen ursprünglichen Nationalgott noch mehrere fremde hinzugekommen waren und sich in dem Volksglauben eingebürgert hatten, der unangetastet bleiben sollte, mußte man sich in der Mehrzahl ausdrücken — von den Menschen Verehrung verlangten durch Opfer und ein frommes Leben, und es dafür ihren frommen Verehrern wohl ergehen ließen, den Gottlosen aber übel. Hiermit aber war zugleich die Lehre ausgesprochen, daß sich das Walten der Gottheit nicht nur im großen Ganzen der Natur, sondern auch speciell in den einzelnen Schicksalen des Einzelnen offenbare, und je lebhafter man sich dieser, ohnehin schon dem Menschen von Natur tief inwohnenden Abhängigkeit von einer höheren, göttlichen Macht bewußt wurde, desto mehr sehnte man sich mit seinen individuellen Wünschen und Bedürfnissen nach einem ganz speciellen Gottesdienst. Auch im frühen Alterthum schon hatte das Herz seine Heimlichkeiten, die man wohl der Gottheit anvertrauen, aber nicht allen Andern kund lassen werden wollte. Aber wo und wie konnte man mit ihr allein sein? Dies und der Gedanke, daß man sich erst dann wahrhaft sicher und geschützt fühlen könne, wenn man die Gottheit ganz in seiner Nähe hätte, scheint der Hauptgrund und die erste Veranlassung zum Gebrauch der Götzenbilder gewesen zu sein, wie dies auch aus dem im Alten Testament mehrfach vorkommenden Namen „Teraphim" erhellt, wodurch sie als Unterpfänder eines behaglichen Lebens und häuslichen Wohlstandes bezeichnet werden.*) Demnach waren es häusliche Schutzgötter, die man

*) Vergleicht man das Sanskr. *trip* ergötzen, das Griech. τέρπομαι, und das Arab. تَرِفَ, behaglich leben, so kann es Keinem zweifelhaft sein, daß auch die dem תְּרָפִים zu Grunde liegende Wurzel תרף, obwohl im Hebr. ungebräuchlich, dieselbe Bedeutung gehabt haben muß.

im Allgemeinen als Talismane gebrauchte, und in besonderen zweifelhaften Fällen um Rath fragte. So wird uns 1. Mos. 31, 19 von Rahel erzählt, daß sie ihrem Vater Laban seine Götzen gestohlen habe, und ist auch der Grund, warum sie es that, nicht näher angegeben, so mag es doch kaum ein anderer gewesen sein, als weil sie fürchtete, daß der Vater von den Götzen über ihre Flucht mit Jakob das Nähere erfahren und sie einholen könne. Aus Stellen, wie Ezech. 21, 26 wenigstens, wo es von dem König zu Babel heißt, daß er sich an die Wegscheide stellen und seinen Abgott fragen werde, ob er sich rechts oder links wenden solle, ist klar, daß man dergleichen Fragen an die Götzen richtete.

Was ihre Form und Gestalt betrifft, so ist von den Fetischanbetern bekannt, daß es häufig ein ganz roher Stein oder Klotz ist, vor dem sie anbetend niederfallen. Ebenso war das ursprüngliche Abbild der uralten Phrygischen Cybele, in welcher man auf Grund der Ansicht, daß sich alles Leben aus dem mütterlichen Schoße entwickele, die Mutter des All personificirte, nichts weiter, als ein dunkler, viereckiger Stein, woraus aber keineswegs gefolgert werden darf, daß man sie selbst sich in dieser oder einer ähnlichen Gestalt dachte. Der Stein brauchte vielmehr bloß durch seine Gestalt und Farbe Gegenstand der Bewunderung, oder das Maalzeichen für einen Ort gewesen zu sein, an dem sich etwas Wunderbares ereignet hatte, und es reichte hin, ihn zum Symbol des Göttlichen zu machen. Auch für Jakob, der im streng monotheistischen Glauben aufgewachsen war, hatte der Stein, auf dem er gelegen, da er im Traum die Himmelsleiter sah, um des Traumes willen eine höhere Bedeutung.

Hält man aber den Gedanken fest, daß die im Fetischismus gebräuchlichen äußeren Gegenstände nur insofern Werth und Bedeutung haben, als sie zu Unterpfändern des Naheseins der Gottheit und als Talismane dienen sollen, so wird man es leicht begreifen, wie manche Wilde ihre kurz vorher noch hochverehrten Götzen, wenn ihre Wünsche und Bitten unerfüllt bleiben, verkaufen oder ihnen drohen, sie prügeln, ins Wasser werfen oder zertrümmern. Solche Ausbrüche des kindischen Zorns gelten immer nur den, oft mit ganz freier Willkühr gewählten Stellvertretern für die unsichtbare Gottheit, und diese werden daher ganz ebenso behandelt, wie der Bogen, den der Wilde lieb hat oder zerbricht und wegwirft, je nachdem er sich als brauchbar oder unbrauchbar erweist.

Auf dieser Stufe der religiösen Bildung, wo man für das unsichtbare Göttliche nur überhaupt ein äußerlich sichtbares Zeichen begehrte, war die Form desselben gleichgültig, und man sah nur darauf, daß das neue Götzenbild, das man sich machen ließ, dieselbe Gestalt hatte, wie das, welches dem Vater so gute Dienste geleistet hatte, oder das man den Nachbar mit so gutem Erfolg brauchen sah. Erst als man sich

in Beziehung auf den Gottesdienst über den gewöhnlichen Hausbedarf erhob, und statt eines beliebigen Zeichens ein der Vorstellung von der Gottheit entsprechendes Symbol begehrte, konnte von absichtlich so oder so gestalteten Götzenbildern die Rede sein. Demgemäß finden wir in dem Indischen Siwacultus den Gebrauch des Lingam oder Phallus, wodurch die schöpferische Zeugungskraft des Gottes, und somit er selbst in symbolischer Weise veranschaulicht werden sollte, und bekanntlich durfte auch in Griechenland bei keiner Dionysienfeier der späteren Zeit das auf einer langen Stange vorangetragene Phallusbild fehlen. In noch späterer Zeit wurde das Phalluszeichen als Amulet gebraucht, und so fand man es noch an einigen Pompejanischen Häusern mit der Beischrift: „Hic habitat felicitas," — ein Gebrauch, der sich ganz einfach daraus erklärt, daß Siwa selbst, wie schon sein Name (*Siwa*, als Adjectiv „günstig, glücklich"; als Subst. „das Glück") beweist, der Gott des Glückes war.

Von den zwergähnlichen dickbäuchigen Phthabildern, welche an die demiurgistische Theorie von der Weltentstehung erinnern sollten, ist schon oben die Rede gewesen. Eine ganz ähnliche Bewandtniß aber hatte es auch mit den Aegyptischen Stier- oder Apisbildern. Man hat sie häufig aus dem Aegyptischen Thierdienst erklärt, aber schwerlich mit Recht. Allerdings beruht auch dieser ursprünglich auf der Anerkennung eines die ganze Natur beherrschenden und in allen einzelnen Erscheinungen derselben sich offenbarenden göttlichen Waltens. Man verehrte in den nützlichen und wohlthätigen Thieren die Organe der wohlthätig gesinnten Gottheit, und sah in den, aus Furcht verehrten, verderblichen Thieren die Werkzeuge oder die äußeren Erscheinungsformen feindlich gesinnter Dämonen. Der Apisdienst aber beruht, wie man mit Sicherheit annehmen darf, auf der astronomischen Wahrnehmung, daß das in der Natur neu erwachende Leben gerade in die Zeit fällt, wenn die Sonne im Frühling in das Zeichen des Stieres eintritt. Demnach war der Stier zunächst das symbolische Zeichen der Frühlingssonne, zugleich aber auch, da man in dieser die Offenbarung der Zeugungs- und Befruchtungsthätigkeit des Osiris sah, Symbol dieses Gottes, und da er nachmals die Hauptgottheit von ganz Aegypten war, überhaupt Symbol des göttlichen Schutzes dieses Landes.

Uebrigens kommt der Stier keineswegs bloß bei den Aegyptiern vor. Ueberall, wo die Vorstellung von einem im Frühling seine schöpferische Zeugungsthätigkeit offenbarenden Naturgott Eingang gefunden hatte, finden wir den Stier als Symbol desselben. So heißt Dionysos bei den Griechen der „Stiergestaltige" (*Ταυρόμορφος*); auf Griechischen, wie auf Italischen Münzen kehrt häufig das Bild des Bacchus Hebon — ein Stier mit dem Kopf eines Mannes — wieder,

und von dieser Stiergestalt schreiben sich auch bei Osiris, wie bei Bacchus, die beiden Hörner her, welche aber von den Künstlern der späteren Zeit aus ästhetischen Rücksichten nur leise angedeutet und so viel als möglich durch das gelockte Haar verdeckt wurden.

Neben diesem Symbol des zeugenden männlichen Princips erscheint nun das des empfangenden und hervorbringenden weiblichen meist in Gestalt einer Mutter mit vielen Brüsten. So die Aegyptische Isis und die Ephesische Artemis — eine Darstellung, die man bei der letzteren vollkommen unbegreiflich finden müßte, wenn man den keuschen Dianabegriff der späteren Zeit auf sie übertragen wollte. Die Sache erklärt sich jedoch leicht, wenn man daran denkt, daß die Griechen für den Begriff des Sonnengottes nun einmal den alten Namen Apollo hatten, dem seine Schwester Artemis als Göttin des Mondes zugeordnet war. Der Aegyptische Osiris war nun zwar als Sonnengott ein ganz anderer, als der Griechische Apollo und ebenso die Isis als Mondgöttin eine ganz andere, als die Artemis, und wie jenem eigentlich nur der Griechische Bacchus, so entsprach dieser nur die Griechische Demeter. Aber wie konnte es den Griechen bei so vielen Widersprüchen und Unbegreiflichkeiten in ihrer Götterlehre auf eine mehr oder weniger ankommen? Daher stellten sie in der harmlosesten Naivetät jene alterthümliche Ephesische Artemis mit vielen Brüsten und die jungfräuliche Artemis der späteren Zeit friedlich neben einander, wie dies einige, auf uns gekommene alte Münzen deutlich erkennen lassen.

Auch das Isis- oder Allmutterbild war ein weitverbreitetes, wie es denn überhaupt den Griechen und Römern eigenthümlich war, daß sie, wenn es ihnen mit der Andacht und Gottesverehrung recht eigentlich Ernst war, oder wenn es eine besonders heilige Festfeier galt, nicht die künstlerisch schönen Götterbilder der späteren Zeit, sondern die unförmlichen und mißgestalteten des frühen Alterthums gebrauchten — eine Bemerkung, die, wie es scheint, im Ganzen auch von den übrigen Völkern gilt, so daß man demnach zwischen den in den Tempeln aufgestellten Statuen und den bei der Privatandacht gebrauchten Götterbildern einen Unterschied zu machen hat. Bei den Indern z. B. wurde Brahma als Mannweib mit zwei Köpfen und vier Armen dargestellt, um anzudeuten, daß in ihm (wie es die Siwaiten im Gegensatz zu den Brahmanen von ihrem Siwa behaupteten) das zeugende und empfangende Princip vereinigt sei. Ganesas, der Gott der Weisheit wurde mit einem Elephantenkopf dargestellt, während man für den Leib, die Arme und die Beine die menschlichen Formen beibehielt, sie aber so umbildete, daß sie zu dem schwerfälligen Thierkopf paßten. In ähnlicher Weise stellte man den Aegyptischen Osiris mit einem Habichtskopf dar, weil im Aegyptischen *Bai*, die Seele, und *Eth*, das Herz, das

Compositum *Baieth* aber nicht nur die im Herzen wohnende Seele, den Geist, sondern auch zugleich den Habicht bezeichnet, der demgemäß als Symbol des Göttlichen gebraucht wurde. Alle diese wunderlichen Zusammensetzungen von Thier= und Menschenformen aber gehörten meist nur den Tempeln an, während man sich in Indien auch noch jetzt für den Privat= und Hausgebrauch einfacher Götzenbilder bedient, die zwar auch monströs genug aussehen, aber keinen so bestimmt hervortretenden symbolisch=didaktischen Charakter haben, und erst durch die Weihe des Priesters, der sie mit einem Segensspruch in das geweihte Wasser taucht, zum Gegenstande der Verehrung werden. Vorher überläßt man sie ganz unbekümmert den Kindern zum Spielen, woran man nach der Weihe den größten Anstoß nehmen würde.

Mag übrigens in ästhetischer Hinsicht das Urtheil über jene barocken und monströsen Formen der Tempelstatuen bei den Indern, Aegyptiern und Mexikanern — denn was von jenen gilt, das gilt von diesen in noch weit höherem Grade, und die kolossale Basaltstatue der Aztekischen Todesgöttin Teoyaomiqui zu Mexiko, ein grauenvolles Schreckbild aus Schlangen, Krallen, Schädeln und Knochen zusammengesetzt und mit Perlen und Federputz verziert, übertrifft an Scheuslichkeit Alles, was man sich denken kann — noch so ungünstig ausfallen, man wird nie vergessen dürfen, daß sie auf solche Weise gerade am leichtesten sich als bloße hieroglyphische Darstellungen eines höheren, geistigen Inhalts kund gaben, und in Beziehung auf Schönheit und Ebenmäßigkeit nur darum so wenig genügten, weil sie in Beziehung auf dogmatische Wahrheit und Vollständigkeit desto genügender sein wollten, und man in der vollkommenen Gleichstellung der Götter mit den Menschen eine bedenkliche Vermessenheit gefunden haben würde.

Anders bei den Griechen, deren idealschöne Menschenformen für die Götter man auf keinen Fall für bloße Beweise einer größeren Kunstfertigkeit wird erklären dürfen. Denn die Hand bildet überall nur nach, was das geistige Auge innerlich anschaut, und gelingt es ihr auch nicht mit einem Male und vollständig, so doch nach und nach und annäherungsweise. Hätten die Griechen die religiösen Vorstellungen der Inder oder Aegyptier gehabt, so würden uns in ihren Göttern gewiß ganz ähnliche, abenteuerliche Mischgestalten entgegentreten. Aber es war eben ein wesentlicher Grundzug in ihrem Nationalcharakter, selbst das Höchste und Geistigste in plastischen Formen sich zur sinnlichen Anschauung zu bringen. Bei den Indern tritt uns in allen Kunstwerken ein in phantastischen Bildern sich bewegendes, inniges und glühendes Gefühlsleben entgegen; bei den Aegyptiern ein tiefsinnig grübelnder Verstand, der die hieroglyphischen Zeichen nur braucht, um die Resultate seiner speculativen Forschungen zu fixiren. Bei den Griechen dagegen muß die äußere

Menschengestalt selbst, die dort gleichsam nur die leere Tafel war, auf welcher man die Lehre von der Gottheit in hieroglyphischen Zügen eintrug, zur Trägerin der Gottesidee werden. Auch bei ihnen mochte, wie bereits oben in der Einleitung gezeigt worden ist, die Anwendung der idealschönen Menschenformen ursprünglich auf dem richtigen Grundsatz: „das wahrhaft Gute ist auch das wahrhaft Schöne" beruhen. Aber es gehörte ganz zu der vorherrschend sinnlichen Natur des Griechischen Volkes, bei der Sünde nur ihre äußerliche Häßlichkeit hervorzuheben, und bei der Tugend die äußere Schönheit als wesentlichstes Merkmal anzusehen und demgemäß auch für die ethische Vollkommenheit der göttlichen Natur nur die sinnlich schönen Formen der Menschengestalt als symbolischen Ausdruck zu brauchen, was natürlich zur unausbleiblichen Folge hatte, daß das Gefühl der Andacht und Verehrung, mit welchem man dem Gott nahen sollte, und das Gefühl der Bewunderung und des Wohlgefallens, mit dem man das Menschenwerk des Künstlers betrachtete, auf so untrennbare Weise in Eins zusammenschmolzen, daß die ästhetisch Gebildeten oft selbst nicht wissen mochten, ob sie andächtig gebetet oder im Kunstgenuß geschwelgt hatten. Und in der That mag die religiöse Erhebung des Gemüthes bei ihnen oft eben nur darin bestanden haben, daß sich das Steinbild für den schweigend und unverwandt zu ihm empor Blickenden nach und nach belebte, und in dieser Weise den auf Erden erscheinenden Gott, wenn nicht eigentlich darstellte, so doch wenigstens träumen ließ.

Insofern aber die zahlreichen Bildwerke seit dem Perikleischen Zeitalter das Volk in einer Götterwelt heimisch werden ließen, welche vom Kind bis zum Greise, von der Jungfrau bis zur Matrone in den mannigfaltigsten Formen das Ideal menschlicher Schönheit darstellte, sah sich zugleich der Mensch selbst in jeder Periode und auf jeder Stufe seines Lebens vergöttert, und dies war, wie in künstlerischer Hinsicht die Zeit der höchsten Blüthe, so in Beziehung auf religiöse Erkenntniß die des tiefsten Verfalls. Eben darum aber auch der entscheidende Wendepunkt in dem religiösen Leben der Völker.

Das Heidenthum hatte seinen Entwicklungsgang beendigt und war zu dem Resultate gekommen, zu welchem es auf dem hier eingeschlagenen Wege überhaupt kommen konnte. Durch die Sünde aus dem Leben in Gott und der Gemeinschaft mit ihm herausgetreten, mußten die Menschen, je deutlicher sie sich einerseits ihrer Entfremdung von Gott bewußt wurden, und je lebendiger sie andrerseits erkannten, daß sie die wahre Ruhe und den wahren Frieden nur in der Wiedervereinigung mit ihm finden könnten, diese zur Hauptaufgabe ihres ganzen Strebens machen. Sie fühlten sich innerlich entfremdet von ihm und glaubten daher ihn entfernt von sich. Um ihn also näher zu haben, nahm man im Heidenthum,

das in ihm immer nur den objectiv gewordenen, fernstehenden Gott sah, zu äußeren Zeichen seine Zuflucht, welche ursprünglich nur dazu dienten, die Vorstellung von seiner unsichtbaren Nähe an sie anzuknüpfen, bis sie späterhin selbst als die sichtbaren Repräsentanten der unsichtbaren Gottheit angesehen wurden. Von da an war man bemüht gewesen, diesen Bildern mehr und mehr eine dem Begriff von der Gottheit entsprechende Gestalt zu geben, und die verschiedenartigen Formen, in denen sie bei den verschiedenen Völkern im Gebrauch waren, gaben sich überall als die Resultate bestimmter religionsphilosophischer Theorien kund, durch die sie hervorgerufen waren. Wie früh man aber auch darauf gekommen war, bei diesen Götterbildern die menschliche Gestalt zu Grunde zu legen, so sehr hatte man sich doch, je mehr man den unermeßlichen Abstand zwischen der Gottheit und dem Menschen erkannt hatte, gescheut, sie allein und ohne Weiteres zur Darstellung des Göttlichen zu benutzen, bis endlich die Griechische Kunst den entscheidenden Schritt that, die Gottheit als Mensch erscheinen zu lassen. Tiefer aber konnte sie in dem religiösen Bewußtsein des Menschen in der That nicht sinken, als wenn er, ohne Anstoß daran zu nehmen, sie als Seinesgleichen sich gegenüber sah. Und doch stellt sich das, was hier als Profanation und Carricatur des Heiligen erscheint, in der Menschwerdung des Logos als das wirklich Geschehene dar. Denn wie hier in effigie, so wurde dort Gott in Wahrheit Mensch. Auf der andern Seite aber konnte auch der Mensch sich in seinem Uebermuth nicht höher versteigen, als wenn er, indem er Gott zum Menschen machte, sich selbst zum Gott erhob. Gleichwohl ist auch diese hier übermüthig erzwungene Gemeinschaft mit dem Göttlichen im Christenthum in der That realisirt. Denn der Menschgewordene Gottessohn ist dem Christen zugleich Bürge, daß er durch ihn wieder zu der uranfänglichen Gemeinschaft mit Gott kommen und somit das Endziel seines Strebens — die Wiedervereinigung mit ihm — erreichen werde.

Das Heidenthum stellt sich also auf dieser letzten Entwickelungsstufe seines von der göttlichen Wahrheit sich immer weiter entfernenden Strebens, jene Hauptaufgabe der Menschheit zu lösen, wesentlich nur als das genau entsprechende, aber widerlich verzerrte Gegenbild des Christenthums dar. Sein Resultat ist: „Soll der Mensch zu der verlorenen Gemeinschaft mit Gott wieder gelangen, so muß dieser ihm gleich und Mensch werden," und hiermit ist zugleich ausgesprochen, was die sinnliche Natur des Menschen — denn eben diese ist es, welche durch das Heidenthum repräsentirt wird — fordert, um jene Aufgabe gelöst zu sehen.

Den geraden Gegensatz hierzu bildet das Judenthum, welchem sich demgemäß die Betrachtung zunächst zuwenden muß.

II. Das Bilderverbot im Judenthum.

Wenn irgend einem Volke, so lag dem Jüdischen die Versuchung nahe, menschenähnliche Figuren als Abbilder der Gottheit zu gebrauchen. Gleichsam als sollte die Menschwerdung des Gottessohnes schon auf den ersten Seiten der heiligen Schrift bevorwortet werden, heißt es bald im Anfang: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei," und bald darauf: „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn." Ebenso heißt es 1. Mos. 5, 1: „Da Gott den Menschen schuf, machte er ihn nach dem Gleichniß Gottes," und in dem Noachischen Gebote über den Todtschlag 1. Mos. 9, 6: „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden; denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht."

Während demnach bei andern Völkern die Frage entstehen kann, wie sie eigentlich darauf kamen, ihren Götzenbildern die menschliche Gestalt zu geben, würde hier die Antwort darauf in der heiligen Urkunde selbst gegeben sein.

Um so merkwürdiger und entscheidender war daher das strenge Verbot im Mosaischen Gesetz: „Du sollst dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht, denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, die mich hassen, und thue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten." (2. Mos. 20, 4. 5).

Wie aus der Stelle selbst hervorgeht, bezieht sich dies zunächst auf den Aegyptischen Thierdienst und die dabei gebräuchlichen Bilder. Aber das Mosaische Gesetz verbot nicht nur diese, sondern auch jedes andere äußere Symbol der Gottheit. „Ihr sollt euch, heißt es 3. Mos. 26, 1., keine Götzen machen, noch Bild, und sollt euch keine Säule aufrichten

und keine Maalsteine setzen in eurem Lande, daß ihr davor anbetet"; und selbst in Betreff des bilderlosen Sonnen= und Sterndienstes heißt es 5. Mos. 4, 19: „daß du auch nicht deine Augen aufhebest gen Himmel und sehest die Sonne und den Mond und die Sterne, das ganze Heer des Himmels, und fallest ab und betest sie an und dienest ihnen."

Ja der Parsische Mithrasdienst wurde von den Propheten der späteren Zeit für die gräulichste von allen Arten des Götzendienstes erklärt. So sieht Ezechiel (E. 8, 5) in einer Vision ein Götzenbild gerade am Thor gen Mitternacht, wo man zum Altar des Herrn hineingeht. Aber wie frevelhaft es auch ist, die ihm geweihte Stätte einem Götzen einzuräumen, so heißt es doch: „Aber du wirst noch größere Gräuel sehen." Der Prophet sieht hierauf die Bilder von kriechendem Gewürm und Thieren des Feldes, denen Rauchwerk dargebracht wird, und auch hier heißt es: „Du sollst noch größere Gräuel sehen, die sie thun." Alsdann sieht er Weiber, die über den Thammus*) weinen; indeß auch hier heißt es noch: „Aber du sollst noch größere Gräuel sehen, denn diese sind," und darauf sieht er endlich fünf und zwanzig Männer, die der Sonne zugewendet beten, und hier heißt es: „Menschenkind, siehst du das? Ist es dem Hause Juda zu wenig, daß sie solche Gräuel hier thun?"

Der Grund, warum dies als die sträflichste Art der Abgötterei dargestellt wird, läßt sich leicht erkennen. Bei dem Götzenbilder= und Thierdienst lag das Unvernünftige, ein lebloses Werk von Menschenhänden oder ein tief unter dem Menschen stehendes Geschöpf zum Gegenstand der Verehrung zu machen, klar am Tage, und mit der Verehrung war eigentlich immer nur der unsichtbare Gott gemeint, den man sich auf diese oder jene Weise in einer sichtbaren Gestalt näher zu bringen suchte. Nicht so bei dem bilderlosen Sonnendienst, den die dem eigentlichen Götzendienst gemachten Vorwürfe nicht trafen, und der, jemehr er sich dem äußeren Anschein nach von der Erde zum Himmel erhob und einer rein geistigen Gottesverehrung glich, desto verführerischer und gefährlicher war.

*) Der Thammus (תַּמּוּז), eine Gottheit der Syrer, für welche auch der Name אָדוֹן, der Herr, vorkommt, der im Griechischen Ἄδωνις wiederkehrt, gehört mit seinem Cultus, ebenso wie die Adonisfeier, ursprünglich dem Siwadienst an. Es ist der Natur= oder Jahresgott, der in der letzten Hälfte des Jahres sterben muß, aber im Frühling wieder neugeboren seine schöpferische Thätigkeit entfaltet. Wie bei dem Siwacultus und der Griechischen Dionysienfeier, so waren auch bei dem Thammus= und Adoniscultus vornehmlich, ja an dem Hauptfest ausschließlich Weiber die bei der Feier Betheiligten. Man vergleiche Theokrit's „Adoniazusen."

Wie streng aber auch dem Jüdischen Volk jede Art von Götzendienst und Götzenbildern im Gesetz verboten war, und wie ernstlich und unaufhörlich die Propheten dagegen eiferten — es war eine fast schwindelnde Höhe, zu der es durch die Forderung einer rein geistigen Anbetung Gottes erhoben worden war, und auf der es, ringsumgeben von dem prunkreichen sinnlichen Cultus der heidnischen Nachbarvölker, nur mit Mühe erhalten werden konnte. Unmittelbar nachdem es das Gesetz empfangen hatte, war es in die Abgötterei mit dem goldenen Kalb verfallen. Ebenso aber geschah es auch späterhin noch oft, und jedesmal mußte es für seinen Rückfall in den Götzendienst schwer büßen. Denn alle Leiden, mit denen es heimgesucht wurde, erscheinen in der Bibel nur als Strafen für die Sünde der Abgötterei und der Buhlerei mit anderen Götzen, die der starke, eifrige Gott, der seine Ehre mit keinem andern theilen will, auf das Strengste ahndet.

So ist denn die ganze Geschichte dieses Volkes mit allen seinen Leiden, eigentlich nichts anderes, als eine Geschichte des menschlichen Geistes und seines Ringens gegen die Sinnlichkeit, von deren Macht er frei werden möchte, um das Geistige rein geistig aufzufassen, und der er doch nur zu oft unterlag.

Die sinnliche Natur des Menschen wollte das Göttliche, um es zu begreifen, in der Sphäre der Sinnlichkeit haben; die geistige Natur mit ihrer Erkenntniß der Wahrheit sträubte sich mit aller Macht dagegen, und sah in jedem Versuche der Art einen Frevel, und in jedem Leiden eine Strafe dafür.

Ganz ließen sich allerdings die Rechte der sinnlichen Natur nicht verleugnen. Daher erhielt schon in der Mosaischen Zeit nicht nur der Gottesdienst überhaupt jenen feierlichen Prunk, sondern auch die Stiftshütte jene Zierrathen der bildenden Kunst, welche, ohne der Abgötterei Vorschub zu leisten, das sinnliche Gefühl wohlthuend befriedigen konnten, vielleicht auch sollten. Denn daß mit dem Verbot der Bildwerke nicht die Arbeiten der Holzschneidekünstler und Metallgießer überhaupt, sondern nur eigentliche Götzenbilder gemeint waren, geht schon aus Stellen, wie 2. Mos. 31, 2 ff. hervor, wo es als Rede des Herrn heißt: „Siehe, ich habe berufen Bezaleel, den Sohn Uri, und habe ihn erfüllt mit göttlichem Geist, mit Weisheit und Verstand und Erkenntniß und mit allerlei Werk, künstlich zu arbeiten in Gold, Silber, Erz, künstlich Stein zu schneiden und einzusetzen und künstlich zu arbeiten in Holz.“ Außerdem konnte auch unmöglich ein und derselbe Gesetzgeber ein Verbot der Bildwerke gegeben und bald darauf (2. Mos. 25, 18 ff) die Anfertigung der beiden Cherubim anbefohlen haben, wenn jenes Verbot ein unbedingtes hätte sein sollen.

Bildwerke also, die keinen abgöttischen Zweck hatten, waren nach

dem Gesetz vollkommen gestattet, vornehmlich jene beiden ausdrücklich verordneten **Cherubim** von Gold, die so angefertigt sein sollten, daß sie, zu beiden Seiten des Gnadenthrones stehend, mit dem Antlitz auf ihn hinsehen und mit den Flügeln ihn beschatten sollten. Demgemäß müssen sie aber, wenn sie dem Grundbegriff des Judaismus zufolge keine, auch nicht hieroglyphische Darstellung der Gottheit selbst sein konnten, wenigstens in irgend einer Beziehung zu ihr gestanden haben, und es fragt sich nur, in welcher? — Der Name, von Verschiedenen verschieden erklärt, bezeichnet sie am wahrscheinlichsten als die Gott **Nahestehenden**.*) Denn die Stellen, durch welche man sich genöthigt glaubte, den Begriff des **Fahrens** auf einem **Wagen** in dem Wort selbst zu suchen, lassen sich, wie es scheint, einfacher erklären. Ueber der Bundeslade nämlich, in welcher die Gesetzestafeln niedergelegt waren, befand sich der Gnadenstuhl, auf dem man sich Gott in unsichtbarer Herrlichkeit thronend dachte, und der die Cherubim zur Stütze hatte. Da diese nun geflügelt dargestellt waren, so lag es nahe, sich Gott auf einem von den Cherubim durch die Luft getragenen Thron zu denken, wie es 2. Sam. 22, 11. und Ps. 18, 11 beschrieben ist, und sonach erklärt es sich auch leicht, wie in diesen St. von einem Fahren (oder Reiten) und Fliegen zugleich die Rede sein kann.

Bei Ezechiel aber (C. 1, 4 ff. und C. 10) sind es nicht **zwei**, sondern, mit Rücksicht auf die vier Himmelsgegenden, **vier** Cherubim, die er in seiner Vision sieht, und zwar nicht als einfach geflügelte Wesen, sondern in der vierfachen Gestalt eines **Menschen**, **Löwen**, **Ochsen** und **Adlers**, und dies führte ziemlich natürlich darauf, sich das Ganze als eine Art Wagen mit Rädern zu denken, und jedem der vier Cherubim eines davon mitzutheilen (vgl. C. 10, 9).

Eine andere Frage jedoch ist die: Wie kam der Prophet zu so wunderbaren Mischgestalten? und hierbei ist es nothwendig, sich an die altorientalische Bildersymbolik zu erinnern. In dieser war die Menschengestalt Symbol des Ebenbildes Gottes; der Adler, wie bei den Aegyptiern

---

*) So erklärt **Hyde** (de relig. vett. Persar. p. 263), der כְּרוּב für gleichbedeutend nimmt mit קָרוֹב, nahe, und dabei an das Arab. قَرُب = كرب erinnert. Nach Andern soll כְּרוּב soviel als רְכוּב, Wagen, und nur durch Buchstabenversetzung daraus entstanden sein — eine Erklärung, für welche man sich auf das „Herabfahren Gottes auf den Cherubim" (Ps. 18, 11) und auf die ausdrückliche Erwähnung der **Räder** bei Ezech. 10, 6 beruft. **Eichhorn** (Einleit. ins A. T. III, 80) wies auf die **Greife** (γρύφες) hin, die bei den Persern die Wächter des Goldes und der Kostbarkeiten in den Bergen seien, und erinnerte dabei theils an den Cherub als Wächter des Paradieses, theils an die Stellung der Cherubim bei der Bundeslade, welche sie gleichsam beschützen sollten.

der Habicht, Symbol des göttlichen Geistes, Ochse und Löwe aber Symbole der göttlichen Macht, jener der in Wohlthaten, namentlich in dem Segen des Ackerbaues, dieser der in den göttlichen Strafgerichten sich offenbarenden und Furcht gebietenden Allmacht.

Uebrigens darf nicht unbemerkt bleiben, daß, wie bei der Bundeslade, so auch in dem Salomonischen Tempel (vgl. 1. Kön. 6, 23 ff) immer nur zwei Cherubim, jeder mit zwei Flügeln vorkommen. Die beiden in der angeführten Stelle ausführlich beschriebenen waren von kolossaler Größe, zehn Ellen hoch, von Oelbaumholz, mit Gold überzogen. Jeder Flügel maß fünf Ellen, so daß sie neben einander stehend mit der einen Flügelspitze zusammentrafen, mit der andern die Wand berührten. Da nun auch die übrigen als Schnitzwerk zahlreich im Tempel angebrachten Cherubim jedenfalls nur Nachbilder jener beiden kolossalen waren, so ist auch von ihnen anzunehmen, daß sie paarweise zusammengehörten, und einfach geflügelt zu denken sind, wie denn überhaupt die Erwähnung jener vier Gestalten sich erst bei Ezechiel findet, dessen Beschreibung man sich am besten veranschaulicht, wenn man sich einen vierräderigen Wagen denkt, so eingerichtet, daß er, ohne umgewendet zu werden, sich nach allen vier Weltgegenden hinbewegen kann. Gebildet wird er von den Cherubim selbst durch ihre Vereinigung, indem jeder von ihnen ein Rad mit Felgen voller Augen, und nächst der ihm eigenthümlichen Gestalt, vier Angesichter, rechts das eines Menschen und Löwen, links das eines Ochsen und Adlers und außerdem vier Flügel hat, zwei oben und zwei unten, den Leib zu bedecken.

Wenden wir uns von dieser Schilderung, welche alle Kraft und Gluth einer orientalischen Phantasie in Anspruch nimmt, um sich von der Vision des Propheten auch nur ein ganz ungefähres Bild zu entwerfen, zu der ungleich einfacheren Beschreibung der Cherubim in der Stiftshütte, und vergleichen wir diese mit der bekannteu Vision des Propheten Jesajas (C. 6), so finden wir, trotz einzelner Differenzen, eine auffallende Aehnlichkeit.

Der Prophet sieht den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Stuhl, Seraphim über ihm, jeden mit sechs Flügeln, mit dem einen Flügelpaar das Antlitz, mit dem andern die Füße bedeckend und mit dem dritten fliegend. Ganz ebenso also, wie die Cherubim dort bei der Bundeslade so stehen, daß sie mit den Flügeln den Gnadenstuhl beschatten, heißt es hier von den Seraphim, daß sie „über ihm" (מִמַּעַל לוֹ) standen. Nur ist dort der Stuhl leer, während hier der Herr darauf sitzt, und darin scheint auch der Grund für die Verschiedenheit in der Zahl der Flügel zu liegen. Dort ist alles im Zustand der Ruhe, und ein Flügelpaar reicht hin, den leeren Stuhl zu beschatten. Hier sitzt der Herr alles Lebens selbst in all seiner Herrlichkeit und Heiligkeit auf ihm, und seine

Majestät ist so erhaben, daß die Seraphim in heiliger Scheu Antlitz und Füße bedecken; um fliegen zu können, bedürfen sie daher noch ein drittes Flügelpaar. — Der Name allerdings ist ein anderer. Käme es indeß nur auf diesen an, so ließe sich die Differenz leicht ausgleichen durch die Annahme, daß eben dieselben Wesen, die wegen ihres Naheseins bei Gott „Cherubim" genannt sind, in anderer Beziehung auch „Seraphim" genannt werden konnten. Denn am wahrscheinlichsten wird man immer diesen Namen mit *Gesenius* *) so zu erklären haben, daß sie damit als „Himmelsfürsten," gleichsam der „Adel des Himmels" bezeichnet sein sollen. — Jedenfalls aber — die Seraphim des Jesajas mögen mit den Cherubim der Bundeslade identisch sein, oder nicht — ist soviel klar, daß die Schilderung der ersteren in jener Vision mit dem Anblick, den die letzteren gewährten, auffallend übereinstimmt und wahrscheinlich auch zur Grundlage hat. Der Prophet sieht in seiner Entzückung droben im Himmel dasselbe, was sein Auge hier auf der Erde im Heiligthum des Herrn schaut, nur weit erhabener und vollkommener, als hienieden; hier den leeren Stuhl, droben den in all seiner Herrlichkeit auf dem Stuhl sitzenden Herrn; hier todtes Schnitzwerk, dort Gestalten voll Leben am Thron des Hocherhabenen.

Auch die übrigen Engel, deren die Jüdische Theologie der späteren Zeit noch eine bedeutende Anzahl annahm, dachte man sich durchweg als *geflügelte* Wesen, sei es, weil die Cherubim und Seraphim als solche geschildert waren, oder weil man sich von Anfang an die Diener und Boten Gottes nicht anders gedacht und eben darum auch die Cherubim gerade in dieser Gestalt dargestellt hatte; und diese Vorstellung ist denn auch im Christenthum von den Künstlern bei der Darstellung der Engel zu Grunde gelegt worden.

Am bekanntesten sind durch dergleichen Darstellungen zuvörderst die *vier Erzengel*: *Michael*, *Gabriel*, *Raphael* und *Uriel*.

Michael — meistentheils dargestellt mit einem *gezückten Schwert* in der Hand, einen *Drachen unter seinen Füßen*, — dem Namen nach so viel als „Wer ist wie Gott?" (מִיכָאֵל), ist der jüdischen Engel-

---

*) Er erinnert an das Arab. شرف nobilis fuit, nobili genere natus est, wovon شريف, der Fürst. — *Hieronymus* und die Rabbinen, wie *Kimchi*, leiteten den Namen von שָׂרַף, brennen, ab und dachten sich (vielleicht mit Rücksicht auf die *leuchtenden* Gestirne) *feurige* oder *leuchtende Wesen*. Noch Andere endlich machten *geflügelte Schlangen* aus ihnen, geflügelte, weil Jesajas sie so beschreibt, und Schlangen, weil שָׂרָף eine Art giftiger Schlangen bezeichnet. Schlimm nur für diese Interpreten, daß Jesajas ausdrücklich die *Füße* erwähnt.

lehre zufolge (nach Daniel 10, 13. 21 und C. 12, 1) der Engel der Gnade und Fürsprecher bei Gott für das Volk Israel. Daher ist es sein Geschäft, die reinen Seelen zu Gott empor zu tragen, und der Drache zu seinen Füßen bezieht sich auf seinen siegreichen Kampf mit dem Teufel, der ihn bei Moses an diesem Geschäft hindern und ihm den Leichnam desselben streitig machen will; vgl. Brief Jud. v. 6. 9.

Der Erzengel **Gabriel,** einen Lilienstengel in der Hand, ist nach der jüdischen Engellehre der Engel der Geburt. Daher ist er bei Maria der Bote der Verkündigung, und ebenso soll er es gewesen sein, welcher der Mutter des Simson die bevorstehende Geburt ihres Sohnes anzeigte (Richt. 13, 3 ff.); der Lilienstengel deutet auf die jungfräuliche Geburt Maria's hin.

Der Erzengel **Raphael,** mit Wanderstab und Kürbisflasche, den gewöhnlichen Attributen der Pilger, weil er den jungen Tobias auf der Reise begleitete; oft auch einen Fisch in der Hand, weil der alte Tobias mittelst der Galle eines Fisches von seiner Blindheit geheilt wurde. Der Tradition zufolge war er es auch, der den Hirten bei der Geburt Christi erschien.

Der Erzengel **Uriel,** mit einer Rolle und einem Buch in der Hand, um auf die im N. T. erfüllten Weissagungen des A. T. hinzudeuten. Der Tradition nach soll er die beiden Jünger nach Emmaus begleitet haben, wozu vielleicht der Name (אוּרִיאֵל, Licht Gottes) die Veranlassung gewesen sein mag, insofern jene beiden auf diesem Wege zur vollkommenen Klarheit über den göttlichen Rathschluß der Erlösung kamen.

Nächstdem finden sich öfter auch folgende dargestellt:

Der Engel **Chamuel,** mit Becher und Stab. — Die Tradition bezeichnet ihn nämlich als den, welcher dem Erlöser in Gethsemane erschien und den Becher der Stärkung darreichte; ebenso soll er es gewesen sein, mit dem der Erzvater Jakob gerungen.

Der Engel **Jophiel,** mit einem flammenden Schwert und einer Geißel, als Wächter des Paradieses. — Bei den Kabbalisten nämlich ist er der Fürst der Thorah, und der besondere Beschützer aller Weisen, die mit heiligem Ernst und in frommer Demuth nach der Wahrheit forschen, während er diejenigen, welche nur einem eitlen Wissen nachjagen, streng von sich weist. Da nun die Thorah häufig mit dem „Baum des Lebens" parallelisirt wurde, so lag es nahe, ihn zum Wächter des Paradieses zu machen.

Der Engel **Zadkiel,** mit einem Opfermesser, einen Widder neben sich, weil er es gewesen sein soll, der die Opferung Isaaks verhinderte.

Der Engel **Zaphkiel,** eine Ruthe oder einen Stab in der Hand;

denn nach der Tradition war er es, der den Kindern Israel beim Auszug aus Aegypten und durch das rothe Meer voranzog.

Alle diese Darstellungen gehören übrigens, wie kaum bemerkt zu werden braucht, erst der christlichen Kunst an. Bei den Juden kommen in der Salomonischen Zeit außer den Palmen, Blumen und den kleineren Cherubim, die zur Verzierung der Wände des Tempels als Schnitzwerk angebracht waren (1. Kön. 6, 29. 32. 35), nur noch die zwölf ehernen Rinder, als Träger des ehernen Meeres, und die zehn ehernen Stühle mit den Figuren von Löwen, Ochsen und Cherubim vor (1. Kön. 7, 23 ff.) Andere Nachbildungen von Thieren oder Menschen wurden, da sie dem strengen Bilderverbot im Gesetz zuwider waren und leicht zu abgöttischen Zwecken gemißbraucht werden konnten, entschieden verworfen.

Wie nachdrücklich aber auch die Propheten vor dem Götzendienst der heidnischen Nachbarvölker warnten, — trotz aller Ermahnungen und Strafreden verfiel das Volk, zu sinnlich, um sich auf dem Höhepunkt einer rein geistigen Anbetung zu erhalten, immer wieder in die Sünde der Abgötterei, und das traurige Loos der Knechtschaft, welches die zehn Stämme Israel traf, wird ausdrücklich als die Strafe dafür dargestellt. Ganz ähnlich erging es späterhin den beiden andern Stämmen, die das Volk Juda ausmachten; auch sie sahen in der Babylonischen Gefangenschaft nur die Strafe für ihre Untreue gegen Gott und ihre Theilnahme an dem heidnischen Götzen- und Bilderdienst. So harte Strafgerichte mußten wohl endlich einmal einen tieferen Eindruck machen und dem Volk einen entschiedenen Abscheu vor der Abgötterei beibringen.

Allerdings ließen sich auch noch in der Makkabäischen Zeit Viele durch die Drohungen und grausamen Verfolgungen des Syrischen Königs Antiochus verleiten, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden und den heidnischen Götzen zu opfern. Diejenigen aber, welche sich nicht dazu bewegen ließen, hielten, je härter der Zwang und die Anfeindung war, desto strenger an dem Gesetz fest, und die Bilderscheu der Juden war späterhin so groß, daß sie nach Josephus (Antiquit. XVIII. 5, 3.) den Vitellius baten, die Römischen Feldzeichen nicht durch ihr Land ziehen zu lassen, weil sie die Figuren von Adlern enthielten. Zwar kommt man hierbei unwillkürlich auf die Vermuthung, daß es wohl eher der Durchmarsch des Heeres selbst sein mochte, den sie abwehren wollten, und der angegebene Grund ihnen nur als Vorwand diente. Indeß auch ein solcher konnte nicht ganz aus der Luft gegriffen sein, und außerdem fehlt es auch nicht an bestimmten Zeugnissen, *) daß die strengeren Juden der späteren Zeit wirklich alle Bilder von Vögeln,

*) Vgl. z. B. *Orig.* c. Cels. IV, 37.

vierfüßigen Thieren, Fischen, vornehmlich aber die von Menschen für unzulässig und sündhaft erklärten. Selbst der geistvolle und gelehrte Rabbi Maimonides (st. 1205) wollte zwar die Bilder von Thieren, Bäumen, Blumen, Landschaften ꝛc, nicht aber die von Menschen gelten lassen, da es in der Thorah heiße: Lasset uns den Menschen machen nach unserm Bilde und uns ähnlich, und auf dieser Aehnlichkeit die ganze Herrschaft des Menschen über die sichtbare Natur beruhe — eine Ansicht, welche bekanntlich die Muhammedaner mit den Juden theilten, weshalb sie auch nach 5. Mos. 4, 16 ff. alle Abbildungen von lebendigen Wesen, Männern und Frauen, vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen und Gewürm für Sünde hielten, und sich vor ihnen um so mehr scheuten, da es im Koran (Sur. VI. v. 30) heißt, daß in der Stunde der Auferstehung mit dem Menschen zugleich alle seine Werke auferstehen werden, worüber Jahias, ein Commentator des Koran, folgende Erklärung giebt: „Wenn der Ungläubige aus seinem Grabe hervorgehen wird, dann wird ihm sein Werk, das er in dieser Welt gemacht hat, vorgestellt werden in einer abscheulichen Gestalt, mit gräßlichem Gesicht und düsterer Stimme. Und auf die Frage, wer es sei? wird es ihm antworten: „Ich bin dein böses Werk; du stiegst in der Welt auf mich, heut aber will ich auf dich steigen und nun sollst du mich tragen.“ Darum wird es auf ihn steigen, und Alles, was er sehen wird, wird ihn erschrecken und sagen: „Laß dirs wohl bekommen, du Feind Gottes; du eben bist der, von welchem geschrieben steht: sie werden ihre Last tragen.“ — Da nun nach derselben Sure v. 37. auch die Thiere der Erde und die Vögel des Himmels auferstehen und von Gott, ihrem Schöpfer, wieder die belebende Seele empfangen werden, so werden auch jene sündlich nachgeäfften Thiergestalten von ihren Urhebern eine Seele verlangen, und da diese ihnen keine geben können, als ihr böses Werk sie unabläßig quälen und verfolgen.

In dieser Vorstellungsweise haben bekanntlich auch die seltsamen und phantastischen, meist an die Formen von Bäumen und Blumen erinnernden Darstellungen ihren Grund, die von ihren Erfindern den Namen Arabesken und Moresken erhalten haben. Man wollte mit solchen freien Phantasiebildern dem Vorwurf entgehen, als wage man es, irgend etwas aus dem Bereich der göttlichen Schöpfung nachzuäffen. Gleicherweise haben auch die Arabischen Münzen, einem großen Theil nach, auf beiden Seiten nur Schrift; indeß finden sich doch auch, namentlich aus älterer Zeit, viele, die auf der Vorderseite das Bild des Chalifen haben, was ein sicherer Beweis ist, daß die Scheu vor der Nachbildung der menschlichen Gestalt nicht so groß war, als es bisweilen dargestellt wird. Eigentliche Gemälde aber und namentlich Portraits scheinen dem Muhammedanismus allerdings von Anfang an

ein Gegenstand des Abscheus gewesen zu sein, und daher wurden die Christen hauptsächlich wegen ihrer Bilder von den Muhammedanern wie von den Juden als Götzendiener auf das Heftigste angefeindet.

In diesen Kreisen der religiösen Bildung hatte also, und zwar schon seit der Makkabäischen Zeit — denn Muhammed hatte in dieser Beziehung nur auf- und angenommen, was er im Judenthum vorfand, und dieses war seit jener Reformationsperiode ein fertiges Ganze — der Glaube an den Einen, unsichtbaren Gott, dem eine rein geistige Anbetung zukomme, über alle Versuchungen zum Götzen- und Bilderdienst den Sieg davon getragen. Die sinnliche Natur mit ihren Bedürfnissen und Forderungen war endlich, zwar nicht befriedigt, wohl aber zum Schweigen gebracht, und was im höheren Sinne des Wortes Kunst heißt, war als Product der lüsternen und sündhaften Sinnlichkeit für immer verbannt worden. Die Erinnerung an eine so leidenreichen Vergangenheit, der Gedanke, daß der Verlust jeglicher politischen Freiheit und Selbstständigkeit und das schwer auf dem Volke lastende Joch der Römischen Herrschaft eigentlich nur Strafe für die vormalige Abgötterei sei, der glühende Haß endlich und die trotzige Verachtung, mit der die Juden, stolz auf ihre reinere Gotteserkenntniß, auf die in religiöser Hinsicht so unwissenden, und doch äußerlich so übermächtigen Herren der Welt hinblickten, — alles das hatte eine fast leidenschaftliche Feindschaft gegen Alles, was dem heidnischen Götzendienst irgendwie ähnlich sah, erzeugt, und diese Stimmung des streng orthodoxen Juden muß man sich vergegenwärtigen, wenn man den Eindruck begreifen will, den die Erklärung Jesu Christi, daß er der Sohn des lebendigen Gottes sei, auf den hohen Rath machte. Dort der hocherhabene, unsichtbare Gott, der jeglichen Versuch, ein Bild von ihm zu machen, so feierlich verboten und jegliche Uebertretung seines Gebotes so streng bestraft hatte, und hier ein äußerlich so niedriger Mensch von Fleisch und Bein, der sich selbst für das sichtbare Ebenbild Gottes erklärte — es konnte in der That keinen größeren Contrast geben, und der hohe Rath mußte entweder in tiefster Ehrfurcht vor dem Menschgewordenen Gottessohn die Kniee beugen, oder — über den, welcher eine so furchtbare Gotteslästerung ausgesprochen, den Stab brechen. Und gerade damit war wiederum der das Erlösungswerk vollendende Tod Jesu vorbereitet, durch welchen die Scheidewand niedergerissen wurde, die in dem Jüdischen Spiritualismus Gott und Menschen so schroff von einander trennte, daß die Hoffnung einer Gemeinschaft und Wiedervereinigung als absolute Unmöglichkeit und somit die letzte und höchste Aufgabe alles menschlichen Strebens als unlösbar hatte erscheinen müssen.

III. Der Ursprung der Bilder in der christlichen Kirche.

Waren im christlichen Alterthum, namentlich in den drei ersten Jahrhunderten bei den Christen Bilder im Gebrauch, oder nicht? — Das ist die in dem Streit über die Bilder so häufig wiederholte Frage, die von den Vertheidigern ebenso oft bejaht, als von den Gegnern verneint worden ist. Beide Theile haben sich auf Zeugnisse des Alterthums berufen, und doch kann nur entweder der eine oder der andere Recht haben, oder es muß eine dritte Ansicht die wahre sein, welche eine so allgemein hingestellte Frage weder entschieden zu bejahen, noch zu verneinen wagt, sondern vor allen Dingen eine genauere Verständigung darüber verlangt, was für Bilder hier gemeint sind.

Die ersten Christen, sofern sie aus dem Judenthum stammten, brachten in die christliche Kirche mit der Anerkennung des Dekalogs natürlich auch all den Abscheu vor der Abgötterei der Heiden und ihren Götzenbildern mit, den sie vorher als Juden gehabt hatten. Waren ihnen schon damals die heidnischen Bildwerke ein Gräuel gewesen, wie hätten sie als Christen dieselben mit günstigeren Augen ansehen können?

Ebenso aber konnten auch die aus dem Heidenthum zum Christenthum Bekehrten nur mit Abscheu auf ihre vormaligen Götterbilder zurückblicken, und schon die Furcht vor einem Rückfall in den alten Götzendienst mußte sie bestimmen, dieselben soviel, wie möglich, aus ihrer Nähe zu entfernen. Mochte das Volk sie auch „Atheisten" schimpfen, weil sie weder den Göttern in den öffentlichen Tempeln ihre Verehrung bewiesen, noch auch zu Hause andere Götter hatten, die sie verehrten, — sie ließen sich dadurch nicht irre machen, und selbst die nur zur Ausschmückung der Häuser, Gemächer und Geräthschaften dienenden Gemälde und Sculpturarbeiten mußten, da sie meist an die heidnischen Götterfabeln erinnerten, wenigstens bei den Strenggesinnten, fort.

Der Abscheu vor den Bildwerken konnte natürlich auch in Betreff

ihrer Verfertiger nur ein durchaus verwerfendes Urtheil zur Folge haben. Ein Künstler, der sich vorher mit Götzenbilderarbeit ernährt hatte, und als Christ sein Gewerbe fortsetzen wollte, erschien, wenn nicht selbst als Götzendiener, so doch als Beförderer des Götzendienstes, und was auch zu seiner Entschuldigung vorgebracht wurde, — das christliche Alterthum ließ nichts davon gelten. Ganz kurz und bestimmt heißt es in den Apost. Constitutionen[1]): „Ein Götzenbildverfertiger, welcher Christ wird, lasse entweder ab von dieser Arbeit, oder werde ausgestoßen aus der Kirche."

Nicht minder entschieden erklären sich Justin, der Märtyrer[2]), und Clemens Alexandrinus[3]) dagegen, mit Berufung auf das Bilderverbot im Dekalog, besonders aber Tertullian, der diesen Gegenstand in einer eigenen Schrift (de idololatria) behandelte.

„Wie haben wir denn, heißt es in dieser unter andern, dem Teufel und seinen Engeln entsagt, wenn wir sie machen? Wie haben wir denn denen abgesagt, mit denen, oder vielmehr, von denen wir leben? — Kannst du wohl mit dem Munde leugnen, was du mit der Hand bekennst? mit dem Wort niederreißen, was du durch die That aufbaust? Kannst du Einen Gott predigen, der du so viele machst? den wahren Gott predigen, der du die falschen machst? Ich mache sie, sagst du, aber ich verehre sie nicht. Als ob der Grund, weshalb du sie nicht zu verehren wagst, nicht einerlei wäre mit dem, warum man sie nicht machen soll, da es hier wie dort die Beleidigung Gottes ist. Aber du verehrst sie auch, indem du machst, daß sie verehrt werden können. Du verehrst sie nicht mit dem Opferdampf eines schlechten Opferthieres, sondern mit deinem eigenen Lebenshauch. Du bringst ihnen nicht das Leben eines Thieres, sondern dein eigenes dar. Ihnen opferst du deine Geisteskraft, ihnen spendest du deinen Schweiß, ihnen zündest du das Licht deiner Einsicht an. Du bist ihnen mehr, als der Priester, da sie nur durch dich einen Priester haben. Dein Fleiß ist ihre Götterwürde. Leugnest du auch, daß du verehrst, was du bildest; Jene leugnen es

---

1) *Constit.* VIII. c. 32. *Εἰδωλοποιὸς προςιὼν, ἢ παυσάσθω ἢ ἀποβαλλέσθω.*

2) *Justin.* Dial. c. Tryph. p. 321. *Εἴπατε γάρ μοι, οὐχὶ θεὸς ἦν ὁ ἐντειλάμενος διὰ Μωσέως, μήτε εἰκόνα, μήτε ὁμοίωμα μήτε τῶν ἐν οὐράνῳ ἄνω, μήτε τῶν ἐπὶ γῆς ὅλως ποιῆσαι;*

3) *Clem. Alex.* Protrept. ad gent. p. 54. *Καὶ γὰρ δὴ καὶ ἀπηγορεύεται ἡμῖν ἀναφανδὸν, ἀπατηλὸν ὁρίζεσθαι τέχνην· οὐ γὰρ ποιήσεις, φησὶν ὁ προφήτης, παντὸς ὁμοίωμα, ὅσα ἐν τῷ οὐράνῳ καὶ ὅσα ἐν τῇ γῇ κάτω.*

nicht, denen du dies vorzüglichere und größere Opfer, dein Seelenheil, darbringst." [1])

Daher nennt er auch weiterhin die Verfertiger solcher Bilder „Schutzpatrone der Götzen" und auf den gewöhnlichen Einwurf, daß der Künstler, als solcher, nicht verantwortlich sei für den Gebrauch, den man von seinem Kunstwerk mache, entgegnet er treffend: „Ich darf Anderen in nichts behülflich sein, wenn sie etwas thun, was mir nicht erlaubt ist. Denn aus dem, was mir zu thun verboten wird, soll ich auch erkennen, daß ich dafür zu sorgen habe, daß es nicht durch mich geschieht." [2])

Alle diese mißbilligenden Urtheile aber beziehen sich, wie man sieht, auf die Bildwerke immer nur insofern, als sie mit dem heidnischen Götzendienst in Verbindung standen, und werden hin und wieder alle Werke der bildenden Kunst ohne Ausnahme verdammt, so darf man nicht vergessen, daß es damals überhaupt nicht leicht ein Kunstwerk gab, das nicht an die heidnische Mythologie erinnert hätte.

Eine christliche Kunst kannte man noch nicht, und diese ließ sich in der That auch nicht eher denken, als bis man das Mittel gefunden hatte, die übersinnliche Idee mit der sinnlichen Form so zu verbinden, daß trotz dieser Vereinigung jede ihren eigenthümlichen Charakter behielt, und auf diese Weise die Schönheit des klassischen Heidenthums mit der Wahrheit des Judenthums in jener höheren Einheit darzustellen, wo die Wahrheit des Offenbarungsglaubens die Formen der sinnlichen Schönheit nicht mehr als sündlich verwirft, sondern als Träger für ihre höchsten Ideen benutzt, und die sinnliche Schönheit sich gern ihrem Dienste widmet, weil sie weiß, daß er ihr einen eigenthümlichen Adel verleiht, der ihre Reize erhöht. Das aber gerade ist es, worin das eigentliche Wesen der christlichen Kunst besteht. Denn wie im Dogma, so predigt das Christenthum auch in der Kunst das Wort von der Versöhnung. Im klassischen Heidenthum war die Sinnlichkeit die Gebieterin, und der das Göttliche ahnende Geist der Diener, der sie mit allem, was er hatte, schmücken mußte, und ihm hatte sie den Charakter jener idealen Schönheit zu danken, in der sie prangte. Im Judenthum war der Geist der Gebieter, dem die Sinnlichkeit mit dem Reichthum ihrer Formen vielleicht gern gedient hätte. Aber er fürchtete das Verführerische ihrer Reize, und um durch sie nicht in dem Ringen nach Wahrheit gehindert zu werden, hielt er sie fern von sich und duldete von ihr höchstens die nothwendigsten Sclavendienste. Das Christenthum erst, das der orientalischen Sclavin die Würde der christlichen Hausfrau gab, während sie dem Geist die

1) *Tertull.* de idololatr. c. 6.

2) *Tertull.* l. l. c. 11.

Rechte des Mannes ließ, konnte jenen schönen Bund schließen, dem die christliche Kunst ihr Dasein und ihren eigenthümlichen Zauber verdankt.

Die ersten Versuche verrathen allerdings noch unverkennbar die große Schüchternheit und Aengstlichkeit, mit welcher jenes Werk der Vermittelung und Versöhnung begonnen wurde. Auf der einen Seite bot die klassische Kunst die reizendsten Formen der Schönheit dar. Aber sie waren die Träger des heidnischen Polytheismus, und als solche für den Christen durch den Stempel der Lüge gebrandmarkt. Auf der andern Seite stellte die christliche Lehre die höchsten und erhabensten Ideen dem Geiste, der sie vorher nur in dem Dämmerlicht der Ahnung als verschwimmende Nebelbilder gesehen hatte, in so bestimmten Umrissen und von dem Licht der Offenbarung so hell beleuchtet dar, daß er sie in vollkommener Klarheit schaute. Aber gerade in dieser ihrer Klarheit machten sie einen so überwältigenden Eindruck auf das Gemüth, daß dem Anschauenden das Wort auf den Lippen erstarb; wie hätte ihm nicht der Meißel oder der Pinsel entfallen müssen! Und doch sehnte sich der halb geistige halb sinnliche Mensch immer wieder nach sinnlichen Formen für jene übersinnlichen Ideen, wären es auch nur die allereinfachsten gewesen, um wenigstens einige Erinnerungs- und Veranschaulichungsmittel für das zu haben, was die Predigt des Evangelii durch das Wort dem geistigen Auge darstellte. Die Kirche konnte einen so tief in dem Wesen der menschlichen Natur gegründeten Wunsch nicht verwerfen, und das schüchterne Anerbieten der Kunst, in dieser anspruchslosen Weise dem Christenthum dienstbar und förderlich zu werden, nicht zurückweisen. Daher empfiehlt schon Clemens Alexandrinus *) jene einfachen Bilder, wie die Taube, den Fisch, das Schiff, die Leier und den Anker als christliche Embleme für Siegelringe; außerdem kommen, nächst dem Kreuz, noch das Lamm, der Weinstock, Palmen und Kränze, der Oelzweig, der Phönix, der Hirsch, die Schlange, der Drache ꝛc. als Sinnbilder vor, die seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts in der christlichen Kirche üblich zu werden anfingen, und dies sind überhaupt die ersten Darstellungen der Kunst im Dienste des Christenthums und die ersten Hieroglyphen der großartigen christlichen Bilderschrift, die sich in den Werken der späteren Zeit, immer schöner und reicher entfaltet, unserm Blick darstellt, und der wir unsere Aufmerksamkeit zunächst zuzuwenden haben.

---

*) *Clem. Alex.* Paedag. III. c. 11.

IV. Die symbolischen Zeichen.

1. Das Kreuz.

Unter allen symbolischen Zeichen der Christen war eines der ältesten und gebräuchlichsten das Kreuz, als Symbol der Erlösung. Man pflegte mit ausgebreiteten Händen zu beten, weil man in dieser Stellung Aehnlichkeit mit einem Kreuz hatte. Als eigenthümliches und charakteristisches Christenzeichen war es ferner schon im frühen Alterthum bei der Taufe und Benediction, wie überhaupt bei jeder kirchlichen Handlung gebräuchlich; ebenso bekreuzigte man sich auch zu Hause schon frühzeitig, am Morgen, am Abend, bei der Mahlzeit, beim Beginn jedes Geschäftes und bei jeder Gefahr, gleichsam um alles Uebel dadurch abzuwehren.

Was die Praxis bei diesem vermittelst der Handbewegung gebildeten Kreuze (crux usualis, zum Unterschiede von der crux exemplata oder dem materiellen Kreuze) betrifft, so wird zu ihrer näheren Kenntniß Folgendes hinreichen.

1. Im Alterthum machte man das ganze Kreuzeszeichen, wahrscheinlich mit dem Zeigefinger allein, entweder auf die Stirn, [1]) weil dies der vorzüglichste Theil des menschlichen Körpers und der Sitz des Geistes schien, oder auf den Mund, [2]) weil am meisten mit Worten gesündigt wird, oder auf die Brust, [3]) weil aus dem Herzen die argen Gedanken kommen.

2. Späterhin dagegen wurde es üblich, alle drei Theile, Stirn, Mund und Brust, oder statt des Mundes die beiden Schultern zu berühren, und hierauf beruht der Unterschied zwischen dem sogenannten deutschen und dem lateinischen Kreuz.

---

1) *Tertull.* de coron. milit. c. 3. *Frontem* crucis signaculo terimus.

2) *Hieron.* Epitaph. Paul. „Digitum ad os tenens crucis signum pingebat in *labiis*."

3) *Chrysost.* hom. 87. in Matth. „Signaculo crucis *pectus* tuum munito."

a) Bei dem deutschen (so genannt, weil dabei eine deutsche Formel gesprochen wird, gewöhnlich: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!“) wird mit dem vorgestreckten Daumen der rechten Hand, auf dem der Zeigefinger mit den übrigen quer aufliegt, Stirn, Mund und Brust berührt, während die linke Hand auf der Brust ruht, und es stimmt somit ziemlich genau mit dem Kreuz der Maria von Aegypten, einer frommen Büßerin im V. Jahrhundert, überein, nur daß diese, wie in ihrer Legende berichtet wird,*) Stirn, beide Augen, Mund und Brust berührte;

b) bei dem lateinischen (so genannt wegen der dabei gesprochenen lateinischen Formel „In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen!” oder „Adjutorium nostrum in nomine Domini,” oder „Deus in adjutorium meum intende,” seltener „In nomine Domini nostri Jesu Christi”) wird es mit der flachen rechten Hand gemacht, mit der man zuerst Stirn und Brust, dann die linke und hierauf die rechte Seite berührt.

c) Das griechische Kreuz, bei welchem meist das der griechischen Kirche eigenthümliche Trisagion „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser,“ gesprochen wird, unterscheidet sich von dem lateinischen dadurch, daß zuerst die rechte und dann die linke Schulter berührt, und daß es nicht mit der ausgestreckten flachen Hand gemacht wird, wie denn überhaupt die Stellung der Finger in der russisch-griechischen Kirche zu manchen Streitigkeiten Veranlassung gegeben hat.

1. Die rechtgläubigen Russen nämlich machen es in der Weise, daß sie (zur Hindeutung auf die Trinität) die drei ersten Finger zusammenhalten, und die beiden letzten in die Hand drücken, um an die beiden Naturen in Christo zu erinnern. Außerdem war es den griechischen Christen von besonderer Bedeutung, daß bei dieser Art, das Kreuz zu machen, der ausgestreckte Zeigefinger und der gekrümmte dritte Finger die Zeichen I C (Jesus), und der mit dem Ringfinger sich kreuzende Daumen den Buchstaben X, der kleine, gekrümmte Finger aber den Buchstaben C, beide zusammen also die Zeichen X C (Christus) bilden.

2. Die Raskolniks oder Separatisten in der griechischen Kirche, machten es, da der Mönch Martin, ein Armenier, der um 1149 nach Kiew kam, jede andere Art für ketzerisch erklärt hatte, nur mit dem Zeige- und Mittelfinger, und stimmten insofern mit den alten Dyophysiten überein, die seit dem Streit über die beiden Naturen in Christo beim Kreuzeszeichen gleichfalls zwei Finger brauchten, um auf das Getrenntsein beider Naturen hinzudeuten.

---

*) Vgl. *Surius* ad IX. April.

3. Die Monophysiten machten es grundsätzlich nur mit Einem Finger, um ihren Glauben an das Verbundensein beider Naturen zu einer einzigen „gottmenschlichen" kund zu geben.

4. Noch Andere endlich machten es, wie man dies bei Katholiken auch jetzt noch hin und wieder sieht, indem sie alle fünf Finger zusammendrückten, um sich damit an die fünf Wunden Christi zu erinnern.

Daß es außer diesem Kreuzeszeichen aber auch schon zur Zeit des Tertullian gemalte und aus Holz gefertigte Kreuze gegeben haben muß, beweist eine Stelle in seiner Vertheidigungsschrift für die Christen,[1]) in welcher er unter andern darauf hinweist, welch ein Unterschied zwischen den Holzbildern der Pallas oder Ceres und dem einfachen Kreuz sei. Fehle bei jenen der Kopf und das Gesicht, so wären es rohe, unförmliche Pfähle; dieses dagegen sei auch ohne alle andere Verzierung ein vollkommen verständliches Zeichen des Erlösers.

Zu den Zeiten Konstantins d. Gr. war es bereits in Rom und andern Städten auf den Marktplätzen und an andern öffentlichen Orten aufgerichtet,[2]) und späterhin sah man es fast überall, wohin man blickte. „Man kann, sagt Chrysostomus,[3]) dieses Zeichen überall sehen, in den Häusern, auf dem Markt, in Wüsten, auf den Wegen, auf Hügeln und Bergen, auf den Schiffen, auf den Inseln, an Betten und Waffen, am Schlafgemach, an silbernen und goldenen Geschirren und an den Wänden — denn wir schämen uns des Kreuzes nicht; vielmehr ist es uns lieb und werth, wo es sich auch zeigt." — „Daher malen wir es auch," heißt es in einer andern Homilie eben dieses Kirchenvaters,[4]) „zu Hause an die Wände und Fenster, und machen mit Eifer an der Stirn und im Herzen das Zeichen des Kreuzes.

Ja zur Zeit des Cassian (st. 432) waren einige seiner Mönche sogar auf den Einfall gekommen, daß der Ausspruch Christi: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, der ist mein nicht werth," nicht bloß figürlich, sondern ganz eigentlich gemeint sei, und hatten sich daher schwere hölzerne Kreuze gemacht, die sie mühselig hin und her schleppten, worüber sie aber von den Andern nur ausgelacht wurden.[5])

---

1) *Tertull.* Apolog. c. 16. Quum lignum aliquod propitiatur, viderit habitus, quum materiae qualitas eadem sit: viderit forma, dum id ipsum Dei corpus sit. Et tamen quanto distinguitur a crucis stipite Pallas Attica et Ceres farrea, quae sine effigie rudi palo et informi ligno praestat?

2) Vgl. *Euseb.* Vit. Constant. I. c. 3.

3) *Chrysost.* homil. quod Christus sit Deus. c. IX.

4) *Chrysost.* homil. 55. in Matth.

5) *Cassian.* Collat. VIII. c. 3.

Auch auf Gräbern wurde das Kreuz, wenigstens seit dem IX. Jahrhundert vielfach angebracht, wie dies eine Verordnung des Königs Kenneth von Schottland beweist, in welcher nachdrücklich geboten wird, daß man jedes Grab heilig halten, es mit dem Zeichen des Kreuzes zieren und sich hüten solle, mit den Füßen darauf zu treten. „Sepulcrum omne," lauten die Worte dieser für das kirchliche Leben der damaligen Zeit charakteristischen Verordnung, „sacrum habeto, idque crucis signo adornato; quod ne pede aliquando conculces, caveto."

Diese Sitte hat sich denn auch bei den Protestanten, wie bei den Katholiken bis auf unsere Zeiten erhalten, und die Verfügung eines Concils zu Aquileja*) (im Jahre 1596) „keine hölzernen Kreuze auf den Gräbern zu errichten, damit sich nicht Einer oder der Andere dadurch, daß er mit dem Fuß an sie stößt, versündige" scheint im Allgemeinen wenig Eingang gefunden zu haben.

Was die äußere Gestalt betrifft, so unterscheidet man folgende acht Arten:

1. Das lateinische oder Passionskreuz, auch das hohe genannt, weil der Querbalken den Kreuzesstamm so durchschneidet, daß der untere Theil bedeutend länger ist, als der obere. Bekanntlich ist dies für die Darstellung der Kreuzigung Christi die recipirte Form.

2. Das Petruskreuz, ganz wie das erste gestaltet, nur umgekehrt, weil der Apostel Petrus, indem er sich nicht für würdig hielt, in gleicher Weise, wie sein Herr und Meister zu sterben, sich ausgebeten hatte, daß er verkehrt, mit dem Kopf unten, gekreuzigt würde.

3. Das Griechische Kreuz, bei welchem der Querbalken, ebenso lang, als der Stamm, mitten durchgeht, so daß Ober- und Untertheil mit den beiden Seitentheilen gleiche Länge haben.

4. Das Aegyptische oder Antoniuskreuz, so genannt von Antonius, dem bekannten Einsiedler, in der Thebaischen Wüste, wie ein T gestaltet.

5. Das schrägliegende Burgunder- oder Andreaskreuz, so genannt, weil der Apostel Andreas an einem solchen gekreuzigt wurde.

6. Das Berenwarduskreuz (oder das Goldschmiedszeichen) ein kurzes Handkreuz, unten zugespitzt, so daß es fast wie ein Dolch aussieht. Seinen Namen hat es von dem Bischof Berenwardus von Hildesheim, der ein solches selbst verfertigt hatte, das im Hildesheimer Dom noch aufbewahrt wird.

---

*) *Concil. Aquilej.* c. 16. Nec ligneae cruces mortuorum tumulis in coemeteriis figantur, ne sacrorum signorum conculcatione irreverentiae culpa committatur.

7. Das **Doppelkreuz**, bei welchem die dem Querbalken parallel laufende kürzere Querleiste auf die Inschrift am Kreuze Christi hindeuten soll, entweder in Form eines kurzen Handkreuzes, oder eines langen, oben als Doppelkreuz endigenden Stabes, der zu den päpstlichen Insignien gehört.

8. Das **dreifache Kreuz** der russischen Raskolniks, die außer der oberen Querleiste unterhalb noch eine zweite hinzufügten, weil sie wissen wollten, daß an dem Kreuz Christi auch zu seinen Füßen ein Querbalken gewesen sei.

II. Das Lamm.

Einer ebenso frühen Zeit, wie das Kreuz, gehört das **Lamm**, als Symbol des Weltversöhners, an. Schon Johannes, der Täufer, ruft auf Christum hindeutend aus: „Siehe, das ist Gottes **Lamm**, welches der Welt Sünde trägt" (Joh. 1, 29). In ähnlicher Weise sagt der Apostel Paulus: „Wir haben auch ein **Osterlamm**, das ist Christus, für uns geopfert" (1. Kor. 5, 7) und ebenso erinnert Petrus die Christen daran, daß sie mit dem theuren Blute Christi als eines unschuldigen und unbefleckten **Lammes** erlöst worden seien (1. Petr. 1, 19).

Je weniger man nun in den ersten christlichen Jahrhunderten die Person Christi selbst darzustellen wagte, desto willkommner mußte ein solches symbolisches Bild für ihn sein, und wie eifrig und ausdauernd es selbst in weit späteren Zeiten noch gebraucht wurde, mag daraus hervorgehen, daß noch auf dem **Trullanischen** Concil in Konstantinopel (682) eine eigene Verordnung darüber gegeben wurde, daß die Maler nicht mehr, wie bisher, Christum in Gestalt eines **Lammes**, sondern in Menschengestalt, wie er auf Erden erschienen sei, darstellen sollten.*) Denn wie ehrwürdig dieses Bild auch sein möge, so sei es doch immer nur ein Sinnbild des Erlösers, das man um so eher entbehren könne, da man ihn in seiner Menschengestalt selbst habe.

---

*) *Concil. Trull.* c. 82. *Εν τισι τῶν σεπτῶν εἰκόνων γραφαῖς ἀμνὸς δακτύλῳ τοῦ προδρόμου δεικνύμενος ἐγχαράττεται, ὃς εἰς τύπον παρελήφθη τῆς χάριτος, τὸν ἀληθινὸν ἡμῖν διὰ τοῦ νόμου προϋποφαίνων ἀμνὸν Χριστὸν τὸν θεὸν ἡμῶν. Τοὺς οὖν παλαιοὺς τύπους καὶ τὰς σκιὰς, ὡς τῆς ἀληθείας σύμβολά τε καὶ προχειράγματα παραδεδομένους τῇ ἐκκλησίᾳ κατασπαζόμενοι, τὴν χάριν προτιμῶμεν καὶ τὴν ἀλήθειαν, ὡς πλήρωμα νόμου ταύτην ὑποδεξάμενοι. Ὡς ἂν οὖν τὸ τέλειον κἂν ταῖς χρωματουργίαις ἐν ταῖς ἁπάντων ὄψεσιν ὑπογράφηται, τὸν τοῦ αἴροντος τὴν ἁμαρτίαν τοῦ κόσμου ἀμνοῦ Χριστοῦ τοῦ θεοῦ ἡμῶν κατὰ τὸν ἀνθρώπινον χαρακτῆρα καὶ ἐν ταῖς εἰκόσιν ἀπὸ τοῦ νῦν ἀντὶ τοῦ παλαιοῦ ἀμνοῦ ἀναστηλοῦσθαι ὁρίζομεν.*

Vergleicht man diese Verfügung mit den Ansichten und der Praxis der früheren Zeit, die von eigentlichen Christusbildern durchaus nichts wissen und höchstens dergleichen Symbole gestatten wollte, so kann man sich allerdings über sie nur wundern. Indeß hatte doch auch sie ihren guten Grund. Denn abgesehen von dem ungebildeten Volke, das sich durch die nahe liegende Verwechselung des Symbols mit der Sache selbst leicht zu allerlei abergläubischen Vorstellungen verleiten ließ, bot der Gebrauch desselben, wie bereits oben erwähnt worden, den Muhammedanern und Juden, die erwünschteste Gelegenheit dar, sich über die Christen lustig zu machen, als beteten sie ein Schaf an.

Gleichwohl blieb auch späterhin, zumal seitdem man den Spott jener Bilderfeinde nicht mehr zu fürchten hatte, das symbolische Lamm fort und fort im Gebrauch. In der Griechischen Kirche heißt das Abendmahlsbrot noch heutzutage „das Lamm" und hat das Bild eines solchen als Siegel. Ebenso hat sich in der Römischen Kirche der Gebrauch des Agnus Dei — bekanntlich ein rundes Stück Wachs, mit der Figur des heiligen Lammes und der Kreuzesfahne oder Johannes der Täufer mit Lamm und Fahne, der Jahreszahl und dem Namen des Papstes — bis in unsere Zeiten erhalten und der Papst weiht und verschenkt deren noch jetzt eine große Menge, wie denn auch jene kleinen Lämmer von Wachs mit der Fahne, und Backwerk in Form eines Lammes um die österliche Zeit in protestantischen wie katholischen Gegenden noch gegenwärtig üblich sind.

Auf alten Bildwerken erscheint das Lamm häufig unten an einem einfachen Kreuz, oder in der Mitte desselben — eine Zusammenstellung, die keiner weiteren Erklärung bedarf, wenn man sich erinnert, daß die Crucifixe (oder die Bilder des ans Kreuz gehefteten Erlösers) erst in den Zeiten nach Karl d. Gr. gebräuchlich wurden, während man sich vorher aus Scheu vor der Darstellung der Person Christi mit dem einfachen Kreuz begnügte. Wollte man also den Erlöser am Kreuz dargestellt haben, so schien es das Beste, dazu das symbolische Lamm zu brauchen.

Ebenso leicht erklärt es sich, warum **Johannes der Täufer** mit einem Lamm im Arm, oder dasselbe auf einem Buche tragend abgebildet wird. Als Vorbote Christi trug oder führte er diesen gleichsam in die Welt ein, und das Buch, auf dem er das Lamm trägt, deutete auf die Weissagungen des A. T. hin, die in Christo ihre Erfüllung hatten.

Bei **St. Agnes**, die gleichfalls mit einem Lamm zur Seite oder im Arm abgebildet wird, gründet sich diese Darstellung auf eine Erzählung des Bischofs Ambrosius von Mailand, nach welcher den am Grabe der St. Agnes wachenden Eltern eine Schaar heiliger Jungfrauen in prächtigen Gewändern erschienen war, unter denen sich auch die fromme Tochter befand, gleichfalls in ein prächtiges goldenes Gewand gekleidet und ein

schneeweißes Lamm tragend. — Jedenfalls soll dies auch hier zunächst das Symbol Christi sein, der als Opferlamm für sie gestorben war, wie sie den Märtyrertod für ihn starb; wahrscheinlich aber ist mit dem Lamm (agnus oder agna) zugleich auf ihren Namen angespielt.

Das Bild eines Lammes mit sieben Hörnern und sieben Augen, als Symbol Christi und der sieben Geistesgaben, ist aus Offenb. 5, 6. 12. entlehnt.

Außerdem ist das Lamm aber auch nicht selten Symbol der Christen. Wenn nämlich Christus schon im frühen Alterthum als der gute Hirt, ein Lamm oder Schaf auf der Schulter oder im Arm tragend dargestellt wurde — und schon Tertullian *) kennt dies als eine Verzierung des Abendmahlskelches — so konnte das letztere natürlich hier nur Symbol der heilsbedürftigen und vom Heiland aufgenommenen Menschen sein. Demgemäß sind auf alten Bildern auch die Jünger bisweilen als zwölf Lämmer dargestellt, und vielleicht hat man ebenso bei den Heiligenbildern und Legenden, in denen die Heiligen selbst als Hirten dargestellt sind, welche die Schafe hüten, als Grundgedanken nur den festzuhalten, daß sie Seelenhirten waren, wie ja das griechische ποιμήν und das lateinische pastor schon frühzeitig zur Bezeichnung des geistlichen Standes gebräuchlich war.

An und für sich ist es allerdings nichts Unwahrscheinliches, wenn die Legende von **St. Wendelin** berichtet, daß er, ein schottischer Königssohn, der aber auf allen irdischen Glanz verzichtete und ganz den Andachtsübungen hingegeben, lange Zeit als Einsiedler lebte, späterhin zu Trier als Viehhirt in den Dienst eines gottlosen Edelmannes trat, diesen bekehrte, und darauf sich in ein Benedictinerkloster begab, wo er 1015 starb. — Indeß liegt doch auch der Gedanke nicht fern, daß der Legendenerzähler aus dem Seelenhirten, wenn der Maler in seiner symbolischen Darstellungsweise ihn als Hirten unter seinen Schafen abgebildet hatte, einen wirklichen Viehhirten gemacht haben kann. Schon der Contrast zwischen dem Glanz der königlichen Herkunft und der Niedrigkeit des Hirtenstandes konnte ihn dazu auffordern, und will man in seinen kritischen Zweifeln noch weiter gehen, so kann selbst der Königssohn seinen Grund darin haben, daß man zu dem wirklichen Viehhirten, den man aus dem geistlichen Seelenhirten gemacht hatte, einen recht schlagenden Gegensatz haben wollte.

Aehnliches gilt von **St. Magnus**, der, wie die Legende meldet, schon als Kind große Lust zum Studiren zeigte. Sein Vater jedoch, in äußerst dürftigen Umständen, zwang ihn, des Unterhalts wegen die Schafe zu hüten, was der Knabe weinend that. Da erschien ihm einst

---

*) *Tertull.* de pudicit. c. 10.

ein Engel, der ihm zehn Pfund Goldes schenkte, die er sogleich dem Vater brachte. Dieser theilte sie brüderlich mit den Armen des Ortes; dem Knaben aber kaufte er achtzehn Schafe, die sich so schnell vermehrten, daß er nunmehr die Mittel hatte, seinem innern Beruf zum geistlichen Amt zu folgen. — Die späteren Bilder stellen ihn daher häufig als einen die Schafe hütenden Knaben dar, einen Engel zur Seite, der ihm jenes Geschenk darreicht.

Nicht minder fühlt man sich bei **St. Florens**, der 675 als Bischof v. Straßburg starb, versucht, die Legendenerzählung, daß er vorher im Walde Hassat im Elsaß als Einsiedler lebend Ackerbau getrieben und die Schafe gehütet habe, wobei ihm Bären und andere Thiere des Waldes behülflich gewesen seien, so aufzufassen, daß es dem Heiligen durch seine Weisheit und seinen beharrlichen Eifer endlich gelungen sei, die wilden trotzigen Heiden so weit zu bringen, daß sie aus Feinden und Verfolgern der christlichen Gemeine zuletzt Hüter und Beschützer derselben wurden.

III. Der Weinstock.

Nach Joh. 15, 1. 5 nennt Christus selbst sich einen Weinstock und seine Jünger die Reben. Es konnte daher nicht fehlen, daß man beides frühzeitig als symbolische Zeichen für Christum und die Christen brauchte, wenn man gleich in den ersten Zeiten etwas vorsichtig sein mußte, da diese Bilder auch dem heidnischen Bacchusdienst eigen waren. Sobald jedoch die christliche Kirche über das Heidenthum gesiegt hatte, und in dieser Hinsicht kein Anstoß mehr zu befürchten war, wurde dieses Symbol ziemlich häufig, und zwar um so lieber gebraucht, weil die Trauben des Weinstocks zugleich an den Abendmahlswein erinnerten. Zur Stütze für den sich emporrankenden Wein bot sich von selbst das Kreuz dar, oder es wurde auch wohl das symbolische Lamm mit Reben oder Weintrauben geschmückt.

Nächstdem findet sich der Weinstock oder eine Weintraube auch auf einigen Heiligenbildern. So namentlich bei **St. Urban**, Bisch. v. Langres, dem Schutzpatron der Weingärtner, welcher der Legende zufolge auf Anrufen derselben eine Menge Wunder in den Weinbergen gethan haben soll. Bekanntlich fällt auch sein Gedächtnißtag auf den 25. Mai, also in eine Zeit, die für die Weinblüthe entscheidend ist.

Auf dem Bilde des **St. Davinus**, das ihn in der Regel an einem Grabe stehend darstellt, auf dem ein Weinstock sichtbar ist, bezieht sich dieser darauf, daß aus dem Grabe des Heiligen ein Weinstock hervorgewachsen sein und so wunderbare Trauben gehabt haben soll, daß die Kranken durch sie alsbald wieder gesund wurden. Vielleicht hat man aber auch hier zunächst nur an die wunderbare Wirkung des Abendmahls-

weines bei (Geistig- oder Leiblich-) Kranken zu denken, und das Hervorwachsen des Weinstocks aus dem Grabe des Heiligen könnte darin seinen Grund haben, daß die Kirchen und namentlich der Altar, an welchem die Communion stattfindet, gern über dem Grabe der Märtyrer errichtet wurde.

Auf dem Bilde des **St. Maximus**, Bisch. v. Nola, sieht man seitwärts ein Weintraube an einem Dornstrauch, und die aus einem Gedicht des Paulinus v. Nola entlehnte Legende berichtet: Er sei in einer Christenverfolgung geflüchtet und statt seiner habe man seinen Diakon Felix v. Nola gefangen genommen, nachher aber wieder freigelassen, worauf er in einer Wüste den ganz verschmachteten Bischof wieder gefunden, und durch eine Traube, die an einem Dornenstrauch gehangen, wieder belebt und erquickt habe.

Auch hier wird man leicht in der poetischen und der bildlichen Darstellung den Grundgedanken wieder erkennen. Der Bischof, der sich, statt in der Verfolgung seine Glaubenstreue zu bewähren, der Gefahr durch die Flucht zu entziehen gedachte, kam dadurch zwar für den Augenblick in Sicherheit. Aber fern von der Gemeinschaft mit Christo, und der Stärkung durch das heilige Abendmahl beraubt, sah er sich, wo er auch sein mochte, gleichsam in einer Wüste, in der er an Leib und Seele verschmachten mußte, und nur indem sein Diakon ihm jene Stärkung darreichte, fühlte er sich wieder neubelebt. Die Traube am Dornbusch erinnert außerdem zu lebhaft an das Wort Christi: „Liest man auch Trauben von den Dornen?“ als daß man sie nicht von daher ableiten sollte.

IV. Der Pelikan.

Bei einigen Bildwerken sieht man über der Dornenkrone des am Kreuz hängenden Erlösers das Nest eines Pelikans mit seinen Jungen, und ebenso findet sich derselbe häufig an Hochaltären. Bekanntlich berichtet die mythische Naturgeschichte von ihm, daß er unter allen Thieren am meisten die Schlange zu fürchten habe, die sich in seiner Abwesenheit gern in sein Nest schleiche, und seine Jungen tödte. Um diese nun wieder lebendig zu machen, ritzt sich der alte Pelikan selbst mit dem Schnabel die Brust auf, und sein Blut hat die wunderbare Eigenschaft, daß die Getödteten davon wieder aufleben. In der That ein höchst passendes Symbol des zum Heil der Menschen, die ja auch seit den Zeiten des Paradieses in der Schlange ihren größten Feind zu fürchten haben, sich opfernden und sein Blut vergießenden Erlösers, vielleicht zu passend, um nicht auf die Vermuthung zu kommen, daß die Pelikanfabel selbst ursprünglich nur eine allegorische Darstellung der christlichen Erlösungslehre sein sollte.

V. Die Leier.

Es kann auf den ersten Anblick befremden, daß Clemens Alexandrinus unter den christlichen Emblemen auch die Leier nennt. Man ist zu sehr gewöhnt, bei ihr an Apollo, an die Musen oder an die Dichter des heidnischen Alterthums zu denken, als daß man sogleich eine Beziehung auf das Christenthum herausfände. Erinnert man sich jedoch, daß die Psalmen, wie im hebräischen Alterthum, so auch in späterer Zeit unter musikalischer Begleitung gesungen wurden, so leitet schon dies darauf, daß man die Leier als Symbol des christlichen Gottesdienstes und insbesondere der Lobpreisung Gottes aufzufassen habe.

Hierzu kommt außerdem noch die eigenthümliche Bedeutung des uralten und von den Griechen hochverehrten Orpheus, auf den auch die christlichen Kirchenväter vielfach hinwiesen, um den Heiden zu beweisen, daß ihre eigenen Sänger der Vorzeit schon die Grundwahrheiten der christlichen Religion gekannt und mehr oder weniger deutlich in ihren Gesängen vorgetragen hätten.

So erinnert Lactanz: *) „Orpheus habe bereits den Einen, wahren Gott gelehrt, ihn, weil nichts vor ihm gewesen, sondern alles durch ihn erst entstanden sei, den Erstgeborenen (*πρωτόγονον*) und weil er von allem Existirenden zuerst offenbar geworden sei, *Φάνης*, den Erscheinenden, genannt und außerdem von ihm gelehrt, daß er der Vater aller Götter sei, der, um ihnen und ihren Kindern einen Wohnort zu geben, den Himmel und die Erde geschaffen habe."

Nächstdem wiesen die Kirchenväter, um dem Spott der Heiden über die Verehrung eines Gekreuzigten zu begegnen, darauf hin, daß auch ihr hochgefeierter Orpheus eines gewaltsamen Todes gestorben sei, indem rasende Weiber seines eigenen Volkes ihn zerrissen hätten. Ebenso wenig ließ man das Hinabsteigen des Sängers in die Unterwelt, aus der er wiederum ins Leben zurückgekehrt sei, unbenutzt, weil es eine passende Analogie für die Auferstehung Christi war, und noch mehr bot die Sage von der, die wilden Thiere und alle Elemente beherrschenden Macht der

*) *Lactant.* Instit. I. c. 5, 4. Orpheus, qui et vetustissimus poetarum et aequalis ipsorum Deorum (siquidem traditur inter Argonautas cum Tyndaridis et Hercule navigasse) Deum verum et magnum *πρωτόγονον*, primogenitum appellat, quod ante ipsum nihil sit genitum, sed ab ipso sint cuncta generata: eundem etiam *Φάνητα* nominat, quod, quum adhuc nihil esset, primus ex infinito apparuerit et exstiterit. — Hunc ait esse omnium Deorum parentem, quorum causa coelum condiderit liberisque prospexerit, ut haberent habitaculum sedemque communem.

Orpheischen Gesänge zu einer Vergleichung mit Christus vielfache Gelegenheit dar. Orpheus hatte mit seinem Gesang und seiner Leier den Sturm des Meeres beschwichtigt; Christus hatte es durch sein bloßes Wort gethan. Jener hatte durch die Macht seiner Töne den Fürsten der Unterwelt erweicht, daß er die Eurydice frei zu geben Willens war; dieser durch sein Wort die Todten wirklich wieder ins Leben zurückgerufen. Jener hatte durch den Zauber seiner Gesänge die Wuth wilder Thiere beschwichtigt und die Natur sich dienstbar gemacht; Alles dies galt, nur in weit höherem Grade und in geistiger Hinsicht, auch von Christus und seiner Lehre. Durch sie bringt er die Wuth der Leidenschaften, die fürchterlicher, als die der wilden Thiere ist, zum Schweigen, und im festen Glauben an ihn vollbringen seine Jünger Wunder, in denen sich die vollständigste Herrschaft über die Natur kund giebt.

Es war daher kein Wunder, daß man jenen Sänger des Heidenthums gern als symbolisches Vorbild Christi aufstellte und demgemäß auch die ihm als Attribut zukommende Leier unter die christlichen Symbole aufnahm. Wie sie dort an die Zaubergewalt der Orpheischen Töne erinnerte, so deutete sie hier auf die Alles bezwingende und jeden Aufruhr stillende Macht der christlichen Predigt hin.

VI. Der Fisch.

Gebräuchlicher noch und beliebter, als die Leier, war der gleichfalls von Clemens Alexandrinus als christliches Emblem empfohlene Fisch, als Symbol Christi und der Christen. Die nächste Veranlassung zur Wahl dieses Zeichens hat man darin finden wollen, daß die ersten zum Apostelamt berufenen Jünger, Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes Fischer waren, die bei ihrer Berufung die Zusage erhalten hatten, daß Christus sie zu Menschenfischern machen werde (Matth. 4, 19; Mark. 1, 17).

Die Kirchenväter jedoch nehmen auf diesen Umstand zu wenig Rücksicht, als daß man das Symbol von ihm ableiten könnte, und der Hauptgrund für seine Wahl ist gewiß nur der, daß sich in dem griechischen Wort *ἰχθὺς* (Fisch) die Anfangsbuchstaben der Worte: *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτὴρ* vereinigen.

Demgemäß nannten die lateinischen Kirchenväter,*) das mystische

---

*) Vgl. *Optat.* contra Parmen. III, 62. Hic est *piscis*, qui in baptismate per invocationem fontalibus undis inseritur, ut, quae aqua fuerat, a pisce etiam *piscina* vocitetur. Cujus piscis nomen secundum appellationem Graecam in uno nomine per singulas literas turbam

ἰχθύς wörtlich übersetzend, Christum selbst Piscis, den Taufbrunnen Piscina (Fischteich) und die Christen Pisciculi (Fischlein), womit zugleich an das Wasser der heilbringenden Taufe erinnert und der Gedanke angedeutet wurde, daß für die Christen, wie für die Fische, das Wasser das eigentliche Lebenselement sei. „Im Wasser der heiligen Taufe, erinnert Tertullian, *) werden wir geboren, und nur wenn wir in diesem Wasser bleiben, steht es wohl mit uns."

In ähnlicher Weise äußern sich andere Kirchenväter, und die vielen mystischen Deutungen, die das Sinnbild zuließ, mußten die Vorliebe dafür natürlich immer mehr steigern, zumal seitdem man den Fischen die Gestalt von Delphinen zu geben anfing, welche schon im frühen Alterthum als die freundlichen Retter des Arion und anderer frommer Männer bekannt waren, und überhaupt in dem Ruf einer milden und menschenfreundlichen Gesinnung standen.

Bis spät in das Mittelalter hinein findet sich der Fisch vielfach auf Gemälden und Bildwerken, und wahrscheinlich ist auch in den Legenden meist auf dieses Symbol zu beziehen, was dort von wirklichen Fischen erzählt wird. Eine der bekanntesten Legenden der Art ist die von **St. Antonius** von Padua, einem Franciscanermönch (1231), der durch seine gewaltige Predigt bereits viele Ketzer zum wahren Glauben bekehrt hatte. Nur die ketzerischen Einwohner von Ariminum wollten ihn nicht hören, weshalb der heilige Mann im bittern Unwillen über die muthwilligen Verächter des Wortes vom Heil sich an das Ufer begab, um den stummen Fischen zu predigen, die auch wirklich von Anfang bis Ende aufmerksam zuhörten und am Schluß die emporgestreckten Köpfe niedersenkten, um den Segen zu empfangen. — Will man bei dieser Fischpredigt sich fromme Christen als Zuhörer denken, so hat man den Heiligen zwar um ein berühmtes Wunder ärmer gemacht, aber dafür eine einfache und glaubwürdige Erzählung erhalten.

Bei andern Legenden und Bildern, wo ein Fisch mit einem Schlüssel oder Ring im Maule vorkommt, muß man es unentschieden lassen, ob derselbe auch hier ursprünglich symbolisches Zeichen für einen Christen war, der die verlornen oder preisgegebenen Sachen auffand und rettete, oder ob in dergleichen Erzählungen nur die alte Sage vom Ring des Polykrates wiederklingt.

Ebenso dürfte sich schwerlich mit Sicherheit bestimmen lassen, ob die

---

sanctorum nominum continet, ἰχθύς, quod est latine: Jesus Christus Dei filius, salvator.

*) *Tertull.* de bapt. c. 1. Nos pisciculi secundum ἰχθῦν nostrum Jesum Christum in aqua nascimur, nec aliter quam in aqua permanendo salvi sumus.

Delphine, die den Einsiedler **St. Martinian** ans Land trugen, fromme, christliche Fischer oder Schiffer waren, oder ob wir auch hier eine Nachbildung der Arionsage haben. — Der Legende zufolge hatte sich nämlich der Heilige, um vor Versuchungen, mit denen ihn ein schönes lüsternes Weib bedrohte, auf einen Felsen im Meere geflüchtet und dort bereits sechs Jahre lang als Einsiedler gelebt. Da scheiterte einst ein Schiff in seiner Nähe, und Alles ertrank, bis auf eine schöne Jungfrau, die sich auf den Felsen rettete. Martinian leistete ihr alle nöthige Hülfe, stürzte sich aber bald darauf ins Meer, um keiner neuen Verführung ausgesetzt zu sein, und alsbald erschienen Delphine, die ihn wohlbehalten ans Land trugen.

VII. Der Hirsch.

Wie in der Ueberschrift des 22. Psalms „die Hindin, die frühe gejagt wird," so ist in dem Korachitischen Psalm „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir; meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott rc." (Ps. 42, 2 ff.) der Hirsch das treffende Bild eines Schuldlosen, der Niemandem etwas zu Leide gethan, und gleichwohl vor seinen Verfolgern nirgend Ruhe und Rast findet, bis er endlich nahe daran ist, vor Erschöpfung zu erliegen und vor Durst zu verschmachten. Konnte es für die Christen in den Verfolgungszeiten ein passenderes Bild geben, als dieses? Scheu und schüchtern, wie der Hirsch, dachten sie nicht daran, auch nur den geringsten ihrer Feinde zu reizen oder herauszufordern, und doch mußten sie ihr ganzes Leben hindurch wie auf der Flucht sein und selbst in den abgelegensten Schlupfwinkeln noch die Nachstellungen ihrer Verfolger fürchten.

War aus diesem Grunde der Hirsch schon im Allgemeinen für alle frommen Christen ein passendes Symbol — denn wenn auch die eigentlichen Christenverfolgungen späterhin aufhörten, so waren doch damit die Drangsale und Verfolgungen, welche die Frommen aller Zeiten von boshaften und hinterlistigen Feinden zu erdulden haben, nicht für immer beseitigt, und namentlich ließ sich das in der angeführten Psalmenstelle erwähnte „Schreien des Hirsches nach frischem Wasser" sehr leicht von der Sehnsucht nach dem Wasser der Taufe oder nach dem lebendigen Wasser verstehen, von welchem Christus einst zu der Samariterin gesagt hatte, daß den, der es trinke, ewiglich nicht mehr dürsten werde (Joh. 4, 14) — specieller noch charakterisirte dieses Symbol jene frommen Einsiedler, die dadurch, daß sie sich ihren Aufenthalt in dem tiefen Dickicht eines Waldes gewählt hatten, den Hirschen auch äußerlich ähnlich geworden waren.

Hält man diese symbolische Bedeutung fest, so wird man sich auch die mittelalterlichen Waldlegenden und den fast regelmäßig in ihnen

wiederkehrenden weißen Hirsch mit einem Kreuz oder Crucifix zwischen den Hörnern leicht deuten können. Gewöhnlich ist es nämlich ein wüster, leichtsinnig in den Tag hineinlebender und leidenschaftlich der Jagd ergebener Edelmann, der von Gottesfurcht und christlichem Gottesdienst nichts wissen will, und nicht selten absichtlich gerade den Sonntag oder wohl gar die heilige Woche wählt und seine Lust daran findet, wenn die feierliche Stille der christlichen Andacht durch die Klänge des Hifthorns und das Bellen der Hunde gestört wird. Gerade da aber tritt ihm entweder ein Hirsch mit dem Kreuz entgegen, oder die Verfolgung des Wildes führt ihn in die Klause eines frommen Eremiten, und von Stund an entsagt er seinem weltlichen und sündlichen Treiben und wird Einsiedler, oder geht in ein Kloster.

So berichtet die Legende von **St. Hubertus** — dargestellt als Jäger; vor ihm ein weißer Hirsch mit einem Crucifix zwischen dem Geweih — daß er von vornehmer Herkunft gewesen, am Hofe Pipins gelebt habe und höchst weltlich gesinnt, insbesondere ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber gewesen sei. Einst jagte er, heißt es weiter, in der Charwoche im Ardennerwalde, als sich ihm mit einem Male ein schneeweißer Hirsch mit einem Crucifix zwischen dem Geweih zeigte, der unbeweglich vor ihm stehen blieb. Dies machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er alsbald in sich ging. Der fromme Bischof Lambert bestärkte ihn in der Sinnesveränderung, und vollendete seine Bekehrung, worauf er längere Zeit als Einsiedler im Ardennerwald lebte und späterhin in Rom zum Bischof von Lüttich geweiht wurde.

Aehnliches berichtet die Legende von **St. Eustachius** — dargestellt als römischer Feldherr, der neben sich auf der einen Seite einen Hirsch mit dem Crucifix, auf der andern einen feurigen Ofen hat, oder auch nur diesen letzteren, und statt des Hirsches ein Hirschgeweih mit dem Crucifix in der Hand. — Er war, wie es heißt, Soldat im römischen Heere, diente unter Vespasian und Titus und hatte sich bei der Eroberung Jerusalems vor Andern ausgezeichnet. Einst auf der Jagd zeigte sich ihm ein weißer Hirsch mit einem Crucifix, der sich willig fangen ließ, wobei von dem Crucifix die Worte heraustönten: „Placidus warum verfolgst du mich?“ Placidus — dies war sein bisheriger Name — erschüttert durch dieses Ereigniß, ließ sich alsbald mit Frau und Kindern taufen, wobei er den Namen Eustachius erhielt. Bald darauf aber kam ein Leiden nach dem andern über ihn. Er verarmte, lag mit den Seinen lebensgefährlich krank, und endlich wurde auch seine Frau ihm entführt. Er wanderte hierauf mit seinen beiden Kindern aus. An einem reißenden Wasser angekommen, trug er zuerst das eine hinüber; inzwischen wird ihm, ohne daß er es merkt, das zurückgelassene von einem Löwen geraubt, und während er zurückkommt, um dieses zu holen,

entführt ein Wolf ihm das andere. Der kinderlose Vater, von Kummer und Gram niedergebeugt, und in Folge seiner gänzlichen Verarmung nahe daran, Hungers zu sterben, findet endlich bei einem reichen Herrn ein Unterkommen, dem er fünfzehn Jahre lang als Tagelöhner dient. Der Kaiser Trajan, sich seiner vormaligen Kriegsthaten erinnernd, läßt ihn aufsuchen, ernennt ihn zum Feldherrn und in einem glücklichen Kriege findet Eustachius seine entführte Frau und die geraubten Kinder wieder. Triumphirend zieht er in Rom ein, aber standhaft weigert er sich, den heidnischen Göttern die herkömmlichen Opfer darzubringen. Daran als Christ erkannt, wird er aller seiner Würden entsetzt, und endlich, da er sich durch nichts zur Verleugnung des Christenglaubens bewegen läßt, mit Frau und Kindern in einem glühenden Ofen verbrannt.

Von **St. Aegidius** oder **St. Gilles** — dargestellt als Einsiedler; neben sich eine durch einen Pfeil verwundete Hirschkuh — berichtet die Legende, daß er gegen Ende des VII. Jahrhunderts an der Mündung der Rhone als Einsiedler gelebt und von einer Hirschkuh ernährt worden sei. Der Gothenkönig Flavius traf auf der Jagd einst das Thier mit seinem Pfeil, und wurde von diesem, das sich nach der gewohnten Klause flüchtete, zu dem Eremiten geführt und auf solche Weise mit ihm bekannt.

Ganz ähnlich heißt es von **St. Procopius** von Böhmen — gleichfalls als Einsiedler dargestellt, einen Hirsch neben sich — daß er in seiner Waldeinsamkeit von dem böhmischen Fürsten Ulrich dadurch entdeckt wurde, daß sich ein Hirsch, den dieser auf der Jagd verfolgte, zu dem frommen Klausner flüchtete.

Unverkennbar sollen diese und andere ähnliche Legenden zugleich den Gedanken veranschaulichen, daß diese von Natur sonst so scheuen und furchtsamen Thiere gleichsam durch ihren Instinct wissen, wie wenig sie von jenen frommen Eremiten zu fürchten haben und wie sicher sie in ihrem Schutze seien. Daher nähern sie sich diesen in den Legenden immer furchtlos und zutraulich; sie lassen sich willig melken, und oft sind sie es allein, die das Leben derselben fristen. Man hat zwar keinen Grund, zu leugnen, daß dies wirklich ganz so, wie es berichtet wird, geschehen sein kann; indeß wird man immer dabei nicht vergessen dürfen, daß es dem Legendenerzähler zugleich darauf ankam, darzuthun, wie sicher sich der Fromme auf den göttlichen Schutz verlassen darf, indem ihm, sei es, daß er um seine Sünden abzubüßen, oder um ganz ungestört der Andacht zu leben, oder weil boshafte Feinde ihm keine andere Wahl ließen, in der tiefsten Einsamkeit des Waldes und fern von aller menschlichen Hülfe gerade die Thiere, die sonst so menschenscheu sind, zur Unterstützung gesandt werden.

So wird dies namentlich von **St. Macrina** berichtet, die mit zwei Hirschkühen abgebildet wird, weil sie von diesen ernährt wurde.

Ebenso ist es in der bekannten Legende der **St. Genoveva** von Brabant eine Hirschkuh, die sie und ihr Kind ernährte, als sie von ihrem Gemahl, dem Herzog Siegfried auf den ungegründeten Verdacht der Untreue hin, verstoßen, in der Einsamkeit eines Waldes Jahre lang leben mußte, und eben diese Hirschkuh war es auch nachher, durch deren Verfolgung der Herzog wiederum seiner Gemahlin zugeführt wurde.

Auch von **St. Maximus** v. Turin, der gegen Ende des V. Jahrhunderts in einem Walde unfern von Turin als Einsiedler lebte, und als solcher mit einem Reh zur Seite abgebildet wird, heißt es, daß er einzig und allein von diesem ernährt worden sei.

Bei **St. Katharina** von Schweden, von der das Nähere weiter unten zu berichten ist, deutet die ihr zur Seite stehende Hirschkuh auf die Errettung hin, die sie dieser verdankte. Denn als sie, ihrer bezaubernden Schönheit wegen ein Gegenstand vielfacher Nachstellungen, in denen man um so eifriger war, je entschiedener sie jeglichen Heirathsantrag zurückgewiesen hatte, in eine Grotte geflüchtet und schon nahe daran war, ihren Nachstellern in die Hände zu fallen, wurden diese durch eine vorbeispringende Hirschkuh von der rechten Spur abgeleitet.

Bei **St. Echenus (Ecianus)**, der als Bischof dargestellt wird, einen mit Hirschen bespannten Pflug neben sich, soll zunächst nur an das in der Legende berichtete Wunder erinnert werden, daß er wirklich einst in dieser Weise gepflügt habe. — Ob der Legendenerzähler mit dieser Geschichte nur seine Lust an der Erfindung abenteuerlicher Wunder befriedigen, oder den allgemeinen Satz: daß dem wahrhaft Gläubigen nichts unmöglich sei, dadurch veranschaulichen wollte, mag unentschieden bleiben.

VIII. Das Schiff.

Schon der Apostel Petrus vergleicht das Wasser der Sündfluth mit dem Wasser der Taufe, „die durch jenes bedeutet ist" (1. Petr. 3, 20. 21). Demnach lag es nahe, in der Arche Noahs eine vorbildliche Hindeutung auf die christliche Kirche zu finden, und man verglich beide um so lieber mit einander, weil sich dabei auch noch andere Punkte hervorheben ließen. Nur die in der Arche Befindlichen wären dem allgemeinen Verderben entronnen; wer außerhalb derselben war, hatte seinen Untergang gefunden. Wie passend ließ sich dies auf die Kirche Christi anwenden, um den Satz zu erläutern, daß man nur in ihrem Schoße sicher, außer derselben aber kein Heil sei.*) Die Arche, auf den wildbewegten Fluthen

*) *Cyprian.* de unitate eccles. c. 5. Si potuit evadere quisquam, qui extra arcam Noë fuit, et qui extra Ecclesiam foris fuerit, evadet.

sicher dahinschwimmend, erinnerte ferner an das Schifflein Christi, in welchem er mit seinen Jüngern auf dem stürmischen Galiläischen See fuhr; und wie er hier den Ungestüm des Sturmes und der Wellen durch sein Wort beschwichtigte, und das Schiff sicher ans Ufer gelangen ließ, so konnte er auch in Beziehung auf die Kirche als ihr Steuermann und sie als sein Schiff dargestellt werden, das er durch alle Stürme des Lebens hindurch sicher in den Hafen seliger Ruhe bringt.

Daher gab man auch den Gotteshäusern gern die Form eines Schiffes, und der Gebrauch, den für die Zuhörer bestimmten Raum das Schiff zu nennen, hat sich bis auf unsere Zeit erhalten.

Besonders aber kehrt im Mittelalter in Gedichten, wie auf Gemälden das Schiff als Symbol der Kirche häufig wieder, und die Graalssage enthält eine ausführliche Beschreibung desselben. Am Vordertheil hat es die Warnung: Niemand möge eintreten, der nicht glaubt. Denn unter dem Zweifler spaltet es sich, so daß er durchfällt. Es hat drei Masten, einen weißen (Jungfräulichkeit), rothen (christliche Liebe) und grünen, vom Baum des Lebens im Paradiese genommen (christliche Hoffnung und Geduld). Das Bett mitten im Schiff bedeutet den Altar, auf dem Christus geopfert worden. Alle Heiligen, heißt es weiterhin, von Noah und seinem Geschlecht, Abraham, David und Salomo an bis in die Zeiten des neuen Bundes sind in diesem Schiff gefahren, und nur auf ihm gelangt man durch das stürmische Meer des Lebens hindurch glücklich in den sicheren Port.

Was die Schiffe auf den Heiligenbildern betrifft, so sind sie den Legenden zufolge natürlich immer auf ein Wunder zu beziehen. Wahrscheinlich aber hat auch hier der Legendenerzähler die Heiligen häufig ein Wunder thun lassen, weil er aus dem, was ursprünglich nur symbolische Bezeichnung der Kirche war, ein eigentliches Schiff gemacht hatte.

Bei **St. Castor**, einem Priester, der in einer wüsten Gegend an der Mosel lebte, und in der Mitte des IV. Jahrh. starb, liegt die Vermuthung nahe, daß er, wenn er dargestellt wurde, wie er ein sinkendes Schiff rettet, damit zunächst nur als Retter der Kirche in einer Zeit großer Noth bezeichnet werden sollte, wenn nicht vielleicht hier der Name, der an die Zwillingsbrüder Castor und Pollux in der Mythologie erinnerte, die bei Stürmen von den Schiffern angerufen wurden, zu der Erzählung von der wunderbaren Rettung eines Schiffes die Veranlassung war.

Ebenso mag auch bei dem Bischof **St. Nikolaus** v. Myra oder Bari, der gleichfalls auf dem Bilde ein Schiff neben sich hat, und von dem die Legende berichtet, daß er Schiffern in der Noth erschienen sei und trotz alles Sturmes ihre Fahrzeuge sicher in den Hafen gesteuert habe — weshalb er auch noch gegenwärtig für den Schutzpatron der Schiffer

gilt — das Schiff ursprünglich nur Symbol der Kirche gewesen sei, die er in sehr stürmischen Zeiten — er starb 326 und der Schluß seines Lebens fällt also gerade in eine Zeit, da die Kirche sich durch die Arianischen Unruhen in der größten Gefahr sah — mit Umsicht und Weisheit geleitet hatte.

Bei der Legende von **St. Ursula** und den 11000 Jungfrauen, mit denen sie von England aus nach Deutschland hinüber und den Rhein aufwärts schiffte, um sich in Rom taufen zu lassen, hat die Kritik, indem sie das XI. M. Virg. nicht „undecim millia Virginum", sondern „undecim martyres Virgines" gelesen wissen wollte, schon die Zahl der Jungfrauen von 11000 auf 11 reducirt, und der Pilgerfahrt somit einen bedeutenden Theil ihrer Feierlichkeit geraubt. Wollte man auch noch das Schiff symbolisch auffassen, so bliebe von der ganzen Legende nicht viel mehr übrig, als die einfache Notiz, daß eilf Jungfrauen, vormals Heidinnen, sich taufen ließen und in den Schoß der christlichen Kirche eintraten, und damit wäre allerdings der ganze Zauber der romantischen Pilgerfahrt zerstört.

IX. Der Anker.

Da schon im frühen Alterthum das Leben häufig mit einer Fahrt auf dem Meere verglichen wurde, so lag es nahe, diejenige Tugend, welche dem Menschen die Kraft giebt, in den Stürmen des Unglücks einen festen Standpunkt zu behaupten, mit dem Anker zu vergleichen, der daher zunächst Symbol der Standhaftigkeit überhaupt, auf christlichen Bildwerken aber speciell das des Glaubens, der Geduld und Hoffnung war; man vgl. Hebr. 6, 19. In diesem Sinne wurde der Anker schon in der christlichen Vorzeit besonders auf Grabsteinen und Särgen vielfach angebracht, und um bestimmt anzudeuten, daß er hier Symbol des Glaubens und der Hoffnung des Christen sein solle, wurden ihm häufig die symbolischen Fischlein beigefügt.

Nächst dieser allgemeinen christlichen Bedeutung aber hat er auf einigen Heiligenbildern, den Legenden zufolge, auch noch eine speciellere. So wird von **St. Clemens**, dem römischen Bischof, der von einigen Kirchenhistorikern als unmittelbarer Nachfolger des Petrus, von andern als der dritte oder vierte Bischof v. Rom genannt, und in der Regel mit einem Anker zur Seite abgebildet wird, in der Legende berichtet, daß er an einem Anker im Meere ertränkt worden und so den Märtyrertod gestorben sei.

Indeß mag auch hier der Anker ursprünglich nur symbolisches Attribut gewesen sein, um anzudeuten, daß der Bischof durch die Festigkeit seines Glaubens gleich einem Anker das Schiff der Kirche festgehalten

habe, daß es nicht durch die Stürme in den Verfolgungszeiten verschlagen wurde.

Eben diese symbolische Bedeutung könnte der Anker auch auf dem Bilde des oben erwähnten **St. Nikolaus** haben, bei dem er sich übrigens, sobald der Heilige zum Schutzpatron der Schiffer geworden, als Attribut ohnehin von selbst verstand.

X. Der Oelzweig, die Palme und der Phönix.

Wie schon im Heidenthum der Oelzweig, ursprünglich Symbol des Friedens, dann aber auch (insofern der wieder erlangte Friede die Frucht eines siegreich geendeten Krieges ist) gleich der Palme Symbol des Sieges war, so blieben beide es auch in der christlichen Symbolik, nur daß hier ausschließlich der Sieg über Tod und Grab gemeint war. Demgemäß findet sich der Oelzweig, wie die Palme, schon auf den ältesten christlichen Grabsteinen, und zwar keinesweges bloß bei Märtyrern. Jeder Christ war ja ein „Streiter Christi" und folgte der Fahne desselben; jeder im Glauben an den Todesüberwinder Verstorbene hatte durch diesen seinen Glauben über die Schrecken des Todes gesiegt und war so zum seligen Frieden gelangt. Daher kam Jedem die Palme des Sieges und der Oelzweig des ewigen Friedens zu, — der letztere schon darum, weil er als Glied der Kirche die Fahrt durch das Meer des Lebens in der symbolischen Arche Noahs gemacht hatte, und der Oelzweig, den die Taube damals dem Noah als Zeichen der baldigen Landung brachte, auch ihm galt, der nunmehr gleichfalls in den Hafen der Ruhe eingelaufen war.

An das Grab des Christen knüpfte sich aber auch zugleich die Hoffnung der Auferstehung und hierauf beruht, wie es scheint, die Sage von der Palme und dem Vogel Phönix, daß sie beide aus ihrer Asche neu auferstehen.

Bekanntlich ist „Phönix" nicht nur der Name jenes Aegyptischen Wundervogels, sondern die Griechen bezeichneten damit 1) die blutrothe oder Purpurfarbe, 2) die Einwohner von Phönicien, während diese selbst sich Canaanäer nannten *) und 3) den Palmbaum, die letzteren beiden offenbar darum, weil der Palmbaum ebenso wohl, wie jenes Volk, das ihnen vornehmlich durch seinen Handel mit Purpur bekannt war, sie

*) Vgl. *Augustin.* Expos. ep. ad Rom. c. 4. „Interrogati rustici nostri, i. e. Hipponenses, quid sint? punice respondentes *Chanani,* corrupta scilicet, ut in talibus solet, una litera, quid aliud respondent, quam *Chananaei*?"

zunächst an die rothe Farbe erinnerte. Auch in Zusammensetzungen brauchten sie das Wort häufig; so nannten sie den Flamant „phoenicopteros" (den Vogel mit rothen Flügeln) und den Rothschwanz „phoenicuros". — Ein Vogel also, den man sich durch und durch roth dachte, konnte sehr wohl von ihnen „Phönix" — der Purpurvogel — genannt werden, und traf auf diese Weise der Phönixvogel mit dem Phönixbaum im Namen zusammen, so ließ sich, da der erstere doch einmal mehr oder weniger der Fabelwelt angehörte, die es mit der Wahrscheinlichkeit nicht allzugenau nahm, leicht auf jenen beziehen, was ursprünglich von diesem galt. Nun ist es an und für sich schon richtig, daß die Asche eines verbrannten Palmbaums, wie die jedes anderen, das Erdreich düngt, so daß der neue um so besser gedeiht; außerdem aber war, und dies ist hier die Hauptsache, die symbolische Palme auf Grabsteinen als Zeichen des Sieges über den Tod, zugleich Symbol der Auferstehung eines neuen Leibes aus der Asche des verwesten alten, und dies auf den Vogel übergetragen, erklärt ziemlich natürlich jene Sage, nach welcher er aus seiner Asche wieder neuverjüngt emporfliegt, ohne daß man erst das dem Christenthum fremde Verbrennen der Leichname zu Hülfe zu nehmen braucht.

War aber einmal die Sage von dem Phönixvogel da, so verstand es sich von selbst, daß er nun wiederum als Symbol der Auferstehung gebraucht wurde, [1]) während die Palme, namentlich in der späteren Zeit den wirklichen Märtyrern oder Auserwählten Gottes als ausschließliches Attribut verblieb, wahrscheinlich mit Rücksicht auf Offenb. 7, 9. wo es von diesen heißt, daß sie angethan mit weißen Kleidern und Palmen in den Händen den Triumphgesang: „Heil sei dem, der auf dem Stuhl sitzt, unserem Gott und dem Lamm!" singen.

XI. Die Taube.

Wie noch heut, so galt im ganzen Alterthum und namentlich bei den Juden die Taube für ein Symbol der Frömmigkeit Unschuld und Sanftmuth. „Eine ist meine Taube, meine Fromme," sagt im Hohenliede (c. 6, 9) der Liebende von seiner Geliebten, und bekannt ist das Wort Christi: „Seid klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch, wie die Tauben."

---

1) So ließ **St. Cäcilia** auf dem Sarge des Maximus als Zeichen seiner Hoffnung einer künftigen Auferstehung den Phönix abbilden. „Jussit, heißt es bei Surius (act. S. Caecil. ad 22. Nov.) Caecilia, ut in arca ejus insculperetur phoenix ad ostendendam ejus fidem, qui se inventurum esse resurrectionem phoenicis exemplo admiserat."

Es ist daher nicht ohne Bedeutung, daß der heilige Geist, während er im A. T. unter dem Bilde des Adlers dargestellt wird, im N. T. bei der Taufe Christi unter der Gestalt einer Taube auf ihn herabschwebt. Dort ist es der Geist, der den Seher im kühnen Fluge auf seinen Schwingen von der Erde zum Himmel emporträgt; hier der Geist, der von den Himmelshöhen sanft zur Erde hernieder schwebt, um auf dem zu ruhen, der sanftmüthig und von Herzen demüthig, das Geheimniß der gnadenreichen Liebe offenbaren soll. — Demgemäß wurde die Taube

a. als Symbol des christlichen Geistes der Sanftmuth und Liebe gebraucht, und wie wir von Tertullian erfahren, Christus selbst unter dem Bild der Taube dargestellt, [1]) auch das Gotteshaus bisweilen das „Haus der Taube" genannt. [2]) Da diese nun einerseits Symbol der christlichen Frömmigkeit, andrerseits aber auch Symbol des Geistes oder der Seele war, so ließ sich auch auf Grabdenkmälern der Gedanke, daß die den irdischen Körper verlassende Seele die eines frommen Christen sei, in der That kaum besser, als durch eine emporschwebende weiße Taube darstellen, die denn auch in den Legenden vielfach wiederkehrt.

So heißt es von **St. Polykarp**, dem Bischof v. Smyrna († 166 als Märtyrer), daß über seinem Scheiterhaufen eine weiße Taube aufgeflogen sei. Gleiches wird von **St. Eulalia**, die unter Diocletian zu Barcellona in Spanien hingerichtet wurde, und von **St. Scholastica**, der Schwester des heil. Benedictus, berichtet.

In ähnlicher Weise meldet die Legende von dem Bischof **St. Medardus** v. Noyon, daß aus seinem Sarge eine weiße Taube herausgeflogen, und mit zwei andern Tauben, die vom Himmel herab über dem Sarge geschwebt hätten, emporgeflogen sei.

Selbst bei Solchen, die nicht zur Zahl der Heiligen gehörten, und von denen die Legenden nichts berichten, pflegte man die zum Himmel emporschwebende Seele gern durch eine solche Taube anzudeuten, und namentlich auf den Bildern christlich frommer Frauen und früh verstorbener Kinder durfte sie fast nie fehlen.

Die Taube war aber auch

b. speciell Symbol des heiligen Geistes, und zwar in doppelter Beziehung, indem man theils die dritte Person in der Trinität, theils

---

1) *Tertull.* c. Valentin. c. 2. Christum columba demonstrare solita est.

2) *Tertull.* l. l. c. 3. „Nostrae columbae domus simplex in editis semper et apertis et ad lucem" — zugleich ein Zeugniß, wie alt die Sitte ist, im Gegensatz zu den Juden, die christlichen Kirchen wo möglich auf frei liegenden Anhöhen und Bergen gen Osten zu erbauen.

die Wirksamkeit des heil. Geistes innerhalb der christlichen Kirche durch sie symbolisirte.

1. Als Symbol der **dritten Person** in der **Trinität** erscheint sie, so weit wir sichere Zeugnisse dafür haben, gegen Ende des III. Jahrhunderts. So erwähnt **Paulinus**, *) Bisch. v. Nola (um 400) ein Kirchengemälde, auf welchem Christus als Lamm und der heilige Geist als Taube dargestellt, Gott der Vater aber durch die Stimme vom Himmel angedeutet sei. — Späterhin, da man die Kirchen immer mehr mit Bildern und Bildwerken auszuschmücken anfing, wurde natürlich auch dies Symbol immer häufiger angebracht, namentlich in den Taufkapellen über dem Taufstein, und an dem Baldachin über dem Altar, welcher von der über dem Altartisch schwebenden Taube (*περιστερὰ*) den Namen **Peristerium** erhielt. Ebenso war es bei der mittelalterlichen Pfingstfeier ein wesentliches Erforderniß, daß man zur Veranschaulichung der Sendung des heiligen Geistes, gewöhnlich unter dem Gesang des Hymnus: „Veni sancte Spiritus" eine hölzerne oder silberne Taube an einem Bindfaden von dem Kirchenhimmel herabsenkte oder eine lebendige herunterfliegen ließ; und auch in Rußland hat die große Menge von Tauben, die man dort nicht nur auf dem Lande, sondern fast in allen Städten sieht, in der symbolischen Bedeutung derselben ihren Grund. Der gemeine Russe würde vor dem gebratenen Symbol des heiligen Geistes zurückschaudern, und selbst wenn er ganz unversehens eines von diesen dort ganz dreist herumlaufenden Thieren durch seinen Fußtritt tödtet, macht er sich die größten Gewissensbisse darüber.

2. Als Symbol für die **Wirksamkeit** des heiligen Geistes ist die Taube anzusehen, wenn sie, wie man es auch in protestantischen Kirchen noch hier und da findet, an dem Kanzeldach angebracht ist; sie soll hier an den Beistand desselben bei der Verkündigung des Wortes Gottes erinnern.

Außerdem findet sie sich auch häufig auf Heiligenbildern, welche Päpste, Bischöfe, Aebte 2c. darstellen, und zu jeder Taube im Bilde gehört auch natürlich eine Wundergeschichte in der Legende.

So wird von **St. Fabian**, dem Bisch. v. Rom (236—251) erzählt, das er als Laie und Fremdling zufällig in die Kirche gekommen sei, da man eben mit der Wahl des neuen Papstes beschäftigt war; und während er so dagestanden, habe sich eine Taube auf sein Haupt niedergelassen, was für die Versammelten ein Wahrzeichen gewesen sei, ihn zu wählen.

---

*) *Paulin.* Ep. XII. ad Sever. „Pleno coruscat trinitas mysterio: stat Christus agno: vox Patris coelo tonat et per columbam Spiritus Sanctus fluit."

Ebenso wird von **St. Severus**, dem Bisch. v. Ravenna, berichtet, daß er, bis dahin ein armer, schlichter Weber, der sich mit anderem Volk in der Kirche eingefunden, als man nach dem Tode des Agapetus über die Wahl des neuen Bischofs rathschlagte, einstimmig erwählt worden sei, weil eine Taube sich ihm aufs Haupt setzte, und in gleicher Weise heißt es von **St. Hilarius**, Bisch. v. Arles († 449), daß eine Taube, die sich während der Wahl ihm auf die Schultern setzte, ihn als den zu Wählenden bezeichnet habe.

Bei allen diesen Erzählungen ist der einfache Grundgedanke der, daß die Wahl unter und durch Mitwirkung des heiligen Geistes geschah. Dies deutete der Maler symbolisch durch die Taube an, und diese gab wiederum dem Legendenerzähler Stoff zu einer Wundererzählung, bei welcher es sich schon des poetischen Contrastes wegen, und um die unmittelbare Einwirkung des heiligen Geistes desto anschaulicher zu machen, von selbst verstand, daß der Erwählte vorher ein ganz schlichter Mann von niederem Stande gewesen sein mußte.

Bei andern Heiligen, wie z. B. bei **St. Gregor** d. Gr., dem berühmten Bischof von Rom († 604) und **St. David**, Bischof von Wallis († 544), welche die Taube auf der Schulter, und bei **St. Thomas** von Aquino († 1274) und **St. Petrus** von Alcantara († 1562), welche dieselbe am Ohr oder Mund haben, bedeutet sie die in den Predigten, Weissagungen und Schriften dieser Männer sich kund gebende Wirksamkeit des heiligen Geistes.

Bedenkt man ferner, daß auch ganz bestimmte einzelne Begebenheiten von einer unmittelbaren Einwirkung desselben abgeleitet wurden, so wird man sich die Taube auch in den übrigen Heiligenbildern und Geschichten leicht erklären. So konnte man die Geneigtheit des fränkischen Königs Chlodwig, sich taufen und mit dem heiligen Salböl salben zu lassen, nur als ein Werk des heil. Geistes ansehen. Auf dem Bilde des **St. Remigius**, der die Taufe und Salbung vollzog, durfte daher die Taube nicht fehlen, und um ganz bestimmt an das zu erinnern, was sie hier zu bedeuten hatte, mußte das Oelfläschchen ihr selbst beigefügt werden. Demnach berichtet, dem Bilde entsprechend, die Legende: Es habe bei der auf die Taufe folgenden Salbung an Oel gefehlt, weil der Diener, der es bringen sollte, bei dem großen Gedränge nicht habe zur Kirche kommen können. Da sei denn der Bischof niedergekniet und auf sein Gebet habe eine Taube vom Himmel ein Fläschchen mit Salböl gebracht. *)

---

*) Es ist dies die bekannte Ampulla Remensis, mit der von da an alle Könige von Frankreich bei ihrer Krönung zu Rheims gesalbt wurden. In der Zeit der Revolution wurde sie zertrümmert, aber die Scherben glücklich gerettet, so daß das Fläschchen auch nachher noch gebraucht werden konnte.

In ähnlicher Weise hat man es zu erklären, wenn es von **St. Adelgunde,** einer fürstlichen Jungfrau († 643), auf deren Bild sich häufig eine Taube mit dem Nonnenschleier im Schnabel findet, in der Legende heißt, daß sie, von früher Jugend an der Andacht lebend, sich um keinen Preis zu einer Heirath habe verstehen wollen, und da die Mutter ernstlich darauf drang, in ein Kloster geflüchtet sei, wohin ihr eine Taube den Nonnenschleier gebracht und umgelegt habe. — Auch hier ist der einfache Grundgedanke nur der, daß der Entschluß einer Königstochter, allem irdischen Glanz zu entfliehen und den Nonnenschleier zu wählen, ein Werk des heil. Geistes war.

Etwas künstlicher und gesuchter ist es, wenn auf dem Bilde der oben erwähnten **St. Ursula** die Taube zu ihren Füßen erscheint. Die Legende berichtet nämlich, daß dem heil. Cunibert, Bischof von Cöln, als er eines Tages Messe las, eine Taube den Ort angezeigt habe, wo der Leichnam der heil. Ursula begraben läge. Demgemäß gehörte die Taube eigentlich auf das Bild des Cunibert; da es aber zugleich die wunderbare Entdeckung des Grabes der heil. Ursula galt, so durfte sie auch hier nicht fehlen, und als Hindeutung auf das Grab fand sie natürlich unten am Boden zu den Füßen der Heiligen am besten ihren Platz.

XII. Der Adler.

Fast in allen Sprachen des Alterthums bedeutet das für „Geist" gebräuchliche Wort ursprünglich das Wehen oder den Hauch des Windes — ein Beweis für die nahe Verwandtschaft, die man zwischen beiden fand; und da der Adler mit seinem kühnen und schnellen Fluge von jeher ein Bild des mächtig daher brausenden Sturmwindes war, so war er eigentlich schon dadurch zugleich Symbol des Geistes, namentlich des göttlichen. Daher stellte man den Gottesgeist, inwiefern er insbesondere die Propheten des alten Bundes erfüllte, gern unter diesem Bilde dar, und hieraus erklärt sich auch leicht der zweiköpfige Adler als Attribut des Elisa. Der Prophet hatte den scheidenden Elias gebeten, daß sein Geist zwiefältig bei ihm sein möge (2. Kön. 2, 9), und für die symbolische Darstellung dieses zwiefältigen Geistes bot sich von selbst die Gestalt des Doppeladlers dar.

Der Adler des Evangelisten Johannes ist, wie die Thiere bei den andern Evangelisten beweisen, aus der oben erwähnten Schilderung bei Ezechiel (c. 1, 10) entlehnt, und eine Hindeutung auf den spiritualen Charakter seines Evangelii scheint wenigstens bei den mittelalterlichen Künstlern damit nicht gemeint zu sein. Denn auf manchen Bildern ist, obwohl der Adler nicht fehlt, der heilige Geist doch noch durch eine weiße Taube am Ohr des Evangelisten bezeichnet. Allerdings aber wurde der

Adler durch ihn späterhin zum Attribut der Theologen, da gerade dieser Evangelist, der in den Arianischen Streitigkeiten durch seine Logoslehre (*Θεός ἐστιν ὁ Λόγος*) die sicherste Schutzmauer für die kirchliche Lehre von der Trinität gewesen, von da an für den Schutzpatron der Theologen überhaupt galt.

Demgemäß hät auch **St. Augustinus** wegen seiner hohen Verdienste als Theologe den Johannes=Adler zur Seite, und vielleicht ist ebenso auf einigen andern Heiligenbildern der Adler ursprünglich nur symbolisch gemeint gewesen, während er in den Legenden natürlich immer auf ein Wunder bezogen wird.

So wird von **St. Bertulph** — dargestellt als Abt mit einem über ihm schwebenden Adler, der ihn vor dem Regen schützt — berichtet, daß er, wie er einst auf freiem Felde ganz in Andacht versunken in einem Buch las, von einem wunderbaren Glanz umgeben gewesen, und da eben ein heftiger Regen eingetreten, durch einen herabschwebenden Adler, der seine mächtigen Schwingen über ihn ausbreitete, geschützt worden sei.

Aehnliches wird von **St. Servatius** — dargestellt als Bischof mit einem Adler — erzählt, der überhaupt in der Legende und Volkstradition eine wichtige Rolle spielt. Da er der Legende zufolge ein Brudersohn der heiligen Elisabeth und somit ein naher Anverwandter der Jungfrau Maria, gleichwohl aber auch auf mehreren Concilien des IV. Jahrhunderts ein eifriger und kräftiger Vertheidiger der Orthodoxie war, so geht schon daraus hervor, daß er weit über dreihundert Jahre gelebt haben muß. Von einem Engel zum Bischof geweiht, konnte er, wenn es sich um theologische Gegenstände handelte, alle Sprachen reden, und was seine irdischen Bedürfnisse betraf, so bedurfte er außer dem Sacrament des Altars keine andere Speise. Einmal war er auf einer Reise vor großer Ermüdung um Mittag auf freiem Felde eingeschlafen, und alsbald flog ein mächtiger Adler zu seinem Schutz herab, der ihn mit dem einen Flügel gegen die brennende Sonne schützte und mit dem andern ihm Kühlung zufächelte.

Auch von **St. Medardus** — dargestellt als Bischof mit einem über ihm schwebenden Adler — weiß die Legende, daß er, so oft ihn ein Regen überraschte, von einem Adler vor dem Naßwerden geschützt wurde.

Von **St. Prisca** — dargestellt als junges Mädchen, einen Löwen neben und einen Adler über sich — wird berichtet, daß sie als Christin von der heidnischen Obrigkeit zum Tode verurtheilt, aber von dem Löwen, dem sie im Amphitheater vorgeworfen wurde, verschont, und nach qualvollen Leiden, 275 zu Rom enthauptet, ihr Leichnam aber durch einen mächtigen Adler vor jeder Beschimpfung geschützt worden sei.

XIII. Der Hahn.

Warum der Hahn, von Alters her wegen seines frühen Morgengeschreis ein Symbol der Wachsamkeit, dem Apostel Petrus als Attribut beigegeben und speciell als Symbol der christlichen Wachsamkeit gebraucht wurde, ist aus der Verleugnungsgeschichte klar; und als solches fand er, namentlich insofern die Wachsamkeit sich auf die Erhaltung der Rechtgläubigkeit bezog, seinen Platz vornehmlich auf dem Kreuz der Kirchenthürme. Hoch oben, weithin sichtbar sollte er stehen, für Jedermann ein Warnungszeichen vor aller Ketzerei; und als Attribut des Apostels Petrus, der die Römische Kirche repräsentirte, war er nicht bloß die symbolische Aufforderung zur christlichen Wachsamkeit, sondern zugleich auch Triumphzeichen der römischen, oder wie das Mittelalter es auffaßte, der christlichen Kirche überhaupt.

Auf Heiligenbildern erscheint der Hahn selten; nur **St. Vitus**, als Kind oder Jüngling in fürstlicher Kleidung dargestellt, hat ihn in der Regel neben sich, und noch bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts brachte das böhmische Landvolk diesem Heiligen alljährlich an seinem Gedächtnißtage (15. Juni) im Dom zu Prag einen Hahn zum Opfer. Der Grund davon scheint in der vormaligen Verehrung des altslawischen Heidengottes Swantowit zu suchen zu sein. Auch dieser gehörte, seitdem das Volk den heidnischen Götzendienst als Teufelswerk verabscheuen gelernt hatte, zu jenen Dämonen des Reiches der Finsterniß, deren Macht durch das Christenthum gebrochen war, die aber, wie man glaubte, aus Rache für den ihnen verweigerten Opferdienst, in der Nacht ihr Wesen desto schrecklicher trieben, und von deren Wüthen und Toben erst das Hahngeschrei am Morgen wieder befreite. Nun hatte der heil. Wenceslaus, König von Böhmen, aus Italien eine Reliquie des St. Vitus mitgebracht, und da sein Name einige Aehnlichkeit mit dem Heidengott Swantowit hatte, so sah das Volk in ihm gleichsam den guten Engel, der es von jenem Teufel erlöste und brachte ihm zum Zeichen, daß es nun nicht mehr das Geschrei des Hahnes bedürfe, um vor Nachtgespenstern sicher zu sein, einen Hahn zum Opfer dar.

XIV. Der Löwe.

Da der Löwe, eines der beliebtesten Symbole, in so vielfach verschiedener Beziehung vorkommt, so erscheint es auf den ersten Anblick allerdings schwierig, den einen Grundgedanken aufzufinden, aus dem der anderweitige Gebrauch dieses Sinnbilds zu erklären ist. Die Schwierigkeit wird indeß bedeutend vermindert, wenn man zuvörderst die Fälle aus-

scheidet, in denen der Löwe nicht symbolisches, sondern historisches Attribut ist.

Wenn z. B. der Prophet **Daniel** in betender Stellung zwischen zwei Löwen dargestellt wird, so sollen diese an seinen Aufenthalt in der Löwengrube erinnern; ebenso ist es bei **St. Pontianus**, der, wie die Legende berichtet, unter Marcus Aurelius den Löwen vorgeworfen wurde. Auch bei dem Propheten **Joel** und dem Märtyrer **St. Basilius** soll der Löwe nur die Todesart anzeigen. Gleiches gilt von den Löwen auf den Bildern des **St. Ignatius**, der zu Rom im Amphitheater den Löwen vorgeworfen wurde, und des **St. Marcian**, der **St. Natalia** und **St. Prisca**, die zu eben dieser Todesstrafe verurtheilt wurden.

Was dagegen den symbolischen Löwen betrifft, so wird man ihn fast überall als Symbol der Kraft erklären können. So erscheint er namentlich als Träger von Kanzeln, Chor- und Kirchenstühlen, und auch die beiden Löwen, die man hier und da in den Vorhallen der Kirchen gewahrt, sollen nur die starken Wächter des Heiligthums vorstellen.

Das Symbol der Kraft ist gemeint, wenn der Erzvater Jakob in seinem Segen (1. Mose 49, 9) im Hinblick auf Juda's künftige Macht und Größe sagt: „Juda ist ein junger Löwe," und wenn mit Beziehung auf diese Weissagung in der Offenbarung (c. 5, 5) der Aelteste zu dem Seher, der tief betrübt ist, daß Niemand da ist, der das mit sieben Siegeln verschlossene Buch zu öffnen vermag, mit den Worten: „Weine nicht, siehe es hat überwunden der Löwe, der da ist vom Geschlecht Juda" auf Christum hinweist.

In ganz ähnlicher Weise, wie hier Christus, wird aber auch der Teufel, um seiner Macht willen, mit einem Löwen verglichen (1. Petr. 5, 8 „Euer Widersacher, der Teufel, gehet umher, wie ein brüllender Löwe").

Seine Macht sei indeß noch so groß, Christus ist stärker, und wo er gebeut, kann selbst der grimmigste Feind dem Christen nichts anhaben; er muß sich vielmehr unterwerfen und ihm dienstbar werden. Dies ist der Grundgedanke in den Legenden und bei den Bildern, welche den Löwen oder eine andere wilde Bestie als dienstbares Hausthier eines Heiligen darstellen. So wird **St. Gerasimus** mit einem Löwen zur Seite abgebildet, der einen Korb im Rachen trägt, und die Legende berichtet, daß dieser ihm treu wie ein Hund gedient habe.

Bei **St. Makarius**, dem Einsiedler, auf dessen Bild sich zwei Löwen zeigen, die eine Grube graben — wie die Legende meldet, um ihn zur Strafe für ein fleischliches Vergehen auf einige Zeit hineinzustecken — und bei **St. Hieronymus**, der meist schreibend oder lesend, mit einem Löwen zur Seite abgebildet wird, mag man diesen immerhin als ein Symbol der Einsamkeit und des Aufenthaltes in der Wüste auf-

fassen; man wird darüber nicht vergessen dürfen, daß es auch hier das seiner Stärke wegen gefürchtete Thier ist, welches dem seiner Ueberlegenheit sich bewußten und durch seinen Glauben von aller Furcht freien Christen kein Gegenstand des Schreckens mehr ist.

Gleiches gilt von **St. Venantius** von Tours, der meist von mehreren Löwen umgeben abgebildet wird, wozu vielleicht der an das Jagdwesen erinnernde Name die Veranlassung gewesen ist. Jedenfalls aber sollen die Löwen auch hier an den mächtigen Widerstand erinnern, den das Heidenthum dem Christenthum leistete, und von dem es gleichwohl überwunden wurde. War doch auch in rein physischer Hinsicht die Cultur des Landes und die Ausrottung der wilden Thiere überall das Erste, wodurch das Christenthum seinen Einfluß geltend machte.

XV. Das Einhorn.

In mehreren Stellen des A. T. (z. B. 4. Mos. 23, 22; 5. Mos. 33, 17. Ps. 22, 22; 29, 6; Jesaj. 34, 7; Hiob 39, 9. 10) wird ein Thier des Waldes, Rêm (רְאֵם oder רֵים) erwähnt, das dem Namen nach an die im Arabischen „Reom" (رِئم) genannte Antilope erinnert, und von den LXX und in der Vulgata durch „Einhorn (μονόκερως, unicornis) wiedergegeben wird. Nach der Beschreibung in den angegebenen Stellen aber muß das „Rem" eher Aehnlichkeit mit einem Ochsen gehabt haben; denn Ps. 29, 6 wird sein Junges mit dem Kalbe zusammengestellt, und in den übrigen Stellen wird es als ein wildes, dem Menschen gefährliches Thier geschildert, das mit seinem Horn oder seinen Hörnern alles verwüstet, so daß Alb. Schultens (zu Hiob 39, 9) und de Wette (zu Ps. 22, 22) gewiß mit Recht an den Büffelochsen (bos bubalus) gedacht haben. Nichts desto weniger kann bei Plinius (Hist. nat. VIII, 21) mit dem Einhorn nur jenes bekannte, Pferd-ähnliche Thier gemeint sein, das die Naturforscher, da es sich nirgends finden ließ, lange Zeit für eine Fabel gehalten haben, bis endlich einige Engländer neuerdings wirklich Thiere der Art in den Tibetanischen Wüsten fanden.*) Je seltener das Einhorn aber, und wahrscheinlich zu allen Zeiten in Wirklichkeit gewesen ist und je weniger daher die beglaubigte Naturgeschichte von ihm zu berichten hat, desto mehr weiß die mythische von ihm.

Das lang hervorstehende, gerade Horn, das, inwieweit es ein Handelsgegenstand ist, bekanntlich nicht von ihm, sondern von dem sogenannten See-Einhorn herkommt, galt schon in alten Zeiten als „Horn

---

*) Vgl. Rosenmüller „Morgenland" II. S. 269 ff.

des Heils" (vgl. Luk. 1, 69) für ein Symbol der Erlösung und außerdem für das sicherste Schutzmittel gegen Vergiftung, ganz so wie das Horn des Rhinoceros, dem diese Eigenschaft gleichfalls nachgerühmt wird, und das daher häufig zu Trinkbechern verarbeitet wurde. Jedenfalls aber beruht hier wenigstens eine von beiden Angaben auf einer Verwechselung; nur dürfte sich schwer ermitteln lassen, welche. Wäre es sicher beglaubigt, daß das Horn des Rhinoceros jene Eigenschaft hat, dann ließe sich annehmen, daß man, was von diesem galt, irrthümlicher Weise auf das Horn des Einhorns übergetragen, und um der ihm angedichteten Eigenschaft willen es, gleich dem Kreuz, durch das man gleichfalls die Gefahr der Vergiftung abwehren zu können glaubte, zum Symbol des Heils und der Erlösung gemacht habe. Auf der andern Seite aber konnte auch, wenn das Horn des Einhorns zu einem solchen Symbol und demgemäß zum Schutzmittel gegen Gift geworden war, auf das Horn des Rhinoceros, das auch unter dem Namen des Einhorns bekannt war, bezogen und buchstäblich gedeutet werden, was dort ursprünglich nur symbolisch gemeint war.

Außerdem galt das Einhorn, wie in der persischen Mythologie, wo es die reine Thierwelt des Ormuzd repräsentirt, so auch bei den Christen für ein Symbol der Reinheit, namentlich der jungfräulichen. Daher wurde häufig die Jungfrau Maria mit einem Einhorn im Schoße abgebildet, und hieraus scheint die Sage entstanden zu sein, daß dieses Thier, im höchsten Grade menschenscheu, sich nur dann einfangen lasse, wenn eine reine Jungfrau ihm den Schoß öffne. Eine solche Darstellung mußte die, welche sie nicht richtig verstanden, leicht auf den Gedanken bringen, daß das Einhorn ein Symbol Christi sei, und das vorhin erwähnte „Horn des Heils" hat seinen Grund vielleicht eben darin, daß man bei dem Einhorn als Sinnbild Christi keine andere symbolische Bedeutung herausfinden konnte.

Nächst der Jungfrau Maria wird übrigens auch **St. Justina** mit einem Einhorn im Schoß abgebildet, wo es gleichfalls Symbol der jungfräulichen Reinheit ist. Die Legende nämlich berichtet, daß sie, eine fromme, christliche Jungfrau von bezaubernder Schönheit, in Antiochien, ihrer Geburtsstadt, von einem Jüngling mit aller Glut der Leidenschaft geliebt wurde. Aber alle Mittel, ihre Gegenliebe zu gewinnen, waren vergebens, und der Jüngling wandte sich in seiner Verzweiflung endlich an Cyprian, einen berühmten Zauberer, der, um Meister in den magischen Künsten zu werden, den größten Theil des Orients durchreist, selbst bis Indien gekommen und unlängst erst nach Antiochien zurückgekehrt war. Aber an Justina scheiterte all sein Wissen und seine Kunst. Weder seine Zauberformeln, noch seine Zaubertränke halfen etwas, und selbst die mächtigsten Höllengeister, die er citirte, bekannten, daß sie

gegen das Kreuz und den Namen Jesu, womit sich die Jungfrau schütze, nichts vermöchten. Dies und einige Unterredungen mit Justina, die ihn genauer belehrte, wer der mächtige Schutzgeist sei, gegen den er mit all seinen Künsten nichts ausrichte, hatten zur Folge, daß er selbst bald darauf der Magie entsagte, seine Bücher verbrannte, sich taufen ließ und wie Justina ins Kloster ging. Dort war er mehrere Jahre hindurch Thürhüter, wurde späterhin Priester und endlich Bischof von Antiochien. In der Diocletianischen Verfolgung (304) wurde er und Justina enthauptet.

Endlich war das Einhorn auch wegen seiner Menschenscheu und Liebe zur Einsamkeit ein häufig gebrauchtes Symbol der beschaulichen Einsamkeit und des Klosterlebens, wozu es sich schon als Sinnbild der Jungfräulichkeit ganz besonders eignete, und daher kommt es namentlich an den Stäben der Klosterbischöfe öfter vor.

XVI. Das Schwein und andere unreine Thiere.

Um die mit Figuren von Thieren oft überreich ausgestatteten Bildwerke des Mittelalters deuten zu können, ist es vor allen Dingen nothwendig, sich an den Unterschied zwischen reinen und unreinen Thieren zu erinnern, wie er im Mosaischen Gesetz (3. Mos. 11, 2 ff.) festgestellt ist. Demgemäß waren von Säugethieren nur diejenigen, welche wiederkäuen und die Klauen spalten, zum Genuß erlaubt; das Kameel dagegen, das Kaninchen und der Hase, die zwar wiederkäuen, aber nicht die Klauen spalten, und ebenso das Schwein, das zwar die Klauen spaltet, aber nicht wiederkäut, unrein. — Die genauere Darlegung der Gründe, warum gerade diese Thiere als unrein bezeichnet sind, gehört nicht hierher. Bei dem Schwein ist ohnehin sein Aeußeres Commentar genug, und zur symbolischen Bezeichnung der unreinen Lüste und Begierden konnte man nicht leicht etwas Passenderes wählen. Demgemäß wurde es auch als Symbol der Sünde und des Teufels gebraucht, und als solches hat man es anzusehen, wenn es sich auf Bildern des **St. Antonius** neben dem Heiligen findet, welcher, den Legenden zufolge, vielfache Versuchungen und Kämpfe mit dem, in Gestalt eines solchen Thieres ihm erscheinenden Teufel zu bestehen hatte. Die Sitte des Römischen Landvolkes, alljährlich am Antoniustage die Hausthiere vor die St. Antoniuskirche in Rom zu treiben, um sie vom Priester segnen zu lassen, und der Volksglaube, der in diesem Heiligen den Schutzpatron der Schweine sieht, beruht daher auf einem bloßen Mißverständniß des symbolischen Attributes.

Im Mittelalter benutzte der Haß gegen die Juden gern das Schwein als Sinnbild für die ihnen schuldgegebenen Gräuel und Schandthaten, und die seit dem XIII. Jahrh. weit verbreiteten Bilder einer Sau, welche kleine Judenkinder säugt, wie sie sich im Dom zu Magde-

burg, in der Nikolaikirche zu Zerbst, an der Annakapelle zu Heiligenstadt, im Münster zu Basel, an der Stadtkirche zu Wittenberg, am Rathhause zu Salzburg und anderwärts zum Theil noch finden, sollten zwar zunächst nur den Juden zum Aergerniß dienen und die Christen vor ihren Gräueln warnen, nächstdem aber auch den Gedanken versinnlichen, wie den Juden von der frühsten Kindheit an und schon mit der Muttermilch eine lasterhafte und gottlose Gesinnung eingeflößt würde. Daher ist es auf einigen dieser Bilder der Rabbiner selbst, der die Sau festhält, damit die Kinder desto bequemer saugen können.

Unter den Vögeln waren als unrein verboten: der Adler, der Habicht, der Fischaar, der Geier, der Sperber, die Raben, die Eulen, der Strauß, der Schwan, der Storch, Wiedehopf, Reiher, Heher, Kukuk und die Schwalbe (3. Mos. 11, 13 ff.), und je größere Ehre mehreren derselben im Heidenthum erwiesen worden war, desto weniger trug das christliche Mittelalter Bedenken, sie in das Reich der Finsterniß zu verweisen; und die Scheu, eines dieser Thiere zu verletzen oder gar zu tödten, hat ihren Grund meist in dem Volksglauben, daß man damit den Zorn von Wesen auf sich lade, die dergleichen streng ahndeten. So bringt es Unheil, Schwalben zu tödten; denn dies verursacht einen vierwochenlangen Regen, und ebenso wenig dürfen ihre Nester an den Häusern zerstört werden, wenn diesen kein Unglück widerfahren soll. Aehnliches gilt von dem Rothkehlchen; wer sein Nest zerstört, dem schlägt das Wetter ins Haus. Für ebenso unverletzlich galt der Storch,*) und in alten Liedern wird mehrfach versichert, daß er den Saaten durchaus keinen Schaden thue.

Die wichtigste Rolle unter den Vögeln aber spielt in dem Volksglauben unstreitig der Kukuk. Als Frühlingsbote ist er schon bei Hesiod der Prophet, welcher durch seinen Ruf die Zeit des Saatregens verkündigt, und der Volksglaube schreibt ihm noch jetzt die Gabe zu, prophezeien zu können, wie lange man noch zu leben habe. Daher rufen die Kinder in der Schweiz, wenn sie ihn im Frühling zum ersten Male hören, „Gugger, wie lang leb i no?" Anderwärts heißt der Spruch:

---

*) Sein Name Adebar (im Reineke v. 1777. 2207, im Althochdeutschen *Odebero*, *Otivaro*, läßt sich auf doppelte Weise erklären. *Bar* oder *bero* ist s. v. a. Träger, Bringer, und *Ode* oder *Oti* entweder abzuleiten von dem Altsächs. *ôdan* (genitus) oder von *ot* (opes). Im ersten Falle wäre Adebar Kinderbringer, im zweiten der Glückbringer. Beides aber läßt sich, wie es scheint, auf einen Grundgedanken zurückführen. Der Storch ist, wie die Schwalbe, der Frühlingsbote; er verkündigt die sich erneuende Fruchtbarkeit der Natur, und diese bringt auf der einen Seite Wohlstand und Glück, wie sie auf der andern für den Segen von Kindern ein entsprechendes Symbol ist.

„Kukuk, Beckenknecht, [1])
Sag mir recht,
Wie viel Jahr ich leben soll“

und wievielmal er nach dieser Anfrage seinen Ruf wiederholt, so viele Jahre hat man noch zu leben. Hat man, wenn man den Kukuk zum ersten Male hört, Geld bei sich, so wird man das ganze Jahr welches haben; hat man keines bei sich, so wird es das ganze Jahr daran fehlen, und ist man nüchtern, so wird man das Jahr hindurch Hunger leiden. — Auf die Prophezeihung der noch übrigen Lebensjahre beziehen sich auch die slawischen Namen des Vogels: *Zywiec* (von Zywy, lebendig) und Zezula bei den Polen, zezhule bei den Böhmen, wodurch er als auctor vitae bezeichnet wird, wie es hinwiederum von dem altslawischen Lebensgott Zywie heißt, daß er sich in einen Kukuk verwandelt. [2]) — Schon dieser Ruf, ein Glück und Unglück weissagender Zaubervogel zu sein, mußte ihn in der christlichen Kirche, die in Allem, was dem Heidenthum und seinem Götzendienst angehörte, nur Teufelswerk sah, in Mißkredit bringen. Dazu kam aber noch, daß er, weil er seine Eier in fremde Nester legt, für einen Ehebrecher galt, weshalb schon bei den Römern cuculus gleichbedeutend mit moechus war, ganz ebenso, wie der niederdeutsche Ausdruck „Gauch“ noch jetzt zugleich einen lüderlichen Menschen oder einen Bastard bezeichnet. Kein Wunder also, daß man sich, jemehr das Christenthum über den heidnischen Volksglauben den Sieg gewann, desto leichter dazu verstand, den Kukuk für ein teuflisches Thier, wenn nicht gar für den Teufel selbst zu halten, worauf die bekannten Redensarten: „Das weiß der Kukuk,“ „man möchte des Kukuks werden“ und andere ähnliche hinweisen.

---

1) Beckenknecht s. v. a. Bäcker- oder Müllerknecht. Der Vogel soll ein verwünschter Bäcker sein, der in Zeiten der Theurung den armen Leuten von ihrem Teig gestohlen und ihn bezupft habe, wenn Gott der Herr ihn im Ofen segnete. Darum verwandelte ihn Gott zur Strafe in einen Raubvogel mit fahlem, mehlbestaubtem Gefieder.

2) Vgl. die Erzählung in *Procosii* Chronic. slavosarmatic. p. 113 (ed. Varsav. 1827) „Divinitati *Zywie* fanum exstructum erat in monte ab ejusdem nomine *Zywiec* dicto, ubi primis diebus mensis maji innumerus populus pie conveniens precabatur ab ea, quae *vitae auctor* habebatur, longam et prosperam valetudinem. Praecipue tamen ei litabatur ab iis, qui *primum cantum cuculi* audivissent, opinantes superstitiose, *tot annos se victuros,* quoties vocem repetiisset. Opinabantur enim, supremum hunc universi moderatorem *transfigurari in cuculum,* ut ipsis annuntiaret vitae tempora: unde crimini ducebatur capitalique poena a magistratibus afficiebatur, qui cuculum occidisset.

Außerdem werden 3. Mos. 11, 29. 30 nächst dem Wiesel, der Maus, dem Igel und Maulwurf, auch die Kröte, die Eidechse, der Molch und die Blindschleiche als unreine Thiere bezeichnet, die den Kindern Israel eine Scheu sein sollten, wie sie denn auch wirklich den meisten Menschen schon von Natur widerwärtig sind, und daher in der Mährchen= und Fabelwelt*) eine ebenso ungünstige Rolle spielen, als auf dem Gebiet der christlichen Kunstsymbolik, wo sie bei der Darstellung infernalischer Scenen selten fehlen.

XVII. Schlange, Drache, Lindwurm und Teufel.

Die Schlangen, in der Hitze des hohen Sommers am lebhaftesten und muntersten, werden bekanntlich gegen den Herbst zu immer träger, und erstarren im Winter endlich ganz, bis sie im Frühjahr aus ihrem Schlafe wieder erwachen, sich häuten und in neu verjüngter Gestalt aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, und diese ihre Verjüngung war es, was sie zum Symbol der Genesung und der Arzneikunde machte, wozu allerdings auch der alte Glaube an die ihnen inwohnende Heilkraft Einiges beitragen mochte.

Dies ist aber auch das einzige Gute, wofür die Schlange als Symbol gebraucht wird, und die Verehrung, welche ihnen nicht nur in Aegypten (vgl. Herod. II. 74), sondern auch von allen Völkern des Nordens erwiesen wurde, scheint ursprünglich mehr in einer Furcht vor der Feindschaft dieser Thiere, als in dem Glauben an ihren wohl=

---

*) Einen Beweis, wie geschickt und witzig die Künstler des Mittelalters die Fabel und die durch sie festgestellten Charaktere der verschiedenen Thiere für ihre Zwecke zu benutzen wußten, liefern die Reliefs an den Brüstungen der steinernen Emporen in der 1525 vollendeten Annakirche zu Annaberg, wo die beiden Geschlechter auf den zehn Lebensstufen vom zehnten bis zum hundertsten Jahre in folgender Weise charakterisirt werden:

Der Mann				Das Weib			
von	10	Jahren:	ein Kalb.	von	10	Jahren:	eine Wachtel.
=	20	=	= Bock.	=	20	=	= Taube.
=	30	=	= Stier.	=	30	=	= Elster.
=	40	=	= Löwe.	=	40	=	ein Pfau.
=	50	=	= Fuchs.	=	50	=	eine Henne.
=	60	=	= Wolf.	=	60	=	= Gans.
=	70	=	= Hund.	=	70	=	ein Geier.
=	80	=	eine Katze.	=	80	=	eine Eule.
=	90	=	ein Esel.	=	90	=	= Fledermaus.
=	100	=	der Tod.	=	100	=	der Tod.

(Vgl. G. F. Waagen „Kunstwerke und Künstler in Deutschland." I. S. 30.)

thätigen Schutz ihren Grund zu haben. Bekanntlich wurde bei den heidnischen Preußen dem Gott Potrimpos eine große Schlange gehalten und von den Priestern sorgsam gehütet und mit Milch genährt. Auch von den Litthauern wird berichtet, daß sie Schlangen verehrt haben, und Adam v. Bremen*) meldet sogar, daß sie ihnen lebendige Menschen opferten, die sie von Kaufleuten kauften und bei denen sie vor allen Dingen darauf sahen, daß keiner an seinem Leibe einen Makel hatte. Ebenso standen die Schlangen bei den Letten als Milchmütter (Peena mahtes) in hohen Ehren; es wurde ihnen Milch in Näpfen hingestellt, und jeder Eintretende ermahnt, sie ungestört im Hause zu lassen. Aber schon aus dem Schmeichelnamen „Mümelein" oder „Mümel," mit dem das Volk noch jetzt hier und da die Hausschlangen und Unken bezeichnet, wird man schließen dürfen, daß dieser Cultus nur das alte timor fecit Deos zur Grundlage hat, und dies wird außerdem noch durch eine Menge Sagen und Mährchen bestätigt, in denen die Tödtung einer Hausschlange fast immer den Tod eines Hausgenossen, meist der Kinder, und den Verfall des Hauses zur Folge hat.

Natürlich verlangte schon eine gewisse poetische Symmetrie, daß die fromme Scheu vor jeglicher Beleidigung der Schlangen ihre guten Folgen haben mußte; namentlich wurde das Glück und Gedeihen des Hauswesens ihnen zugeschrieben. Ebenso brachte man Schlangen auf Helmen und Schwertern an, weil man dadurch ihre Stärke und Festigkeit zu vermehren glaubte, und auch in späterer Zeit noch flochten aus ähnlichem Grunde Fuhrleute gern Otterzungen in ihre Peitschen. Aber sonst ist die Schlange von den frühesten Zeiten her immer nur ein Bild der glatten Verführungskunst, der kalten Heuchelei, der arglistigen Klugheit und Bosheit gewesen. Der Mosaischen Erzählung vom Sündenfall zufolge, mit welcher die Sagen der Indischen, zum Theil auch der Nordischen Mythologie vielfach zusammentreffen, erscheint die Schlange als diejenige, durch deren Verführung die Sünde in die Welt gekommen ist, und mit Beziehung darauf wird Offenb. 12, 9. der Teufel „die alte Schlange" genannt, welche die ganze Welt verführt hat. Demgemäß bot sich das Bild derselben für beides, sowohl für das physisch und moralisch Böse, als auch für den persönlichen Teufel als Symbol dar, und in beiderlei Bedeutung kehrt sie auf den christlichen Bildwerken vielfach wieder.

Während sie in der Trinkschale des Aesculap Symbol der Genesung und der neu verjüngten Gesundheit ist, die der Genuß der Arznei verheißt, bezeichnet sie in dem Becher des Evangelisten **St. Johannes**

---

*) *Adam. Brem.* de situ Daniae c. 24. Dracones adorant cum volucribus, quibus etiam vivos litant homines, quos a mercatoribus emunt, diligenter omnino probatos, ne maculam in corpore habeant

das in ihm enthaltene Gift. Denn der Tradition zufolge war er unter dem Kaiser Domitian zum Giftbecher verurtheilt worden. Da er aber über denselben, ehe er trank, das Zeichen des Kreuzes gemacht, so hatte sich das Gift in Gestalt einer Schlange ausgeschieden, und der Trank war unschädlich geworden.

Gleiches berichtet die Legende von **St. Benedictus** von Nursia, dem Stifter des Benedictiner-Ordens, den die Mönche von Vicovaro bei Tivoli, weil er zu streng gegen sie war, vergiften wollten; und eben dasselbe bedeutet der Becher mit der Schlange auf dem Bilde des **St. Jacobus de Marchia**, eines Minoritenmönches aus der Mark Ancona.

Alle diese Erzählungen beziehen sich offenbar auf die Verheißung Christi: „So sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden" (Mark. 16, 18) und sollen als Belege dazu dienen. Ebenso wenig aber läßt es die Geschichte der Heiligen an Belegen für die andere Zusage fehlen: „Sehet, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Scorpionen und über alle Gewalt des Feindes und nichts wird euch beschädigen" (Luk. 10, 19).

Schon in der Apostelgeschichte (c. 28, 3 ff.) wird von dem Apostel Paulus berichtet, daß die Otter, die ihm beim Feueranmachen auf der Insel Malta nach der Hand gefahren, ihm nichts geschadet habe, und bekanntlich schreibt die Tradition ihm es zu, daß sich von jener Zeit an auf der ganzen Insel keine Ottern mehr fänden.

Gleicherweise wird von **St. Christina**, der Tochter eines römischen Prätoren, eines wüthenden Verfolgers der Christen, während sie dem christlichen Glauben zugethan war, erzählt, daß die giftigen Schlangen, die der Vater zu ihr ins Gefängniß werfen ließ, ihr nichts schadeten, und eben dasselbe meldet die Legende von **St. Paternus** und **St. Didymus.**

Vornehmlich aber sind **St. Hilarius**, der Bischof v. Arles, und **St. Patricius**, der Apostel von Irland, als Schlangenvertreiber berühmt, und wie wahrscheinlich es auch sein mag, daß sie bei ihren Bemühungen für die Cultur des Landes und Volkes, wo sie lebten und wirkten, auch die Vertilgung jener Thiere sich angelegen sein ließen, zumal, wenn sie dieselben als Gegenstand einer abgöttischen und abergläubischen Verehrung sahen, so wenig wird man doch vergessen dürfen, daß dabei zugleich an die symbolische Bedeutung der Schlangen zu denken und ihre Vertreibung von der Ausrottung der heidnischen Götzen überhaupt zu verstehen ist.

Jemehr indeß im Gegensatz zu dem Christenthum das Grauenvolle des heidnischen Götzenwesens hervortrat, und je schrecklichere Bilder man nöthig hatte, um die einmal für den christlichen Glauben Gewonnenen vor dem Rückfall in ihren vormaligen Götzendienst zurückzuschrecken, desto

weniger konnte man bei der symbolischen Bezeichnung des Teufels und seiner Dämonen mit der einfachen Schlangengestalt zufrieden sein. Man wollte eine schrecklichere haben, und ließ daher die Schlange zum Drachen sich umgestalten.

Was den Namen betrifft, so ist er offenbar einerlei mit dem Griechischen *δράκων*, und bezeichnet der Wortbedeutung nach zunächst nur ein scharf- und hellsehendes Thier, wofür vor allen andern die Schlange galt, die dem Volksglauben zufolge mit ihrem Blick eine bezaubernde und bannende Kraft ausübte. Nächstdem aber veranlaßten die pfeilschnellen Bewegungen derselben schon im frühen Alterthum den Glauben an geflügelte Schlangen, und namentlich erscheint der Drache stets geflügelt. Denkt man sich nun noch statt des dünnen, geschmeidigen Schlangenleibes den Leib eines gewaltigen Löwen, so hat man ungefähr ein Bild jenes fabelhaften Thieres, das in der Sagenwelt eine so große Rolle spielt. Und zu einer solchen Zusammenstellung konnte man um so leichter veranlaßt werden, da die Krokodile und mehr noch die untergegangenen Geschlechter der Saurer oder Rieseneidechsen der Vorwelt, von denen jene ersteren nur ein schwacher Ueberrest sind, nächst dem Schlangenähnlichen Kopf und Schwanz einen gewöhnlichen Thierleib mit vier Füßen hatten, wie man es denn auch von den Krokodilen wird abzuleiten haben, daß die Drachen der herkömmlichen Schilderung zufolge mit einem Schuppenpanzer [1]) bedeckt sind.

So hatte man an ihnen ein hinlänglich grauenhaftes Symbol des Teufels und seiner Dämonen, und der christliche Kampf gegen ihn verwandelte sich demgemäß in einen Kampf mit Drachen und Lindwürmern, [2]) wofür man schon in dem Offenb. 12, 7 ff. erwähnten Kampf des Erzengels Michael mit dem großen Drachen ein Vorbild hatte.

Den Sieg des Christenthums über das Heidenthum sollte es bedeuten, wenn der Kaiser Konstantin d. Gr. Münzen prägen ließ, auf

---

1) Im Serbischen heißt der Glimmer „otresine zmajeve" (Abschüttelung des Drachen) weil man in ihm die Schuppen sah, die der zmaj (Drache) abschüttelt.

2) Richtiger wäre „Lintwurm" zu schreiben; denn ebenso wie bei „Wurm" an das Althochdeutsche zu denken ist, wo es die Schlange bezeichnet, wird man auch „lint" nur von da her zu erklären haben, wo es den Begriff von Glanz und Schönheit ausdrückt; Lintwurm ist demnach nur so viel als „die glänzende Schlange," sei es, daß man dabei nur an das glänzende und glatte Aeußere der Schlangen überhaupt, oder speciell an das der allgemein herrschenden Vorstellung zufolge von den Drachen gehütete Gold dachte, das daher bei den Dichtern auch „Wurmbett" hieß. (Vgl. Jak. Grimm's deutsche Mythologie I. 652).

denen der Drache von einem Kreuze durchbohrt zu sehen war, und wenn die Legende von **St. Florentius** berichtet, daß er einen Drachen mit dem Kreuz getödtet habe.

Noch deutlicher tritt die symbolische Bedeutung dieser Kämpfe hervor, wenn man die vielfachen Drachensagen, — die merkwürdigerweise gerade in solchen Gegenden am häufigsten vorkommen, wo man die fossilen Ueberreste jener Rieseneidechsen gefunden hat — im Einzelnen näher betrachtet. Gewöhnlich ist es ein alter verfallener Heidentempel, in dem der Drache haust, um alle, die sich ihm nähern, zu erwürgen. So heißt es in der Legende des **St. Julian**, daß ein Drache sich lange Zeit in einem Jupitertempel aufgehalten, und da man diesen zerstört habe, im Lande umher geschweift sei. — Jeder erkennt alsbald, daß dies ohne Bild ausgedrückt nur heißen soll: In jenem heidnischen Götzentempel trieb der Teufel lange sein Werk, und als in Folge der Einführung des Christenthums die Götzentempel in den Städten zerstört wurden, zog sich das Heidenthum auf das Land in die Dörfer zurück. Hat doch eben davon das Römische paganus (Dorfbewohner) die Nebenbedeutung „Götzendiener" erhalten, ganz ebenso, wie das deutsche Wort „Heide" einen Götzendiener und zugleich eine öde Flur bezeichnet.

In ähnlicher Weise wird man sich die in der Legende des **St. Romanus** berichtete Drachensage zu erklären haben. Wie die Kirchengeschichte der meisten Städte, fängt auch die von Rouen mit der Erzählung von einem ungeheuren Drachen an, der weit umher alles verwüstete. Da entschloß sich Romanus, der Bischof der Stadt, im Namen Christi den Kampf gegen das Ungethüm zu unternehmen, und begleitet von zwei Missethätern, einem Dieb und einem Mörder, die beide ihr Leben verwirkt hatten, begab er sich zu der Höhle des Drachen. Dort warf er ihm sein Scapulier um den Hals und der Mörder schlug das Ungethüm todt. Der Dieb war inzwischen entlaufen. Der Drachentödter ward begnadigt und die Kirche von Rouen erhielt seitdem das Privilegium, alljährlich einen Verbrecher frei zu lassen. Zur Erinnerung an den glücklichen Kampf aber wurde bis in die neueren Zeiten alljährlich am St. Romanus-Tage (9. August) in Rouen eine feierliche Procession gehalten, bei der ein Drache herumgetragen ward.

Am bekanntesten ist der Drachenkampf des Ritters **St. Georg** von Kappadocien, welcher der Legende zufolge unter Diocletian eine hohe militärische Würde bekleidete, späterhin aber, weil er sich offen zum Christenthum bekannte, enthauptet wurde. — Auch hier ist vielleicht, wenn gleich die Erzählung, daß er durch die Erlegung eines weit hin gefürchteten Thieres der Wohlthäter des Landes wurde, an und für sich nichts Unwahrscheinliches enthält, der Kampf gegen den Lindwurm nur symbolische Bezeichnung seines Kampfes gegen das Heidenthum.

In weit späterer Zeit erst, da die christliche Kirche über das heidnische Götzenwesen bereits vollständig gesiegt hatte, kommt statt des Drachen die eigentliche Teufelsgestalt zum Vorschein, und in dem grotesken Charakter derselben spricht sich unverkennbar ein gewisser Spott aus. Je mächtiger die Kirche geworden war, desto eher glaubte man dem Teufel trotzen, und im Gefühl der Sicherheit sich über ihn lustig machen zu können. Während daher das christliche Alterthum, eine grauenvolle Macht des Verderbens in ihm fürchtend, den Drachen zum Symbol gewählt hatte, gab ihm die spätere Zeit Bocksgestalt und stellte ihn somit in fast burlesker Weise als den „Sündenbock" dar. Noch später erhielt er mehr und mehr eine Menschenähnliche Figur, indem man nur dem einen Fuße das Bockähnliche ließ oder ihm die Gestalt eines Pferdehufes gab, so daß nur der Schwanz noch leise an die ehemalige Schlangen- oder Drachengestalt erinnerte. In den Sagen und auf den Bildern der neueren Zeit endlich ist es, da der Pferdehuf gewöhnlich von dem weiten Gewande bedeckt wird und der Hut die Bockshörner verbirgt, außer der Physiognomie nur die Hahnfeder auf dem Hut, die ihn als Teufel kenntlich macht, und auch in dieser spricht sich mehr das Gefühl der Sicherheit, als der Furcht aus. Denn der Sage nach ist seine Herrschaft auf die Mitternacht allein beschränkt, und bei dem ersten Hahngeschrei muß er mit allen seinen Nachtgespenstern weichen.

XVIII. Der Tod.

Man hat es der mittelalterlichen Kunst sehr verdacht, daß sie für den Tod kein besseres Symbol gefunden habe, als das Schreckensbild eines Todtengerippes mit Sense und Sanduhr, und die bekannten Abhandlungen von Lessing und Herder: Wie die Alten den Tod gebildet, sprechen sich zu sehr zu Gunsten der klassischen Darstellungsweise aus, als daß das mittelalterliche Symbol dabei nicht ganz hätte verlieren müssen. Der Genius mit der gesenkten Fackel auf den Griechischen Grabmälern ist nun allerdings ein freundlicheres Bild, und selbst der ernste Thanatos, wie ihn Euripides in seiner Alcestis auf die Bühne brachte, in seinem schwarzen Gewand und einen Stahl in der Hand, womit er seinem Opfer das Haar abschneidet, um es so der Unterwelt zu weihen, noch lange nicht so schrecklich, als das der christlichen Kunst eigenthümlichen Todtengerippe. Es entsteht daher sehr natürlich die Frage, wie man überhaupt darauf kam, gerade ein solches Symbol zu wählen. Die christliche Lehre, daß der Tod der Sünde Sold sei, aber durch Christenthum besiegt, seinen Stachel verloren habe, mag dazu beigetragen haben, daß man es nicht für nöthig hielt, sich durch freundlichere Bilder über das Schreckliche seiner Erscheinung zu täuschen. Aber der

Hauptgrund war dies nicht. Diesen haben wir vielmehr in der Knochenverehrung des mittelalterlichen Reliquiendienstes zu suchen, der die Christen mit dem Anblick von Todtenschädeln und Skeletten vertrauter machte, und wenngleich ernster stimmte, so doch nicht mit Grauen und Entsetzen erfüllte; vornehmlich aber in der Vision des Ezechiel (c. 37) in welcher er die auf dem Felde liegenden Todtengebeine von dem Herrn wieder mit Fleisch überkleidet und lebendig werden sieht. Sanduhr und Hippe sind die bekannten Sinnbilder der Vergänglichkeit, und namentlich scheint die letztere mit Beziehung auf Stellen, wie Ps. 103, 15. „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde," Jes. 40, 6. „Alles Fleisch ist Heu, und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde" und andere ähnliche, gewählt zu sein.

Das Symbol selbst kam besonders durch die sogenannten Todtentänze in Aufnahme, die wahrscheinlich um die Mitte des XIV. Jahrh. als die große Pest, „der schwarze Tod" so furchtbar wüthete, entstanden und bis ins XVII. Jahrh. beliebt waren; ja der berühmte Tod von Basel, ein Todtentanz aus der Mitte des XV. Jahrh. (in Kupferstich 1621 von Matth. Merian d. Aelt. herausgegeben) war noch bis 1805 an der Kirchhofsmauer des Dominicanerklosters zu Basel zu sehen. Noch berühmter ist der, nur in Holzschnitt ausgeführte Todtentanz von Hans Holbein d. Jüng., der zuerst zu Lyon 1538, in neuerer Zeit in Lithographien von Schlotthauer (München, 1832) und von Helmuth (Magdeb. 1836) herausgegeben ist.

Was die Heiligenbilder betrifft, so kommt auf ihnen in der Regel nur der Todtenkopf vor, namentlich bei **St. Hieronymus** und **St. Franciscus** v. Assisi, die ihn auf einem Buch vor sich liegen haben; ebenso bei **St. Maria Magdalena**, die als Büßende, kenntlich durch das schöne lange Haar, womit sie einst Christo die Füße abgetrocknet, in der einen Hand das Salbengefäß, in der andern einen Todtenkopf hält. Daß er außerdem häufig an den Rosenkränzen angebracht wurde und besonders in den Klosterzellen nicht fehlen durfte, ist bekannt.

V. Die Alttestamentlichen Bilder.

An den bisher dargestellten Emblemen und Symbolen hatten die Christen zwar, so lange dieselben eben nur einzeln gebraucht wurden, hieroglyphische Zeichen für einzelne christliche Vorstellungen und Ideen; aber auch nur diese, und ebenso wenig, als vereinzelt neben einander stehende Wörter, wären es auch die inhaltreichsten, eine zusammenhängende Rede ersetzen, konnten diese Hieroglyphen für den Mangel eines Totalbildes entschädigen.

Der Anblick des Fisches, des Lammes, der Taube, konnte zwar zu mancherlei christlichen Betrachtungen anregen, die Bilder selbst blieben darum immer nur, was sie waren, dürftige Thiergestalten, die weder dem Künstler genügten, der lieber die Scenen aus dem Leben des Heilandes selbst, wie er sie innerlich anschaute, dargestellt hätte, noch dem Volke, das gern mit seinen Augen gesehen hätte, was es beim Vorlesen des Evangelii mit dem Ohr vernahm. Wie aber sollte das geschehen? Gerade in den Scenen, die man am liebsten dargestellt gesehen hätte, war Christus die Hauptperson. Aber um ihn darzustellen, mußte man entweder wissen, wie er wirklich ausgesehen, oder ihm nach Gutdünken irgend eine beliebige Gestalt geben. Jenes schien nicht möglich, dieses in hohem Grade bedenklich.

Dazu kam noch, daß auf dem Concil zu Elvira [1]) (305) ausdrücklich erklärt worden war: „Es dürfen keine gemalten Bilder in der Kirche sein, damit nicht, was verehrt oder angebetet wird, an die Wände gemalt werde" — eine Verordnung, die namentlich in früherer Zeit den katholischen Schriftstellern, welche den Ursprung der Bilder gern dem Apostolischen Zeitalter möglichst nahe gesetzt hätten, viel Mühe machte.

Am leichtesten suchte Cäsar Baronius fertig zu werden, indem er diesen Kanon für einen unechten Zusatz erklärte. Andere, wie Ferd. Mendoza [2]) und Joh. Bona [3]) legten auf die Worte „was verehrt

---

1) *Concil. Illiberit.* c. 36. Placuit picturas in ecclesia esse non debere, ne, quod colitur aut adoratur, in parietibus depingatur.

2) Not. in concil. Illiberit. c. 36.

3) Rer. liturg. tom. I. c. 16.

oder angebetet wird" den Accent und meinten, daß damit nur die öffentliche Aufstellung von solchen Bildern verboten sei, die sich auf die Geheimlehren des Christenthums, namentlich auf das Mysterium der Trinität bezögen, und die man aus Furcht vor Mißverständnissen oder Verdrehungen von Seiten der Heiden habe geheim halten müssen. — Noch Andere, wie Albaspinäus, [1]) machten außerdem darauf aufmerksam, daß es die Katechumenen hätte irre machen müssen, wenn sie im Religionsunterricht gelernt hätten, daß Gott ein Geist, unsichtbar, körperlos und unermeßlich sei, und ihnen dagegen auf Bildern in der Kirche eben derselbe in einer bestimmt begränzten körperlichen Figur erschienen wäre. — Wieder Andere hoben, worauf schon Bona hingewiesen hatte, mit besonderem Nachdruck hervor, daß nur das Malen an die Wände, darum aber noch keineswegs jene Tafelgemälde verboten worden seien, die sich, falls es der Heiden wegen nöthig schien, leicht hätten wegnehmen oder verhüllen lassen.

Minder gekünstelt und darum wahrscheinlicher ist die Erklärung des Petavius, [2]) daß damals das heidnische Götzenwesen noch in zu frischem Andenken gewesen sei, als daß man die Bildwerke nicht für bedenklich hätte halten müssen. In neuerer Zeit endlich hat man alle etwaigen Schwierigkeiten dadurch zu beseitigen gesucht, daß man erinnerte, die Väter jenes Concils hätten mit dem Bilderverbot nur ihre eigene Ansicht, keineswegs ein von der gesammten Kirche anerkanntes Gesetz ausgesprochen, und diese Erklärung hat jedenfalls das für sich, daß man so am leichtesten begreift, wie die Bilder, trotz jenes Verbotes, in den Kirchen immer häufiger werden konnten, was Basilius d. Gr., Athanasius, Gregor v. Nyssa, Chrysostomus, Paulinus v. Nola und Augustinus vielfach bezeugen. Sie alle sprechen zu übereinstimmend von Bildern der Propheten, Apostel und Märtyrer, ja von Bildern Christi und der Maria, als daß man das Vorhandensein derselben zu ihrer Zeit bezweifeln könnte. Namentlich berichtet Paulinus v. Nola, daß er selbst Alttestamentliche Bilder, wie die der Esther, des Hiob, Tobias und der Judith, ebenso auch Darstellungen von den Leiden der Märtyrer habe malen und in der St. Felixkirche am Kirchweihfest aufhängen lassen, um den ungebildeten Landleuten klar vor Augen zu stellen, was sie, bloß erzählt, sich sonst nie deutlich denken könnten, und durch die beigefügte Erklärung der Bilder sie zugleich von den rohen Ausbrüchen der Kirmeslust zurückzuhalten. [3])

---

1) *Albaspin.* not. in concil. Illiber. c. 36.
2) *Petav.* de incarnat. XV. c. 14.
3) *Paulin.* Natal. IX. Felicis.

Nächst diesen Tafelgemälden werden aber auch Wandgemälde erwähnt, für deren Vorhandensein eigentlich das Verbot auf dem Concil zu Elvira selbst schon ein genügendes Zeugniß ist, da sie nicht füglich verboten werden konnten, wenn sie noch nicht da waren. So bezeichnet Augustinus das Bild des Abraham, wie er seinen Sohn opfert, und die Bilder der Apostel Petrus und Paulus als solche, die man vielfach an den Wänden gemalt sehen könne, und daraus, daß Abraham häufig neben jenen Aposteln abgebildet sei, erklärt er auch den Irrthum, in welchem Viele, „die ihre Kenntniß der heiligen Geschichte nicht aus der heiligen Schrift, sondern von den Bildern der Kirche entnommen hätten“, den Erzvater für gleichzeitig mit den Aposteln hielten. *)

Bilder, wie die Opferung Isaaks aber führten von selbst darauf, bei der Erklärung zugleich an die analogen Erscheinungen im N. T. zu erinnern, und jemehr man sich gewöhnte, die A. T. lichen Begebenheiten vom typologischen Standpunkt aus als Hinweisungen auf die Zeiten des neuen Bundes aufzufassen, desto näher lag es, jedem A. T. lichen Bilde eine N. T. liche Bedeutung zu geben, oder für einen N. T. lichen Gegenstand eine A. T. liche Form zu wählen. Mochten diese Bilder also auch ursprünglich nur historische Bedeutung und zunächst nur den Zweck haben, dem ungebildeten Volk, das nicht selbst lesen, oder das Gelesene sich nicht deutlich vorstellen konnte, zu einer genaueren Kenntniß des A. T. zu verhelfen, — so mußten sie doch bei der entschiedenen Vorliebe für dergleichen Deutungen bald eine typologische Bedeutung erhalten. Die wichtigsten und beliebtesten Bilder der Art sind nun, in chronologischer Reihenfolge geordnet, folgende:

1. **Adam und Eva,** unter einem Baume, einen Apfel haltend — eine typologische Darstellung des Sündenfalls, die schon zu den Zeiten des Athanasius, besonders aber im Mittelalter, in den Vorhallen der Kirchen selten fehlen durfte, und den Gedanken andeuten sollte, daß die aus dem Paradiese verbannten Nachkommen Adams bei ihrem Eintritt in die christliche Kirche mehr, als das verlorene Paradies wiederfänden. Von diesem Bilde hieß die Vorhalle selbst häufig „das Paradies,“ und da sie als der Raum für die zur Kirchenbuße Verurtheilten die

---

*) *August.* de consensu Evangelist. I. c. 10. Occurrit iis Petrus et Paulus, credo quod pluribus locis simul eos cum illo Abraham pictos viderunt, quia merita Petri et Pauli propter eundem passionis diem celebrius et solemniter Roma commendat. Sic omnino errare meruerunt, qui Christum et apostolos ejus non in sanctis codicibus, sed in pictis parietibus quaesierunt. Nec mirum, si a pingentibus fingentes decepti sunt.

schlechtesten und verachtetsten Plätze enthielt, so wurde der Name nachmals auch auf die niedrigsten Plätze im Theater übergetragen.

2. **Abels** Ermordung — als Vorbild der Tödtung Christi.

3. **Noah** in der Arche; über dieser eine Taube mit dem Oelzweig — eine typologische Darstellung der Kirche und zugleich eine Veranschaulichung des Satzes „extra ecclesiam nulla salus." Häufig hat die Arche, um noch bestimmter anzudeuten, daß das Heil von dem unbedingten Festhalten an der Lehre und dem Glauben der Kirche abhängt, die Gestalt eines Kanzelstuhls, aus welchem Noah, einem Prediger gleich, herausschaut.

4. **Melchisedek**, als Priester und König, dem Abraham Brot und Wein darbringend — als vorbildliche Hinweisung auf das Abendmahl, zu welcher Auffassung man sich um so eher berechtigt glaubte, da schon im Hebräerbrief c. 7. Melchisedek mit Christus verglichen und als sein typisches Vorbild dargestellt wird.

5. **Abraham**, im Begriff, seinen Sohn Isaak zu opfern — als typologische Darstellung der Liebe Gottes, der seinen eingeborenen Sohn zur Erlösung der Menschen dahingab.

6. **Joseph**, mit einem Beutel, als Zeichen, daß er von seinen Brüdern verkauft wurde, — zugleich eine Hindeutung auf den Verrath des Judas.

7. **Mose**, vor dem brennenden Busch, der, wie es 2. Mos. 3, 2. heißt, „mit Feuer brannte, und doch nicht verzehret ward" — als Hindeutung auf Maria, die Mutter des Heilands ward und doch Jungfrau blieb. Mose, mit dem Stabe Wasser aus dem Felsen schlagend, — gleichfalls eine Hindeutung auf die wunderbare Geburt Christi.

8. **Mose**, die eherne Schlange aufrichtend, vgl. 4. Mos. 21, 8. 9. wo erzählt wird, daß er sie darum aufrichten sollte, damit die von Schlangen Gebissenen zu ihr aufblickend am Leben blieben, was nach Joh. 3, 14 von Christus selbst als Vorbild seines Kreuzestodes bezeichnet wird.

9. **Aaron**, als Priester am Altar vor einem blühenden Stabe knieend — eine Hindeutung auf das hohenpriesterliche Amt Christi. Was den blühenden Stab betrifft, so war er, wie aus 4. Mos. 17. hervorgeht, Symbol der göttlichen Bestätigung des Priesteramtes Aarons. Die übrigen Fürsten Israels hatten nämlich gemurrt, daß Mose und Aaron allein sich die Herrschaft angemaßt hätten, und in Folge dessen hatte Gott durch Mose geboten, daß jeder der zwölf Stämme einen Stab in die Stiftshütte niederlegen solle; wessen Stab am andern Morgen grünend gefunden werden würde, der sei der von ihm

selbst Erwählte. Am andern Morgen aber fand man Aarons Stab grünend und eine Blüthe daran. — Hieraus erklärt sich zugleich, warum die Königsscepter am oberen Ende blumenförmig gestaltet sind; es soll dies keine bloße Verzierung, sondern ein Symbol sein, daß der, welcher es führt, von Gott zum Herrscher erwählt sei. — Außerdem erinnerte der grünende Aaronsstab aber auch an die Messianische Weissagung von dem Zweige, der aus dem Stamm Isai hervorsprossen werde (Jes. 11, 1; vgl. Röm. 15, 15) und war somit Symbol Christi. Wenn demnach Aaron, der Repräsentant des A. T. lichen Hohenpriesterthums vor diesem symbolischen Stabe kniet, so erkennt er damit zugleich Christum als den eigentlichen und wahren Hohenpriester an.

10. **Josua** und **Caleb**, eine große Weintraube an einem Stock auf den Schultern tragend — eine Hinweisung auf das gelobte Land der Christen, das die Kirche ihnen aufthut, indem hier Christus selbst als der wahre Weinstock sich ihnen darstellt und den wunderbaren Abendmahlswein darreicht. Auf Taufbecken: Symbol einer fruchtbaren Ehe.

11. **Gideon**, als Ritter, vor einem ausgebreiteten Felle sich beugend — eine typologische Hindeutung auf das doppelte Wunder, daß Maria als Jungfrau den Heiland gebar, und der kirchlichen Tradition zufolge auch nachher Jungfrau blieb. — Nach Richt. 6, 37 ff. erbat sich nämlich Gideon, um seines Berufes als Heerführer des Volkes Israel gewiß zu werden, zuerst als Wahrzeichen von Gott, daß der ganze übrige Erdboden trocken und nur das von ihm ausgebreitete Fell bethaut, und zum andern Male, daß der ganze Erdboden bethaut, und nur sein Fell trocken bleiben möge, und beide Male ward ihm das Wahrzeichen erfüllt.

12. **Simson**, theils mit dem Kinnbacken des Esels in der Hand (nach Richt. 15, 15), theils als Träger der Kanzel. — Da er nämlich die größte Aehnlichkeit mit dem Herkules der Griechen und Römer hatte, und unter den Aposteln wiederum Petrus am meisten an Herkules erinnerte, so wurde dem Herkules-Petrus der A. T. liche Simson substituirt, und als vorbildlicher Repräsentant des N. T. lichen Apostels erinnerte er, wenn er den christlichen Lehrstuhl oder die Cathedra Petri, auf seinen Schultern trug, zugleich an das Wort Christi: „Auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen.“

13. **David**, als König mit der Harfe — Symbol des christlichen Gottesdienstes; als Hirtenknabe mit der Schleuder, dem Riesen Goliath gegenüber — Symbol des Sieges der anfänglich kleinen und unansehnlichen christlichen Kirche über das mächtige Heidenthum.

14. Die Propheten.

Elias, gewöhnlich mit einem Schwert in der Hand und ein Kind zur Seite dargestellt, erinnert mit dem erstern an die 1. Kön. 18, 40; 19, 1 berichtete Tödtung der Baalspriester, mit dem letzteren an den Sohn der Wittwe zu Zarpath, den er wieder lebendig gemacht hatte (1. Kön 17, 19 ff.) Außerdem sah man in seiner Himmelfahrt ein Vorbild der Himmelfahrt Christi, und stellte die letztere daher häufig unter dem Bilde der ersteren dar.

Elisa mit einem zweiköpfigen Adler über dem Haupt oder auf der Schulter, weil er sich nach 2. Kön. 2, 9. den zwiefältigen Geist des Elias erbeten hatte.

Bei den übrigen Propheten war das gemeinsame und für ihre Darstellung noch jetzt herkömmliche Attribut ein Buch oder eine Schriftrolle, und nur Einige erhielten zur Auszeichnung oder in Folge specieller Umstände, an die man erinnern wollte, außer der Schriftrolle oder statt ihrer, besondere Attribute. So erscheint:

Jesajas, mit einer Säge in der Hand. — Einer alten Tradition zufolge hatte nämlich der König Manasse den Propheten vor Gericht fordern lassen, weil dieser gesagt hatte: „Ich sah Gott auf einem Thron sitzen," da dies dem ausdrücklichen Bilderverbot im Gesetz zuwider wäre. Jesajas soll sich hierauf, um der Verfolgung zu entgehen, durch Aussprechen des heiligen Namens in einen Baum verwandelt, und der König diesen umzusägen befohlen haben, wobei Blut herausspritzte.

Jeremias, mit einem Zweige, weil dieser die erste Vision des Propheten war. — Jerem. 1, 11. 12. nämlich heißt es: „Und es geschah des Herrn Wort zu mir und sprach: Jeremia, was siehst du? Ich sprach: Ich sehe einen früh erwachten (Mandel-) Zweig *). Und der Herr sprach zu mir: du hast recht gesehen; denn ich will früh auf sein mit meinem Wort, daß ich es thue."

Ezechiel, ein Thor mit Thürmen zur Seite, als Hindeutung auf die Vision des c. 40 ff. beschriebenen neuen Tempels, in dem man das Vorbild des neuen, himmlischen Jerusalem sah, das Offenb. 21, 10 ff. geschildert ist.

Daniel, zwischen zwei Löwen, zur Erinnerung an seinen

---

*) מַקֵּל שָׁקֵד (bei Luther: „wackrer Stab") bezeichnet der Etymologie nach eigentlich einen „früh erwachten Zweig," und der Mandelbaum hat den Namen שָׁקֵד, der früh wache (von שָׁקַד, wachen) eben daher, weil er unter allen Bäumen am frühsten zur Blüthe kommt.

Aufenthalt in der Löwengrube (Dan. 6, 16) — zugleich eine typologische Darstellung des Erscheinens Christi in der Unterwelt.

Joel, einen Löwen zur Seite, weil er der Tradition zufolge von einem solchen zerrissen wurde.

Amos, als Hirt zwischen Schafen stehend, oder ein Schaf zu seinen Füßen, — eine Darstellung, die einigermaßen befremden könnte, da er der Luth. Uebersetzung von Amos 7, 14 zufolge nicht Schaf- sondern Kuhhirt war. Das Hebräische בּוֹקֵר jedoch heißt zwar der Etymologie nach „Kuhhirt," dem Sprachgebrauch zufolge aber wird es auch vom Schafhirten gebraucht, und daß Amos ein solcher war, beweist der folgende Vers, wo die Viehheerde, von welcher der Herr ihn abrief, als Kleinvieh (הַצֹּאן) bezeichnet wird.

Obadja, mit einem Wasserkrug und Broten. — Nach 1. Kön. 18, 3 ff. war der Haushofmeister des gottlosen Königs Ahab, Obadja mit Namen, ein gottesfürchtiger Mann, der zur Zeit der Prophetenverfolgung sich der Bedrängten aufs Thätigste annahm, sie verbarg und mit Brot und Wasser versorgte, und nur die Gleichheit des Namens, der übrigens bei den Hebräern ebenso häufig vorkam, als bei den Arabern das gleichbedeutende „Abdallah" (Knecht Gottes, was auch die Bedeutung des deutschen „Gottschalk" ist) hat, wie es scheint, veranlaßt, daß man den Propheten und jenen Haushofmeister, der übrigens auch vielleicht nur um seiner Frömmigkeit willen „Obadja" genannt ist, für eine und dieselbe Person hielt.

Jonas, ein Schiff und einen Wallfisch neben sich, weil er nach Jon. 1, 15; 2, 1. 11. von den Schiffsleuten aus dem Schiff ins Meer geworfen, und von einem Wallfisch verschlungen wurde, der ihn am dritten Tage wieder ans Land spie — nach Christi eigener Erklärung (Matth. 12, 39. 40) eine vorbildliche Hindeutung auf seine Auferstehung am dritten Tage.

Micha, zwar durch kein besonderes Attribut ausgezeichnet, wohl aber daran kenntlich, daß er, wegen der bekannten Weissagung, daß Bethlehem der Geburtsort des Erlösers sein werde (Mich. 5, 1) auf den älteren Bildern der Geburt Christi selten fehlt.

Unter den übrigen A. T. lichen Bildern sind wegen ihrer typologischen Bedeutung noch zu nennen:

15. **Hiob**, in seinen Leiden, — als Vorbild des leidenden Christus;

16. **Tobias**, einen Fisch haltend. — Nach der bekannten Erzählung Tob. 6. war es die Galle des im Tigris gefangenen Fisches, womit

er seinen erblindeten Vater wieder heilte, und zur Erinnerung daran wurde er mit einem Fisch in der Hand abgebildet. Da dieser aber in der christlichen Symbolik das Sinnbild der Christen war, so erhielt Tobias selbst dadurch eine auf die Zeiten des neuen Bundes hindeutende, vorbildliche Bedeutung.

Die sonst noch erwähnten Bilder der **Esther**, der **Ruth** und **Judith** haben nur historische Bedeutung und bedürfen keiner weiteren Erklärung.

VI. Die Neutestamentlichen Bilder.

Ziemlich gleichzeitig mit den Bildern A. T. licher Personen und Scenen erscheinen die N. T. lichen im Gebrauch, und in der That mußte man, wenn jene gestattet und zweckmäßig gefunden wurden, auch diese billigen. Das Volk konnte, wenn man ihm den Inhalt des A. T. durch Bilder veranschaulichte, mit Recht verlangen, daß dies auch bei dem N. T. geschah, und die Kirchenlehrer mußten sich, wenn ihnen die Bilder eines Abraham, Mose und Hiob, in der Kirche aufgestellt, für ihre Vorträge und deren besseres Verständniß von Nutzen schienen, von den Bildern eines Petrus, Paulus und Johannes eher noch mehr versprechen. Die Gefahr aber, dadurch einen heidnischen Bilderdienst zu begünstigen, der zur Menschenvergötterung führen konnte, war hier um nichts größer, als dort. In beiden Fällen waren die Dargestellten eben nur Menschen, wie alle Anderen; nur als Muster und Vorbilder zeichneten sie sich vor den übrigen aus, und zwar nur darum, weil die Gotteskraft des christlichen Glaubens und heiligen Geistes, die allen Bekennern Christi verheißen war und sich in allen kundgeben sollte, bei ihnen sichtlicher und unverkennbarer, als bei den übrigen hervortrat. Das Gefühl der Verehrung, mit dem man an sie und ihr Wirken dachte, galt also nicht so wohl ihnen, als vielmehr dem Herrn, der in den Schwachen mächtig gewesen war; ihre Thaten waren sein Werk, und ihr vor keiner Todesgefahr zurückbebender Glaubensmuth sein Ruhm. Ihn und nicht sie ehrte man, wenn man ihre Bilder in den Kirchen aufstellte. Wie die A. T. lichen Bilder die Thaten des Herrn vor seiner Ankunft auf Erden vergegenwärtigten, so sollten die Bilder der Apostel und Märtyrer seine Thaten nach der Himmelfahrt veranschaulichen, und das Bild des leidenden Märtyrers sollte nur ein Bild des über Tod und Grab triumphirenden Erlösers sein, wie dies unzweifelhaft aus den Bildern der Apostel hervorgeht, die von den frühesten Zeiten her stets mit den Attributen ihres Martyriums dargestellt wurden.

A. Die Bilder der Apostel.

1. **St. Petrus**, ein umkehrtes Kreuz neben sich, weil er mit dem Kopf unten gekreuzigt wurde; außerdem hat er als auszeichnendes Attribut den Schlüssel (vgl. Matth. 16, 18. „Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben"); auf den ältesten Bildern nur einen; späterhin zwei, einen goldnen, als Himmelsschlüssel und einen silbernen, als Schlüssel der Erde, und zu den Zeiten, da die Lehre der Römischen Kirche von der Schlüsselgewalt Petri den größten Umfang gewonnen hatte, noch einen dritten (schwarzen), den der Hölle. Daher galt er auch bekanntlich das ganze Mittelalter hindurch als Himmelspförtner, und hierauf gründet sich die Sage, daß in Rußland ehedem den Verstorbenen Pässe, abressirt an St. Petrus, in den Sarg mitgegeben worden sein sollen. Ein Englisches Journal *) theilte unlängst aus einer Handschrift des brittischen Museums zu London einen Himmelspaß der Art mit, ausgestellt von Makarius II. Metropoliten von Kiew (1538—1550). Er lautet

Macarius, Dei gratia Kiovensis, Halicensis et Universae Russiae Archiepiscopus Domino et amico nostro S. Petro, Dei Omnipotentis janitori.

Significamus Tibi hoc tempore, diem suum obiisse quendam Dei servum Principem Feodor Wlodimirski: quamobrem praecipimus Tibi, ut illum sine omni impedimento et cunctatione recte intromittas in regnum Dei. Absolvimus eum ab omnibus suis peccatis et dedimus ei benedictionem. Itaque nihil eorum transgredieris atque ne secus fiat, dedimus ei has literas absolutionis.

Datum in nostro Claustro in Kiovia XXX. Julii 1541.

Ein ähnlicher Passeport pour l'autre monde findet sich in „la Clef du Cabinet des princes de l'Europe, Avril 1705 p. 289.

„Je soussigné Evêque ou Prêtre de N. reconnais et certifie, que N. porteur de ces lettres, a toujours vécu parmi nous en bon Chrétien, faisant profession de la religion Grecque, et quoiqu'il ait quelquefois peché, il s'en est confessé, en a reçu l'absolution et le communion, en remission de ses pechés; il a honoré Dieu et ses Saints; il a jeuné et prié aux heures et saisons ordonnées par l'Eglise; il s'est fort bien gouverné avec moi, qui suis son confesseur, en sorte, que je n'ai point fait difficulté de l'absoudre de ses pechés, et n'ai pas sujet, de me plaindre de lui, en temoin de quoi lui avons expedié le present Certificat, afin que St. Pierre, le voyant, lui ouvre la porte de la joye éternelle."

Wer die russisch-griechische Kirchensprache genauer kennt, wird sich namentlich bei diesem Passeport, der so ganz an den katholischen Beicht-

---

*) The british and foreign Review, or European Quaterly Journal; Vol. IX. Nr. 17. Jul. 1839. p. 353.

vaterstyl einer frivolen Zeit erinnert, des Verdachtes nicht erwehren können, daß er wohl nur das Machwerk eines leichfertigen Witzlings sein mag.

2. **St. Paulus**, mit einem Schwert, oft außerdem noch ein Buch haltend.

Das Schwert ist historisches Attribut; denn Paulus soll, was man aus Röm. 8, 35 schloß, mit dem Schwert enthauptet worden sein. Auf späteren Bildern erscheint er nicht selten mit zwei Schwertern, die dann Symbole der geistlichen und weltlichen Macht sind, und den beiden Schlüsseln Petri entsprechen sollen.

Wie bei Petrus, so hat bei Paulus der Kopf einen eigenthümlichen, traditionell fortgeerbten Typus. Dort ist es ein Kopf, wie er zu einer kräftigen, gedrungenen Gestalt paßt, mit einem kurzen, krausen Barte, hier ein leichter Kopf mit lang herabfließendem Bart.

3. **St. Andreas** mit dem schrägen Kreuz (crux decussata, weil es die Form der römischen Zehn X hat); an einem solchen wurde er von Aegeas, dem Proconsul von Achaja zu Paträ gekreuzigt.

4. **St. Jacobus**, der Aeltere, mit Pilgerstab (wozu bisweilen noch Pilgertasche und Pilger- oder Muschelhut kommen), dem Zeichen seines Missionseifers, und einem Schwert, weil er damit auf Befehl des Königs Herodes zu Jerusalem hingerichtet wurde (vgl. Apostelg. 12, 1); auf spanischen Kirchenbildern auch bisweilen reitend auf einem weißen Pferde. Denn als Schutzpatron Spaniens — dort hatte er, der Tradition zufolge, zuerst das Christenthum gepredigt, und durch ein Wunder war bald nach der Hinrichtung sein Leichnam von Jerusalem nach Compostella gekommen, wo seine Gebeine noch jetzt aufbewahrt werden — war er in den Kriegen gegen die Saracenen den Spaniern oft auf ihr Gebet in Reitersgestalt zu Hülfe gekommen.

5. **St. Johannes**, als Jüngling (wegen Mark. 14, 51 „Und es war ein Jüngling, der folgte ihm nach") mit dem Adler (seinem Evangelisten-Attribut, wovon weiter unten) und einem Kelch, aus dem sich eine Schlange herauswindet, als Hindeutung auf seine Verurtheilung zum Giftbecher, den er durch das Zeichen des Kreuzes unschädlich machte.

6. **St. Philippus** mit dem Kreuzesstabe, als Zeichen, daß er von Ort zu Ort wanderte, um das Kreuz zu predigen. Denn der einen Tradition zufolge soll er zu Hierapolis in Phrygien eines natürlichen Todes gestorben sein; nach einer anderen starb er dort als Märtyrer am Kreuz, und in diesem Falle wäre der Kreuzesstab zugleich historisches Attribut für sein Martyrium.

7. **St. Bartholomäus**, ein Messer in der Hand, und die abgeschundene Haut auf dem Arm. — Die Tradition macht ihn wegen seines Namens zum „Sohn des Ptolemäus“ und läßt ihn von königlicher Herkunft sein, weshalb er auch als Jünger Christi sein Purpurgewand nicht habe ablegen wollen. Darum soll Christus ihm gesagt haben, daß er dafür einst den rothen Mantel seines Körpers, die Haut, werde ausziehen müssen, was nachmals in Armenien geschehen sei, wo er als Märtyrer geschunden wurde.

8. **St. Matthäus**, mit einem Beutel (als Zeichen, daß er vorher Zöllner war, Matth. 9, 9), ein Beil oder Winkelmaß, Lanze oder Hellebarde in der Hand. — Der Tradition zufolge wurde er in Aethiopien von dem König Hirtacus, den er zum Christenthum bekehrt hatte, da er ihm die Einwilligung zur Verheirathung mit Eugenia, der Nichte des Königs, die als gottgeweihte Jungfrau zu leben entschlossen war, verweigert hatte, nach der Messe am Altar mit einem Beil oder einer Lanze ermordet. Das Winkelmaß mag aus irrthümlicher Auffassung eines roher geformten Beils entstanden sein.

9. **St. Thomas**, mit Lanze oder Winkelmaß. — Er drang, wie berichtet wird, nachdem er das Evangelium den Aethiopiern, Parthern, Medern und Persern gepredigt, bis nach Indien vor, wo er von den Brahmanen mit einer Lanze getödtet wurde. Das Winkelmaß soll nach Einigen darauf hindeuten, daß er erst in Folge genauer Prüfung und eigener Ueberzeugung an den Auferstandenen glaubte.

10. **St. Jacobus**, der Jüngere, mit einer Walkerstange. — Er wurde nämlich, nachdem er lange Zeit Bischof in Jerusalem gewesen, bei einer Christenverfolgung von der Zinne des Tempels herabgestürzt und da er davon nicht starb, mit einer Walkerstange, wie sie die Tuchmacher brauchen, erschlagen.

11. **St. Simon**, mit einer Säge, weil er in Persien von den heidnischen Priestern zersägt worden sein soll.

12. **St. Judas Thaddäus**, mit einer Keule, da er in Persien mit einer solchen erschlagen wurde. Hat er als Attribut ein umgekehrtes Kreuz (und in diesem Fall hat Petrus in der Regel nur die Schlüssel) so bezieht sich dies auf eine andere Tradition, nach welcher er mit dem Kopf unten gekreuzigt wurde.

13. **St. Matthias**, ein Beil (eine Lanze) oder einen Stein in der Hand. — Er soll nämlich zu Jerusalem entweder mit dem Beil hingerichtet oder gesteinigt worden sein.

Judas Ischarioth ist auf Darstellungen des Abendmahls gewöhnlich durch den Beutel (nach Joh. 12, 6 war er der Kassenführer) und oft durch rothes Haar kenntlich gemacht.

B. Die Bilder der Evangelisten.

Auf den Bildwerken der frühesten Zeit sind es nur vier Schriftrollen, durch welche die Evangelisten symbolisch dargestellt werden, oder, mit Beziehung auf die vier vom Paradies ausgehenden Ströme (1. Mos. 2, 10 ff.) vier Flüsse, die von einem Hügel herabfließen, auf dem ein Kreuz, das Lamm oder das Monogramm Christi steht.

Späterhin erst erhalten sie jene aus Ezech. 1, 10 entlehnten Gestalten eines Menschen, Löwen, Ochsen und Adlers, die auch nach Offenb. 4, 7. um den Thron Gottes stehen und gleichsam die Träger desselben sind. Demgemäß stellten die byzantinischen Künstler, sich streng an die biblische Schilderung haltend, dieselben als Wundergestalten dar, die halb Mensch, halb Thier waren. Jeder Evangelist erhielt die altherkömmlichen Cherubsflügel und wurde schreibend oder eine Schriftrolle vor sich habend dargestellt; statt des menschlichen Gesichts aber, das nur dem Matthäus oder dem Marcus verblieb (denn zwischen diesen beiden schwankte man bis zu den Zeiten des Hieronymus, von welchem die jetzt übliche Vertheilung der Attribute herrührt) hatten die übrigen drei einen Löwen-, Ochsen- und Adlerkopf und dem entsprechende Füße; und diese Art der Darstellung ist in der Griechischen Kirche lange Zeit hindurch die allein übliche geblieben.

Im Abendlande jedoch fing man seit der letzteren Hälfte des Mittelalters an, die Menschengestalt von der thierischen zu trennen und die Evangelisten nur in der ersteren, gewöhnlich in schreibender Stellung, mit jenen Thieren als symbolischen Attributen zur Seite, darzustellen. Demgemäß hat nach der Anordnung des Hieronymus:

1. **St. Matthäus** einen Menschen oder Engel neben sich, der gewöhnlichen Annahme zufolge, weil sein Evangelium mit dem Geschlechtsregister beginnt, wodurch an die menschliche Abstammung Christi erinnert wird;

2. **St. Marcus** einen Löwen, nach Einigen eine Hindeutung auf die im Anfang seines Evangelii (c. 1, 13) erwähnte Wüste, in welcher Christus mit den Thieren zusammen war; zugleich ein Symbol seiner königlichen Würde;

3. **St. Lucas**, einen Ochsen, da das Evangelium mit der Erzählung von dem Tempeldienst des Priesters Zacharias beginnt; ein Symbol der hohenpriesterlichen Würde;

4. **St. Johannes**, einen Adler, als Symbol der Gottheit Christi, da das Evangelium mit der Lehre vom Logos beginnt.

Somit war denn Christus durch diese vier Evangelisten-Attribute zugleich als Mensch, König, Hoherpriester und Gott symbolisch

dargestellt, wie dies in einem Pariser Evangelienbuch vom Jahr 1379 in folgenden Versen ausdrücklich angegeben ist: *)

Quatuor haec Dominum signant animalia Christum;
Est *homo* nascendo, *vitulus*que sacer moriendo,
Et *leo* surgendo, coelos *aquila*que petendo;
Nec minus hos scribas animalia et ipsa figurant.

---

*) Vgl. *Didron* Iconographie chretienne. Histoire de Dieu p. 278.

VII. Die Christusbilder.

Die symbolischen und typologischen Bilder waren, wenn auch noch so geeignet, den Inhalt der heiligen Schrift und die Lehren des Christenthums dem Volke zu veranschaulichen, doch eigentlich immer nur ein Nothbehelf, und konnten den lebhaften Wunsch, das wirkliche Bild des Erlösers zu haben, nicht befriedigen. Den Judenchristen mochte allerdings bei ihrer angeerbten Abneigung oder Gleichgültigkeit gegen die Bilder dies weniger fühlbar sein; aber die Heidenchristen, von Jugend auf daran gewöhnt, die Statuen ihrer Götter und Helden überall um sich zu haben, mußten es in der That schmerzlich vermissen, gerade von dem, welchem allein Ruhm und Anbetung gebührte, nichts zu haben, was den Mangel der eigenen Anschauung hätte ersetzen können. Daher sind es auch zunächst die Kreise des Heidenchristenthums, in denen zuerst von Bildern Christi die Rede ist.

So wird von dem Kaiser Alexander Severus (222—235) berichtet, daß er, gleich seiner Mutter Mammäa, dem Christenthum geneigt, in seinem Haustempel neben den Bildern der vaterländischen Götter auch das Bild Abrahams und Christi gehabt habe. *) Wie Christus auf jenem Bilde dargestellt gewesen, läßt sich bei dem Mangel an genaueren Nachrichten nicht näher bestimmen, und ebenso wenig die Frage, wie der Kaiser zu einem solchen Bilde gekommen war, mit Sicherheit beantworten.

Was den ersten Punkt betrifft, so wissen wir nur im Allgemeinen, daß Christus entweder symbolisch als der gute Hirt mit dem verlornen Schaf auf der Schulter, oder als ein Jüngling von 15—20 Jahren ohne Bart, dem Apollo oder Merkur ähnlich, in idealer Schönheit

---

*) *Lamprid.* Vit. Alex. Sever. c. 29. In Larario suo, in quo animas sanctiores, in quibus et Apollonium et quantum scriptor suorum temporum dicit, Christum, Abraham et Orpheum et hujuscemodi deos habebat ac majorum effigies, rem divinam faciebat.

dargestellt zu werden pflegte, [1]) und dies eben scheint ein Hauptgrund gewesen zu sein, daß die Kirchenväter der früheren Zeit eine ganz entgegengesetzte Ansicht geltend machten. Justinus, der Märtyrer, [2]) Clemens Alexandrinus [3]) und Tertullian [4]) erklärten sich bekanntlich, (mit Berufung auf Jesaj. 52, 14 „weil seine Gestalt häßlicher ist, denn anderer Leute, und sein Ansehen, denn der Menschenkinder" und c. 53, 2 „Er hatte keine Gestalt, noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte,") dahin, daß Christus klein, häßlich und von niedrigem Ansehen gewesen, während Origenes, um auf der einen Seite der A. T. lichen Weissagung nicht zu nahe zu treten, auf der andern aber auch seiner Ueberzeugung, daß sich die ideale Reinheit und die göttliche Würde des Erlösers auch äußerlich kund gegeben haben müsse, nicht untreu zu werden, die Meinung aufstellte: Christus habe gar keine bestimmte Gestalt gehabt, sondern sei Jedem so erschienen, wie es sein Begriff und sein Bestes verlangt habe — eine Meinung, welche mit der Grundanschauung des Origenes, daß die sinnliche, äußere Form unwesentlich sei, und das Christenthum selbst sich

---

1) Eines der ältesten Denkmale, ein Basrelief von Marmor auf einem Sarkophag aus dem II. oder III. Jahrhundert im Vatican zu Rom stellt ihn — wenn nämlich wirklich Er der Dargestellte ist — als einen noch unbärtigen jungen Mann dar, mit römischen Gesichtszügen und sanftgelockten, herabwallenden Haaren, in eine römische Tunica gekleidet und auf einer Sella curulis sitzend.

2) *Just.* dial. c. Tryph. (ed. Thirlby p. 333) *Ἐλθόντος τοῦ Ἰησοῦ ἐπὶ τὸν Ἰορδάνην — καὶ ἀειδοῦς, ὡς αἱ γραφαὶ ἐκήρυσσον, φαινομένου.*

3) *Clem. Alex.* Paedag. III. c. 1. *Τὸν δὲ κύριον αὐτὸν τὴν ὄψιν αἰσχρὸν γεγονέναι, διὰ Ἡσαΐου τὸ πνεῦμα μαρτυρεῖ, καὶ τίς ἀμείνων κυρίου; ἀλλ' οὐ τὸ κάλλος τῆς σαρκὸς, τὸ φαντασιαστικὸν· τὸ δὲ ἀληθινὸν καὶ τῆς ψυχῆς καὶ τοῦ σώματος ἐνεδείξατο κάλλος, τῆς μὲν τὸ εὐεργετικὸν, τὸ δὲ ἀθάνατον τῆς σαρκὸς.*

Als einen besonderen Grund für die äußere Häßlichkeit Jesu führt Clemens (Strom. VI. c. 17) auch folgenden an: *Ὁ κύριος οὐ μάτην ἠθέλησεν εὐτελεῖ χρήσασθαι σώματος μορφῇ, ἵνα μή τις τὸ ὡραῖον ἐπαινῶν καὶ τὸ κάλλος θαυμάζων, ἀφίστηται τῶν λεγομένων.*

*) *Tertull.* de carne Christi c. 9. Carnis terrenae non mira conditio ipsa erat, quae cetera ejus miranda faciebat, quum dicerent, unde haec doctrina et signa ista (Matth. 13, 54). Etiam despicientium formam ejus haec erat vox. Adeo nec humanae honestatis corpus fuit, nedum coelestis claritatis. Tacentibus apud nos quoque prophetis de ignobili adspectu ejus, ipsae passiones ipsaeque contumeliae loquuntur. Passiones quidem humanam carnem, contumeliae vero inhonestam. An ausus esset aliquis sputaminibus contaminare faciem, nisi merentem?

Jedem so darstelle, wie er es aufzufassen im Stande sei, genau übereinstimmt. Abgesehen aber von dieser, die Vorstellung von einer Verklärung der unscheinlichen äußeren Gestalt durch die inwohnende göttliche Majestät nicht ausschließenden Ansicht, scheint es in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche die herrschende Ansicht gewesen zu sein, daß die äußere Gestalt Christi im directen Gegensatz zu seiner göttlichen Herrlichkeit gestanden habe, wie man denn überhaupt der Naturvergötterung und Ueberschätzung der äußeren Form bei den Heiden von Seiten der Christen gern eine entschiedene Geringschätzung des Natürlichen und Verschmähung aller irdischen Schönheit entgegenstellte.

Wie entmuthigend aber auch eine solche Ansicht für die Künstler sein mußte, die sich an einer Darstellung des Erlösers versuchen wollten, so finden wir doch schon bei Irenäus († 202) die Nachricht, daß die Gnostiker theils gemalte Bilder Christi, theils Bildwerke von anderem Stoff hätten, deren Ursprung sie auf Pilatus zurückführten, welcher Jesum habe malen lassen. Diese Bilder, setzt er hinzu, werden von ihnen bekränzt, zur Verehrung ausgestellt und in ähnlicher Weise, wie es bei den Heiden Sitte ist, von ihnen verehrt. [1]) Bekanntlich waren es vornehmlich die gnostischen Karpokratianer, welche dergleichen im Gebrauch hatten, und vielleicht war es ein solches Karpokratianisches Christusbild, das dem oben erwähnten Kaiser zugekommen war. Gerade der Umstand aber, daß sich diese Bilder bei solchen Ketzern fanden, die noch dazu einen so heidnischen Gebrauch davon machten, erklärt es hinlänglich, warum die orthodoxe Kirche in jenen Zeiten von dergleichen nichts wissen wollte.

Seit Constantin jedoch werden die Bilder und Bildwerke in den Kirchen immer zahlreicher und die angesehensten Kirchenlehrer erklären sich zu ihren Gunsten. „Ich bekenne, schreibt Basilius d. Gr. [2]) († 379) die Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleisch, und die heilige Maria als Mutter Gottes, die ihn dem Fleische nach geboren hat. Ich nehme aber auch die heiligen Apostel, Propheten und Märtyrer an. Ihre Bilder ehre und küsse ich mit Auszeichnung, da diese von den heiligen Aposteln überliefert und nicht verboten, vielmehr in allen unsern Kirchen

---

1) *Jren.* adv. haer. I. c. 24, 6. Imagines quasdam quidem depictas, quasdam autem et de reliqua materia fabricatas habent, dicentes, formam Christi factam a Pilato, illo tempore, quo fuit Jesus cum hominibus. Et has coronant et proponunt eas cum imaginibus mundi philosophorum, videlicet cum imagine Pythagorae et Platonis et Aristolelis.

2) *Basil.* Ep. 205.

gemalt sind." In ähnlicher Weise äußert sich Gregor v. Nyssa († 394) in seiner Gedächtnißrede auf den Märtyrer Theodorus. „Wenn Einer, sagt er unter andern, an einen Ort wie diesen kommt, dann sieht er, wie der Maler die Heldenthaten des Märtyrers, sein Widerstreben, seine Qualen, die wilden und unmenschlichen Gestalten seiner Tyrannen, die heftigen Angriffe, jenen Flammenofen, die selige Vollendung des Kämpfers und das menschliche Abbild Christi, des Kampfrichters, alles wie in einem Buche mit Farben künstlich malend dargestellt und die Kirche gleich einer lieblichen und blumenreichen Weise ausgestattet hat. Denn auch die Malerei pflegt schweigend an der Wand zu reden und dadurch in hohem Grade zu nützen."

Hieraus geht mit Sicherheit hervor, daß man die über dem Grabe eines Märtyrers errichtete, oder seinem Andenken geweihte Kirche mit Wandgemälden, welche einzelne, besonders wichtige Scenen aus seinem Leben darstellten, zu schmücken pflegte, und daß auf diesen auch das Bild Christi nicht fehlte. Indeß scheint es hier, wie bei den Statuen, welche in einigen Kirchen in der Mitte der halbkreisförmig den Altarraum abschließenden Hinterwand Christum auf dem Thron sitzend darstellten, mehr ein Phantasiebild des Künstlers gewesen zu sein, das ihn repräsentirte, als daß man auf die wirkliche Gestalt Christi ein besonderes Gewicht gelegt hätte, und hieraus erklärt sich auch eine Aeußerung des Augustin:*) „Das Antlitz des im Fleisch erschienenen Herrn wird nach der Verschiedenheit der unzähligen Auffassungsweisen in sehr verschiedener Weise dargestellt, während es doch nur eine Gestalt hatte, welche es auch gewesen sein mag" — gewiß ein sicheres Zeugniß, daß sich die Maler damals noch meist durch ihre individuelle oder nationelle künstlerische Anschauung leiten ließen, und ein bestimmter Typus als Antwort auf die Frage: wie aber hat Christus wirklich ausgesehen? noch nicht kirchlich recipirt und festgestellt war. Indeß müssen die Bilder, durch welche jener Typus

---

*) *August.* de trinit. VIII. c. 4. Nam et ipsius dominicae carnis facies innumerabilium cogitationum diversitate variatur et fingitur, quae tamen una erat, quaecunque erat. — Ganz ähnlich äußerte sich im IX. Jahrhundert der Patriarch Photius (Ep. 64). Die rücksichtsloseren Bilderfeinde, meint er, wenden allerdings ein, welches denn eigentlich das wahre Bild Christi wäre, da die Griechen ihn wie einen Griechen, die Römer als Römer, die Inder als Inder und die Aethiopier endlich als einen Aethiopier darstellten. (*Ἕλληνες μὲν αὑτοῖς ὅμοιον ἐπὶ γῆς φανῆναι τὸν Χριστὸν νομίζουσι, Ῥωμαῖοι δὲ μᾶλλον ἑαυτοῖς ἐοικότα, Ἰνδοὶ δὲ πάλιν μορφῇ τῇ αὑτῶν, καὶ Αἰθίοπες δῆλον ὡς ἑαυτοῖς.*) Wenn man sich also auch wirklich entschließen wolle, eines dieser Bilder für das echte zu halten, so habe man doch damit zugleich alle andern für unecht erklärt.

fixirt wurde, nicht viel später zum Vorschein gekommen sein, da die über die beiden Naturen in Christo entstandenen Nestorianischen und Eutychianischen Streitigkeiten mit der Frage nach der Zulässigkeit der Christusbilder in engem Zusammenhang standen. Als nämlich in der ersten Hälfte des V. Jahrhundert Bilder zum Vorschein kamen, die für wirkliche Portraits Christi gelten sollten, konnte und mußte die Bedenklichkeit entstehen: Sind sie es auch wirklich? und kann bei dem Gottes- und Menschensohn von einem Portrait überhaupt die Rede sein? — Nestorius hatte die beiden Naturen in Christo getrennt, aber durch das Band der vollkommensten Eintracht verbunden wissen wollen, und demgemäß hätte man ganz gut Bilder, welche Christum nur nach seiner menschlichen Natur, und abgesehen von der göttlichen, darstellten, gelten lassen können. Aber das Concil zu Ephesus (431) hatte die Lehre des Nestorius entschieden als Ketzerei zurückgewiesen und somit natürlich auch in Beziehung auf die Bilder jenen Ausweg abgeschnitten. Eutyches dagegen hatte beide Naturen zu einer einzigen, gottmenschlichen vereinigt wissen wollen, und darin lag in Betreff der Bilder zugleich die Forderung, daß der Maler entweder die göttliche und menschliche Natur zugleich darstellen, oder, wenn ihm das nicht möglich sei, von der Verfertigung eines Christusbildes überhaupt abstehen müsse. Aber auch seine Meinung war (auf dem Concil zu Chalcedon, 451) verworfen und dagegen festgestellt worden, daß die beiden Naturen in der Einheit der Person unvermischt und unverwandelt, unzertheilt und unzertrennt (*ἀσυγχύτως, ἀτρέπτως, ἀδιαιρέτως, ἀχωρίστως*) verbunden seien.

Nach solchen Bestimmungen war es gewiß das Klügste, wenn die Maler auf alle Versuche, die Gestalt Christi darzustellen, von vorn herein verzichteten; denn ein Bild zu malen, in dem die göttliche und die menschliche Natur mit einander auf das Innigste verbunden waren, und doch auch wieder jede für sich besonders hervortrat — das ging über menschliches Vermögen. Eben darum aber hieß es auch von den kirchlich recipirten Christusbildern, daß sie nicht von Menschenhänden gemacht seien, sondern von Christus selbst herrühren.

Bekanntlich giebt es nun zwei Typen, von denen der eine mit der Abgarus-, der andere mit der Veronicasage in Verbindung steht.

Der erstere, das sogenannte Salvatorbild, welcher das Antlitz Jesu mit dem Ausdruck ruhiger Klarheit, Milde und Göttlichkeit, ohne das geringste Anzeichen von Schmerz darstellt, mit gescheiteltem, sanft herabwallendem Haupthaar und getheiltem Bart, gehört vorzugsweise der Orientalischen Kirche an, weshalb er auch der byzantinische heißt, und gründet sich der Tradition zufolge auf einen Gesichtsabdruck, den Jesus dem Fürsten Abgarus von Edessa, auf sein Bitten

zuschickte.[1]) In ihrer ursprünglichen Form berichtet übrigens die Sage nur von einer Krankheit des Fürsten und ihrer Heilung durch den Apostel Thaddäus, welchem Jesus kurz vor seiner Himmelfahrt aufgetragen, bald nach der Sendung des heiligen Geistes nach Edessa zu reisen. Erst seit dem VI. Jahrhundert verbindet sich damit die Erwähnung eines wunderbaren Christusbildes, wodurch die Heilung bewirkt worden sei.

Der zweite Typus, welcher vorzugsweise der Occidentalischen Kirche, aber inwiefern er sich von dem ersten durch den Ausdruck des Schmerzes unterscheidet, einer weit späteren Zeit angehört, hat zur Grundlage die Veronicasage, welche gleichfalls in ihrer ursprünglichen Form noch sehr einfach, und erst späterhin durch eine Menge individualisirender Zusätze bereichert erscheint.[2])

Die nachweislich älteste Relation ist eine Angelsächsische Erzählung, die kaum früher, als ins VIII. Jahrh. zu setzen ist, und deren Inhalt, so einfach er auch ist, doch unverkennbar genug die Tendenz verräth, die Christusbilder der Römischen Kirche nicht nur als selbstständig und unabhängig von denen der Griechischen darzustellen, sondern ihnen auch den Vorzug eines höheren Alters zu vindiciren. Das wunderbare Bild befindet sich nämlich auf einem Stück von dem Kleide Christi. Wie es darauf gekommen und wie „Frau Veronix" zum Besitz desselben gelangt ist, wird nicht näher angegeben. Es bewährt aber bald eine so wunderthätige Heilkraft, daß der Kaiser Tiberius, der an einer Krankheit leidet, von der kein Arzt ihn heilen kann, und dem die Kunde von dem Wunderkleide zu Ohren kommt, zuerst dieses zugeschickt haben will, dann aber, da Veronica sich um keinen Preis von demselben trennen will, sie selbst nach Rom kommen läßt und durch die Berührung desselben alsbald gesund wird. In der Relation bei Marianus Scotus heißt

---

1) Vgl. Euagrius IV. 27. *Φέρουσιν (Ἐδεσσηνοὶ) τὴν θεότευκτον εἰκόνα, ἣν ἀνθρώπων μὲν χεῖρες οὐκ εἰργάσαντο, Ἀβγάρῳ δὲ Χριστὸς ὁ θεὸς, ἐπεὶ αὐτὸν ἰδεῖν ἐπόθει, πέπομφε.*

Genauer noch weiß um die Entstehungsgeschichte dieses Bildes Johannes Damascenus, der sie de fide orthodox. IV. c. 16 so berichtet: *Φέρετο δέ καί τις ἱστορία, ὡς ὁ κύριος, Αὐγάρου τοῦ τῆς Ἐδεσσηνῶν πόλεως βασιλεύοντος, ζωγράφον ἀποστείλαντος, τὴν τοῦ κυρίου ὁμοιογραφῆσαι εἰκόνα, μὴ δυνηθέντος τοῦ ζωγράφου διὰ τὴν ἀποστίλβουσαν τοῦ προςώπου λαμπρότητα, αὐτὸς ἱμάτιον τῷ οἰκείῳ προςώπῳ τῷ θείῳ καὶ ζωοποιῷ ἐπιθεὶς, ἐναπεμάξατο τῷ ἱματίῳ τὸ ἑαυτοῦ ἀπεικόνισμα καὶ οὕτως ἀπέστειλε τοῦτο ποθοῦντι τῷ Αὐγάρῳ.*

2) Vgl. „Die Sage vom Ursprung der Christusbilder" von Wilh. Grimm. Gelesen in der Königl. Akademie der Wissensch. am 1. und 22. Decemb. 1842. Berlin 1843.

es schon genauer: Christus habe sein Gesicht auf ein Schweißtuch abgedrückt, das er jener Frau gegeben, und noch ausführlicher berichtet gegen Ende des XII. Jahrh. Wernher vom Niederrhein: Lucas der Maler habe auf Bitten der Veronica dreimal versucht, Christum zu portraitiren; aber jedesmal sei es mißlungen. Da habe der Herr sich endlich erbarmt; er sei zu der Frau gekommen, um bei ihr zu essen, habe vor der Mahlzeit Wasser zum Waschen verlangt und beim Abtrocknen das Gesicht in das dargereichte Handtuch abgedrückt. *)

Alle in diesen Kreis der Veronicasage gehörenden Bilder unterscheiden sich übrigens in nichts von den Abgarusbildern. Auch auf ihnen erscheint das Antlitz Christi mit dem Ausdruck vollkommener, göttlicher Ruhe, wie überhaupt auf allen älteren Christusbildern. Will man daher zwischen beiden einen Unterschied feststellen, so muß man sich an eine weit spätere Gestaltung der Veronicasage halten, nach welcher Christus auf seinem Leidenswege nach Golgatha sein Gesicht in das Schweißtuch der Veronica abdrückt, so daß sie ein Christusbild mit der Dornenkrone und dem Ausdruck des Schmerzes, ein Ecce homo-Bild erhält.

Was den Namen und die Person der Frau betrifft, so hat man in Beziehung auf den erstern schon in älterer Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß Veronica vielleicht nur eine Verstümmlung von vera icon (das wahre Bild) sei; rücksichtlich der letzteren aber heißt es in den ältesten Relationen übereinstimmend, daß es dieselbe Frau gewesen,

---

*) Vgl. den Bericht des *Gervasius Tilberiensis* (zu Anfang des XIII. Jahrh.) in seinen Otiis imperial. c. 25 (in *Leibnitii* Scriptor. Brunsvic T. V. p. 968.) De figura Domini, quae „Veronica" dicitur. Porro sunt alii vultus Domini, sicut et Veronicae, quam quidem Romae delatam a Veronica dicunt, quam ignotam tradunt mulierem esse. Verum ex antiquissimis scripturis comprobavimus, hanc esse Martham, sororem Lazari. — Hanc ex traditione veterum novimus *in tabula pictam* habuisse dominici vultus effigiem, quam Volusianus, amicus Tiberii Caesaris, apud Hierosolymam ab ipso transmissus, ut de factis et miraculis Christi certum signum referret, quo de morbo suo Tiberius curaretur, ab ipso Martha, licet invita, quorundam subjectione abstraxerat. In cujus direptione Martha contristata vultum hospitis sui secuta, traditur Romam venisse et Tiberium in primo Veronicae picturae conspectu curasse. Unde etiam et tunc longo ante Apostolorum adventum tempore Christi fides usque adeo Romanis innotuit, quod Tiberius de mansuetissima ove saevissimus lupus effectus perhibetur, desaeviens in senatum eo, quod ipso volente suscipere Christi agnitionem dedignarentur. — Est ergo *Veronica pictura* Domini *vera* secundum carnem repraesentans effigiem. Vgl. Rheinwald's kirchl. Archäologie S. 401.

die Christus vom Blutfluß geheilt hatte. Wie die Sage gerade auf diese kam, läßt sich leicht begreifen. Befand sich der ältesten Erzählungsweise zufolge das Bild auf dem Gewande Christi, so gab es im N. T. Niemanden, der nachweislich mit dem letzteren in so nahe Berührung gekommen und davon gesund worden wäre, als eben sie. Aus ganz ähnlichem Grunde wurden ihr auch zwei Bildsäulen von Erz zugeschrieben, die sie zum Dank für ihre Heilung in ihrer Heimath zu Cäsarea Philippi oder Paneas vor ihrem Hause errichtet haben soll, von denen die eine den Heiland, die andere sie selbst darstellte, wie sie mit bittender Gebehrde vor ihm kniet. — Wahrscheinlich war es, wie Münter vermuthet, nur eine Gruppe, in welcher die eine Figur den Römischen Kaiser, die andere die um Schonung und Schutz flehende Provinz darstellte, die aber schon zu Konstantins d. Gr. Zeiten auf jene Heilungsgeschichte gedeutet wurde, weshalb auch der Kaiser Julian auf die Nachricht, daß die eine Figur eine Bildsäule Christi sein solle, sie wegnehmen und seine eigene dafür hinsetzen ließ, worauf die Christen die zertrümmerte wieder restauriren ließen und in ihrer Kirche aufstellten, wo sie sich zur Zeit des Berichterstatters Sozomenus *) noch befand.

In den Evangelien findet sich nun nirgends eine nähere Angabe über die Heimath der blutflüßigen Frau; wohl aber heißt es von dem Kanaanäischen Weibe, das für die kranke Tochter bat, sie sei eine Syrophönizierin aus der Gegend von Cäsarea Philippi gewesen, und da beide in ihrer Glaubenszuversicht einander so nahe verwandt waren, so trug man kein Bedenken auch jene erstere zunächst zur Syrophönizierin zu machen. Man wußte ferner von der einen, daß sie vor Christo niedergefallen, und von der andern, daß sie sein Gewand berührt hatte und geheilt worden war. Fand man nun in jener Stadt ein paar Statuen, die eine solche Scene darstellten, so lag es nahe, sie auf jene Wunderheilung zu beziehen. Hatte man aber auf der einen Seite ein wunderthätiges Gewand, und auf der anderen in der älteren Abgarussage ein wunderthätiges Bild Christi — was war natürlicher, als daß die Sage beides zusammenfließen und das Bild auf dem Gewande erscheinen ließ? Hatte doch das letztere somit an dem ersteren gleichsam einen Stellvertreter der Person Christi und den Stempel der

*) *Sozom.* H. E. lib. V. c. 21. *Επεὶ ἔγνω Ἰουλιανὸς ἐν Καισαρείᾳ τῆς Φιλίππου, Φοίνισσα δὲ αὔτη πόλις, ἣν Πανεάδα ὀνομάζουσιν, ἐπίσημον εἶναι Χριστοῦ ἄγαλμα, ὃ τοῦ πάθους ἀπαλλαγεῖσα ἀνέθηκεν ἡ αἱμοῤῥοοῦσα, καθελὼν τοῦτο, ἴδιον ἀνέστησε. — Τὸν δὲ τοῦ Χριστοῦ ἀνδριάντα τότε μὲν οἱ Ἑλληνισταὶ σύροντες κατέαξαν· μετὰ δὲ ταῦτα οἱ Χριστιανοὶ συλλέξαντες ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ ἀπέθεντο, ἔνθα καὶ νῦν φυλάττεται.*

Echtheit. Wie ein solches Bild aber auf das Gewand kommen konnte, das ließ sich nicht so leicht begreiflich machen, und daher schweigt die älteste Relation, die es nur mit einem solchen zu thun hat, darüber gänzlich. Anders war es, wenn sich das Bild auf einem Schweißtuch befand, wo die Vorstellung von einem Abdruck des Gesichts in dasselbe ziemlich nahe lag, und daher erscheint auch erst mit dem Schweißtuch die Sage selbst in ihrer völligen Ausbildung.

Immer aber muß dem Veronica-, wie dem Abgarusbilde *) eine uralte Tradition zum Grunde gelegen haben, und die den ursprünglichen Stoff derselben nur weiter ausschmückende Sage scheint bloß den Zweck gehabt zu haben, den Bilderfeinden gegenüber die Christusbilder zu vertheidigen. Denn wenn Jene sagten: „Nach seiner göttlichen Natur ist Christus für die irdische Kunst undarstellbar. Stellt ihr ihn also doch dar, so kann es nur nach seiner menschlichen Natur sein. Wer aber beide Naturen in dieser Weise von einander trennt, ist ein Nestorianer" — so konnten die rechtgläubigen Kirchenlehrer dagegen eigentlich nichts einwenden, und mußten entweder die Bilder abschaffen oder sich der Nestorianischen Ketzerei schuldig bekennen.

Ganz anders war es, wenn diese Bilder nur treue Copien eines von Christo selbst herrührenden Originals waren, und es sich nur darum handelte, ob sie als solche anerkannt und gebraucht werden durften. Hier fragte es sich nicht mehr, ob Christus im Allgemeinen darstellbar sei oder nicht. Das Bild war einmal da, und wie schwer es den Vertheidigern auch gewesen wäre, ein erst zu verfertigendes Christusbild zu rechtfertigen, so leicht mußte es ihnen werden, ein schon vorhandenes und durch die Tradition als echt verbürgtes zu vertheidigen. „Das allen

---

*) Das von Edessa nach Konstantinopel gekommene Abgarusbild soll später nach Rom gebracht worden sein und wird dort noch jetzt gezeigt. Indeß macht auch Genua Anspruch darauf, im Besitz des echten Bildes zu sein. — Ebenso schwer läßt sich dem, welcher das echte Schweißtuch sehen will, rathen, ob er sich nach Jaen, nach Mailand oder nach Rom wenden soll. — Ein Sudarium Christi, das zuerst *Beda Venerabilis* de locis sanctis c. 5. (Sudarium capitis Domini post resurrectionem ejus mox christianissimus quidem Judaeus furatus, usque ad obitum divitiis sibi affluentibus habuit. — Habebat longitudinis pedes octo) erwähnt, wird in Besançon gezeigt, und ein Sindon Christi in Turin. — Ein Bild des 13jährigen Christus, das von dem Evangelisten Lucas gemalt sein soll, ist in der Laterankirche zu Rom zu sehen, und ein aus Cedernholz geschnitztes Bild Christi, das dem Nikodemus zugeschrieben wird und anfänglich in Berytus war, von dort aber durch den Kaiser Nicephorus nach Konstantinopel gebracht wurde, wird jetzt in Lucca aufbewahrt.

unsern Christusbildern zum Grunde liegende Original, konnten sie ihren Gegnern antworten, rührt der Tradition zufolge von Christus selbst her. Beweiset, daß es nicht so sein könne, beweiset, daß er von sich kein solches Bild habe anfertigen können! War er Mensch, gleichwie wir, so muß er auch ebenso, wie wir, darstellbar gewesen sein, und meint ihr, daß dies seiner göttlichen Natur wegen nicht möglich gewesen, so leugnet ihr damit seine wahre Menschheit, und vermengt, wie die ketzerischen Eutychianer beide wohl zu trennenden Naturen zu einer einzigen gottmenschlichen, wonach Christus weder wahrer Mensch noch wahrer Gott, sondern ein unbestimmbares Mittelding zwischen beiden wäre."

Somit ward die Anerkennung der Christusbilder zum Kennzeichen der Rechtgläubigkeit; der Widerspruch gegen sie zum Merkmal der Ketzerei, und das Salvatorbild war einerseits eine Demonstration der Kirche gegen die häretische Ansicht, als sei der Sohn Gottes nicht in Wahrheit Mensch geworden, während andrerseits durch die Tradition von der wunderbaren Entstehung desselben die höhere, göttliche Würde des Menschensohnes verbürgt war. Unter solchen Umständen wird man den oft fanatischen Eifer für und gegen die Bilder leicht begreifen. Hätte es sich um einen bloßen Schmuck der Kirchen gehandelt, so würde schwerlich so leidenschaftlich darum gekämpft worden sein. Aber wenn die Bilderfeinde sich gegen die Bilder überhaupt erklärten, so merkten ihre Gegner sehr wohl, daß sie eigentlich nur um die Christus- und Marienbilder loszuwerden, auf eine allgemeine Abschaffung der Bilder drangen. Ebenso aber lag auch den Vertheidigern der Bilder weit weniger an einem hübschen und zugleich belehrenden Kirchenschmuck; sie nahmen diesen nur darum so eifrig in Schutz, weil sie sich nur auf solche Weise die Bilder, auf die es ihnen vornehmlich ankam, erhalten konnten. Das niedere Volk aber hatte einerseits an der bunten Bilderpracht eine zu große Freude, andrerseits an den wunderthätigen Bildern einen zu wohlthuenden Trost im Unglück, als daß es nicht, zumal, wenn ihm gesagt wurde, daß die Bilderfeinde um nichts besser wären, als die Juden und Muselmänner, und der Kampf für die Bilder zugleich ein sicheres Kennzeichen der Rechtgläubigkeit sei, Leib und Leben, Gut und Blut zu ihrer Vertheidigung hätte wagen sollen.

Allerdings waren die Bilder an mehr als einem Orte bereits Gegenstand einer ziemlich abgöttischen Verehrung geworden, und daher hatte schon zu Gregors d. Gr. Zeiten (er starb 604) der Bischof Serenus v. Marseille die Gemälde an den Kirchenwänden überweißen und die aufgehängten Bilder zerstören lassen, was aber Gregor keineswegesgut hieß, *)

*) Vgl. *Gregor. M.* Epp. XI, 13. Quia imagines adorari vetuisses, omnino laudavimus, fregisse vero, deprehendimus. Aliud est enim

da dem gemeinen Volke, das nicht lesen könne, eine Belehrung über das, was es glauben und nachahmen solle, vermittelst der Bilder ebenso wünschenswerth, als zuläßig sei. Ueber die Christusbilder aber erklärt er sich in einem Briefe an Secundinus folgendermaßen: „Das Bild unsers Heilandes begehrt man nicht, um es gleich Gott zu verehren, sondern damit bei der Erinnerung an den Sohn Gottes die Liebe zu dem mehr entbrenne, dessen Bild man zu sehen wünscht. Ebenso beugen wir auch nicht vor dem Bilde die Kniee, wie vor einer Gottheit, sondern wir verehren damit nur den, an welchen wir mittelst des Bildes erinnert werden, entweder wie er geboren ward, oder wie er gelitten hat, oder wie er auf dem Thron sitzt. Und während das Bild uns zu dem Andenken an den Sohn Gottes zurückführt, macht es unser Herz entweder fröhlich über seine Auferstehung oder weichgestimmt über sein Leiden." *) Eine in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerthe Aeußerung. Sie belehrt uns erstens in künstlerischer Beziehung, daß schon damals Darstellungen von der Geburt Christi, von seiner Passion und seinem Sitzen auf dem Himmelsthron gebräuchlich waren; ferner darüber, daß es bereits Sitte geworden war, vor den Bildern niederzufallen, und endlich, daß dies schon damals von Seiten der Gegner als abgöttische Verehrung gedeutet wurde.

Dies war auch der Grund, weshalb der Kaiser Leo, der Isaurier (716—741), da sein Befehl vom Jahre 726, die Bilder höher zu hängen, um dem abergläubischen Bilderdienst zu steuern, keinen Erfolg gehabt hatte, im Jahr 730 durch ein Edict die Abschaffung aller Bilder im ganzen Reiche anbefahl, und den Mönchen das Verfertigen derselben auf das Strengste untersagte. Dem aber widersetzte sich Germanus, der Patriarch von Konstantinopel, ein achtzigjähriger Greis, auf das Entschiedenste. Eine abgöttische Bilderverehrung, erklärte er, hat die Kirche stets verworfen und wird sie nie billigen. Wenn aber der Sohn Gottes selbst Mensch geworden ist zu unsrer Erlösung, warum sollen wir ihn nicht in dieser seiner menschlichen Gestalt durch Bilder uns vergegenwärtigen? warum nicht durch das Bild der Jungfrau Maria uns

---

picturam adorare, aliud per picturae historiam, quid sit adorandum, addiscere. Nam quod legentibus scriptura, hoc idiotis praestat pictura credentibus, quia in ipsa etiam ignorantes vident, quid sequi debeant: in ipsa legunt, qui literas nesciunt. Unde et praecipue gentibus pro lectione pictura est. Quod magnopere a te, qui inter gentes habitas, attendi debuerat, ne dum recto zelo incauto succenderis, ferocibus animis scandalum generares.

*) *Gregor*. Epp. IX, 52.

an die Mutter des Mensch gewordenen Gottes erinnern und durch die Bilder der Apostel und Märtyrer zu ähnlicher Glaubenstreue begeistern lassen? —

Der Papst Gregor II., an den sich Germanus gewandt hatte, um auch seine Meinung zu vernehmen, stimmte ihm vollkommen bei, und schrieb dem Kaiser unter andern: „Du sagst, daß wir Steine, Wände und Tafeln anbeten. Dem aber ist nicht also. Es soll nur unsere Erinnerung geschärft, und der thörichte, unverständige und stumpfe Sinn aufgerichtet und erhoben werden durch die, welchen diese Namen und Bezeichnungen zugehören, und von denen diese Bilder eben nur Bilder sind, nicht aber Götter, wie du sagst. Das sei ferne! Denn nicht auf sie setzen wir unsere Hoffnung, und wenn es ein Bild des Herrn ist, so sprechen wir: Herr Jesu Christe, Sohn Gottes, hilf und errette uns; wenn es dagegen das Bild seiner heiligen Mutter ist, sprechen wir: Heilige Mutter Gottes, unsers Herrn, bitte für uns bei deinem Sohn, unserm Gott, um unsere Seelen zu erretten. Wenn es aber das Bild eines Märtyrers ist, sprechen wir: Heiliger Stephanus, der du für Christum dein Blut vergossen und als Erstling der Märtyrer das Recht der Fürbitte hast, bitte für uns."

Der Kaiser jedoch ließ sich durch dergleichen Argumente, mit denen wie er meinte, auch die Heiden ihren Götzenbilderdienst hätten vertheidigen können, nicht umstimmen, und der Warnung des Papstes, daß das Verbot der von dem Volke eifrig in Schutz genommenen Bilder leicht einen blutigen Krieg zur Folge haben könnte, glaubte er einen festen, energischen Willen entgegen setzen zu müssen. Noch einmal versuchte er es auf gütlichem Wege, den Patriarchen auf seine Seite zu bringen. Aber da alles vergeblich war, so ließ er endlich seine Drohung in Erfüllung gehen. Der achtzigjährige Mann wurde durch Soldaten aus seinem Patriarchenpalast vertrieben, und der geschmeidige Anastasius zum Patriarchen ernannt. Als aber hierauf die Zerstörung und Ausrottung der Heiligenbilder mit Ernst ins Werk gesetzt werden sollte, und Jovinus, einer der kaiserlichen Hofleute, mit einem Christusbild, das über dem Eingang des Palastes zu Konstantinopel hing, den Anfang machte, entstand sofort ein großer Tumult. Eine Schaar von Weibern hatte ihn die Leiter hinaufsteigen sehen, ihn auf den Knieen flehentlich gebeten und beschworen, er solle eine so gräßliche Frevelthat unterlassen, und da er sich nicht hatte abhalten lassen, das Bild zu zerhauen, voll Wuth und Rache die Leiter umgerissen, daß er herabstürzen mußte, worauf er von ihnen vollends getödtet wurde. Darauf stürmten die rasenden Weiber nach dem Palast des Anastasius und schrieen: „Anastasius, verfluchter Feind der Wahrheit! hast du dich darum des Priesterthums bemächtigt, um das Heilige zu zerstören?" Bald war der Tumult so groß geworden,

daß der Patriarch in der größten Gefahr war, selbst ums Leben zu kommen. Nur mit Mühe unterdrückte der Kaiser durch militairische Gewalt den Aufruhr; er ließ die schuldigsten jener Weiber öffentlich hinrichten, an die Stelle des Bildes ein einfaches Kreuz setzen, und ein allgemeines Edict ergehen: daß alle Bilder Christi, der Jungfrau Maria und der Heiligen, wo sie sich auch befänden, in Kirchen oder Privatwohnungen, öffentlich verbrannt, und die Wände in den Kirchen weiß übertüncht werden sollten. Wer sich widersetzlich zeigen würde, sollte es mit dem Tode büßen.

Ein solcher Befehl, der nicht nur den eigentlichen Bilderfeinden, sondern auch dem zucht- und sittenlosen Pöbel fast unbeschränkte Vollmacht gab, überall einzudringen und zu plündern, mußte die größte Erbitterung zur Folge haben. Die Brutalität, mit welcher die unter dem Vorwande des kaiserlichen Befehls ausgeübten Plündereien unternommen wurden, machten den Kampf für die Bilder zugleich zu einem Kampf für das Eigenthum, und die zum beharrlichsten Widerstand auffordernden Predigten der Mönche, die das Volk bald auf den Gedanken zu bringen wußten, daß es mit den kaiserlichen Edicten auf gänzliche Ausrottung des Christenglaubens abgesehen sei, stellten die Vertheidigung der Bilder als heiligste Christenpflicht dar.

Bald entstanden in ganz Griechenland, auf den Cycladischen Inseln und in Italien blutige Unruhen. Ueberall kämpfte man theils um der Bilder selbst willen, mehr noch aber aus glühendem Haß gegen den ketzerischen Kaiser mit fanatischem Eifer für dieselben, und gleich Märtyrern wurden die verehrt, welche hingerichtet oder im Kampf für die Bilder getödtet worden waren. Vergebens warnte **Gregor III.**, der Nachfolger des 731 verstorbenen Gregor II., den Kaiser vor den traurigen Folgen seiner Strenge. Durch den Widerstand, den er fand, nur noch mehr aufgebracht, verdoppelte er sie vielmehr, und bald sah er ganz Italien in Empörung, und der Papst handelte ganz im Sinne des gesammten Volkes, wenn er sich dem Longobardenkönig Luitprand anschloß, um durch ihn die Macht des Ketzerkaisers in Italien wo möglich zu vernichten. Allerdings war es bei ihm, wie bei seinen Nachfolgern, die sich in ganz ähnlicher Weise mit den immer mächtiger und siegreicher hervortretenden Frankenkönigen verbündeten, eigentlich nur der Wunsch vollkommener Unabhängigkeit von dem byzantinischen Kaiser, der sie bei ihrer Handlungsweise leitete; aber der Bilderkrieg gab dazu die willkommenste Gelegenheit, den besten Entschuldigungs- und Rechtfertigungsgrund, und ohne eine solche äußere Veranlassung würden die Römischen Päpste vielleicht nie daran gedacht haben, sich von der Oberherrschaft der Griechischen Kaiser zu emancipiren und durch ihre enge Verbindung

mit den fränkischen Herrschern jene Gestaltung der politischen Verhältnisse herbeizuführen, die für die ganze Folgezeit so entscheidend war.

In den östlichen Provinzen seines Reiches setzte der Kaiser allerdings seine Beschlüsse durch, und ein ebenso eifriger Bilderfeind, wie er, war sein Sohn und Nachfolger, Konstantin Kopronymus (741—775), unter dem es 743 zu einer förmlichen Empörung kam, an deren Spitze Artabasdus stand, und die, wenn ihr auch ganz andere, politische Motive zum Grunde liegen mochten, in den Augen des Volkes nur die Vertheidigung der heiligen Bilder gegen die Ausrottungsbefehle eines ruchlosen Kaisers zum Zweck hatte. Nur mit Mühe dämpfte sie der Kaiser, und vergebens war seine Hoffnung, durch eine Synode, die er 754 zu Konstantinopel halten ließ, den Bilderdienst zu beseitigen oder die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Ward hier auch Jeder, der Christusbilder male, für einen Nestorianer oder Eutychianer erklärt, jede Aufstellung und Verehrung von Bildern auf das Strengste untersagt: man sah in den Beschlüssen dieser Synode nur frevelhafte Machtgebote eines gottlosen Herrschers, denen man keinen Gehorsam schuldig sei, da man in solchem Fall Gott mehr gehorchen müsse, als Menschen, und war es nur der, durch die Predigten der Mönche bis zum Fanatismus gesteigerte, religiöse Eifer oder das letzte Aufflackern der Flamme des alten republikanischen Freiheitsgefühls oder beides zusammen — genug, die Erbitterung gegen den Kaiser nahm immer mehr zu, und seine Befehle fanden überall den hartnäckigsten Widerstand.

Sein Nachfolger Leo IV. (775—780) verfuhr minder streng. Aber nicht ungestraft mied er, seitdem er einst unter dem Kopfkissen seiner Gemahlin Irene ein paar Heiligenbilder entdeckt hatte, von da an alle Gemeinschaft mit ihr. Er bekam durch eine vergiftete Krone bösartige Geschwüre am Kopf, in Folge deren er bald starb, und die Wittwe, im Namen ihres Sohnes Konstantin Porphyrogeneta fortregierend, hob alsbald alle Verordnungen gegen die Bilderverehrung auf, und auf dem von ihr zusammenberufenen siebenten allgemeinen Concil zu Nicäa (787) ward im 7. Kanon verfügt: „Wir erklären mit aller Sicherheit und Sorgfalt, daß das Bild des kostbaren und Leben gebenden Kreuzes und ebenso auch die ehrwürdigen und heiligen Bilder, sowohl Gemälde und Mosaikarbeiten, als auch Bildwerke von anderem Stoff, geziemender Weise in den heiligen Kirchen Gottes, auf den heiligen Gefäßen und Kleidern, an den Wänden und auf Tafeln anzubringen sind; eben so wohl das Bild des Herrn, unsers Gottes und Heilandes Jesu Christi, wie das unsrer Herrin, der unbefleckten, heiligen Mutter Gottes, der ehrwürdigen Engel, aller Heiligen und verdienter Männer. Denn je öfterer diese Abbildungen angesehen werden, desto lebhafter werden die Beschauer zur Erinnerung an

ihre Urbilder und zur Sehnsucht nach ihnen, zum Kuß und zu der ihnen gebührenden Verehrung aufgefordert, wenngleich nicht zu einer solchen, welche auf dem Glauben beruht und nur dem göttlichen Wesen zukommt. Ihnen zu Ehren soll die Darbringung von Räucherwerk und Lichtern stattfinden, wie dies schon in alten Zeiten fromme Sitte war. Denn die dem Bilde erwiesene Ehre geht auf das Urbild über, und wer das Bild verehrt, der verehrt in demselben die Person des Dargestellten." Die Bilderfeinde wurden anathematisirt *).

Der Kaiser Leo V. (813 –820) jedoch hob jedoch die Beschlüsse dieses Concils wieder auf, ließ durch eine neue Synode zu Konstantinopel (815) die Bilder aufs neue streng verbieten, und in gleicher Weise zeigten sich auch seine nächsten Nachfolger als mehr oder minder entschiedene und eifrige Gegner der Bilder, deren gänzliche Abschaffung ihnen um so nothwendiger schien, da es bei dem Volke bereits so weit gekommen war, daß man die Farben von denselben abschabte und in den Abendmahlswein mischte, um ihn kräftiger zu machen. Wie viele Mühe sie sich aber auch gaben, Alles scheiterte an der hartnäckigen Opposition des Volkes und der Beharrlichkeit, mit welcher die Mönche den Kampf gegen die Bilder als einen Kampf gegen die christliche Rechtgläubigkeit darstellten, und es war ein wahres Freudenfest, als die Kaiserin Theodora auf einer Synode zu Konstantinopel (842) den Gebrauch der Bilder nicht nur für erlaubt, sondern für die Pflicht jedes frommen Christen erklären ließ — ein Triumph- und Siegesfest der Rechtgläubigkeit über ihre Gegner, welches für so wichtig angesehen wurde, daß es von da an bis auf den heutigen Tag in der Griechischen Kirche alljährlich am ersten Fastensonntag feierlich begangen wird.

Ueber die Bilder selbst erklärt sich die Orthodoxa Confessio ecclesiae Orientalis vom Jahr 1643 sehr ausführlich in folgender Weise. Bei der Erklärung des Dekalogs wird zuvörderst das Gebot: „Du sollst

*) Im Abendlande war weder der Widerspruch gegen, noch der Eifer für die Bilder so groß. Man ließ sich dieselben als passenden Schmuck der Kirchen gern gefallen, erklärte sich aber gegen jede abergläubische Verehrung derselben. „Dum nos, heißt es in den Libris Carolinis III, 16. nihil in imaginibus spernamus praeter adorationem, quippe qui in basilicis Sanctorum imagines non ad adorandum, sed ad memoriam rerum gestarum et venustatem parietum habere permittimus: illi vero paene omnem suae credulitatis spem in imaginibus collocent, restat, ut nos Sanctos in eorum corporibus vel potius reliquiis corporum seu etiam vestimentis veneremur, juxta antiquorum patrum traditionem: illi vero parietes et tabulas adorantes in eo se arbitrentur magnum fidei habere emolumentum, quod operibus sint subjecti pictorum.

dir kein Bild oder Gleichniß machen" ausdrücklich als das **zweite** angegeben, weil es von dem ersten durchaus zu unterscheiden sei. „Denn das Eine handelt von dem Einen, wahren Gott, und räumt die Schaar mehrerer Götter hinweg". Das andere dagegen handelt von gewissen äußerlichen Ceremonien, indem es die Götzenbilder oder Idole verbietet *).

Hierauf folgt die Frage: „Was ist über die Bilder, welche die rechtgläubige Kirche verehrt und heilig hält, festzustellen?" und die Antwort darauf lautet:

„Es ist ein großer Unterschied zwischen den **Idolen** und den **Ikonen**. Denn die **Idole** sind Erdichtungen und Erfindungen der Menschen, wie der Apostel (1. Kor. 8, 4.) bezeugt: Wir wissen, daß ein Idol Nichts in der Welt ist. Die **Ikonen** dagegen sind Darstellungen, welche etwas Wahres darstellen, das wirkliche Existenz in der Welt hat, wie das Bild Christi, unsers Erlösers, der heiligen Jungfrau Maria und aller Heiligen. Außerdem verehrten die heidnischen Griechen die Idole selbst als Götter, und brachten ihnen Opferthiere dar, in dem Wahn, daß die goldenen und silbernen Statuen selbst Götter wären, wie einst Nebukadnezar. Wir dagegen, wenn wir die Ikonen verehren, vor ihnen die Kniee beugen und sie küssen, erweisen diese Ehre nicht den Farben oder dem Holz; sondern wir verehren damit jene Heiligen, die auf den Bildern dargestellt sind, indem wir sie selbst gegenwärtig denken. Wenn wir also das Crucifix küssen, so vergegenwärtigen wir uns im Geist den zu unserer Erlösung an's Kreuz gehefteten Christus, und vor ihm neigen wir das Haupt und beugen voll Dank unsere Kniee. Ebenso, wenn wir dem Bilde der Jungfrau Maria unsere Ehrfurcht beweisen, erheben wir unsern Sinn zu der heiligsten Muttes Gottes selbst, wir neigen vor ihr das Haupt und beugen unsere Kniee, indem wir mit dem Erzengel Gabriel sie gebenedeyet nennen vor allen Männern und Weibern. Die Verehrung der heiligen Bilder also, so weit sie in der rechtgläubigen Kirche stattfindet, streitet nicht gegen das zweite Gebot. Denn es ist nicht **dieselbe Verehrung**, wie die, welche wir Gott darbringen. Auch wird sie von den Recht-

---

*) Confess. Orthod. P. III. quaest. 54.: *„Πῶς πρέπει νὰ νοοῦμεν τὴν ἐντολὴν ταύτην;*

Resp. *Ἡ ἐντολὴ αὔτη εἶναι κεχωρισμένη ἀπὸ τὴν πρώτην· διατὶ ἐκείνη ὁμιλεῖ διὰ τὸν ἀληθινὸν Θεὸν, ὅπου εἶναι ἕνας, ἀπαγορεύουσα καὶ αἴρουσα ἐκ μέσου τὸ πλῆθος τῶν θεῶν. Ἡ δὲ παροῦσα διαλαμβάνει διὰ καποίαις ἐξωτερικαῖς τελεσιουργίαις κ. τ. λ.“*

gläubigen nicht dem Kunstwerk des Malers erwiesen, sondern den heiligen Personen selbst, welche durch die Bilder dargestellt werden." *)

Zum Beweise werden die alttestamentlichen Cherubim angeführt, die mit dem Bilderverbot im Dekalog unmöglich im Widerspruch gestanden haben könnten, und darauf heißt es weiter:

---

*) Im Original lautet es Quaest. 55. *Τί πρέπει νὰ γροικοῦμεν διὰ τὰς εἰκόνας, τὰς ὁποίας προςκυνᾷ καὶ τιμᾷ ἡ ὀρθόδοξος ἐκκλησία;*

Resp. *Μεγάλη διαφορὰ εἶναι ἀνάμεσον τῶν εἰδώλων καὶ τῶν εἰκόνων· διατὶ τὰ εἴδωλα εἶναι πλάσματα καὶ εὑρήματα τῶν ἀνθρώπων· καθὼς μαρτυρεῖ λέγων ὁ Ἀπόστολος· οἴδαμεν ὅτι οὐδὲν εἴδωλον ἐν κόσμῳ. Μὰ ἡ εἰκὼν εἶναι παράστασις, ὅπου παριστάνει πρᾶγμα ἀληθινὸν· ὅπου ἔχει τὴν ὕπαρξίν του εἰς τὸν κόσμον· ὡς ἡ εἰκὼν τοῦ Σωτῆρος ἡμῶν Χριστοῦ καὶ τῆς ἁγίας παρθένου Μαρίας καὶ ὁλωνῶν τῶν ἁγίων. Καὶ ἔξω ἀπὸ τοῦτο οἱ Ἕλληνες ἐπροςκυνοῦσαν ὡς Θεὸν τὰ εἴδωλα, καὶ ἐδίδασιν εἰς αὐτὰ θυσίας, λογιάζοντες νὰ εἶναι θεοὶ τὸ χρυσίον καὶ τὸ ἀργύριον, ὡς ὁ Ναβουχοδονόσορ· μὰ ἡμεῖς, ὅταν τιμῶμεν τὰς εἰκόνας καὶ τὰς προςκυνοῦμεν, δὲν προςκυνοῦμεν τὰ χρώματα ἢ τὰ ξύλα· μὰ τοὺς ἁγίους ἐκείνους, τῶν ὁποίων εἶναι αἱ εἰκόνες, δοξάζομεν μὲ προςκύνησιν* δουλείας, *βάλλωντες μὲ τὸν νοῦν μας τὴν ἐκείνων παρουσίαν εἰς τὰ ὀμμάτιά μας. Οἷον ὅταν τὸν ἐσταυρωμένον προςκυνοῦμεν, παριστάνομεν εἰς τὴν διάνοιάν μας τὸν Χριστὸν κρεμαμένον ἐν τῷ σταυρῷ διὰ τὴν ἡμετέραν σωτηρίαν, εἰς τὸν ὁποῖον κλίνομεν τὰς κεφαλὰς καὶ τὰ γόνατα μετὰ εὐχαριστίας· ὁμοίως καὶ ὅταν προςκυνοῦμεν τὴν εἰκόνα τῆς Παρθένου Μαρίας, ἀναβαίνομεν μὲ τὸν νοῦν μας εἰς αὐτὴν τὴν ἁγιωτάτην θεοτόκον, κλίνοντες εἰς αὐτὴν τὰς κεφαλὰς καὶ τὰ γόνατα, κηρύττοντες αὐτὴν μακαρίαν ὑπὲρ πάντας ἄνδρας τε καὶ γυναῖκας, μαζὶ μὲ τὸν ἀρχάγγελον Γαβριήλ. Ἡ προςκύνησις λοιπὸν τῶν ἁγίων εἰκόνων, ὁποῦ γίνεται εἰς τὴν ὀρθόδοξον ἐκκλησίαν, δὲν ἀθετεῖ τὴν ἐντολὴν ταύτην· διατὶ δὲν εἶναι ἡ αὐτὴ μετ' ἐκείνην, ὁποῦ προςφέρομεν εἰς τὸν Θεὸν· οὔτε δίδεται ἀπὸ τοὺς ὀρθοδόξους εἰς τὴν τέχνην τῆς ζωγραφικῆς, ἀλλὰ εἰς τὰ πρόσωπα τῶν ἁγίων ἐκείνων, ὁποῦ αἱ εἰκόνες παριστάνουσιν. — Μόνον τοῦτο πρέπει νὰ φροντίζωμεν, ὥστε νὰ ἔχῃ πᾶσα εἰκὼν τὴν ἐπιγραφήν της, τίνος ἁγίου νὰ εἶναι, διὰ νὰ πληρώνεται εὐκολώτερον ἡ γνώμη τοῦ προσευχομένου. Πρὸς μείζονα δὲ βεβαίωσιν τῆς προςκυνήσεως τῶν ἁγίων εἰκόνων ἡ ἐκκλησία τοῦ Θεοῦ εἰς τὴν ἑβδόμην σύνοδον τὴν οἰκουμενικὴν ἀνεθεμάτισεν ὅλους τοὺς εἰκονομάχους, καὶ τὴν τῶν σεπτῶν εἰκόνων προςκύνησιν ἐκύρωσε καὶ αἰωνίως ἐβεβαίωσεν.* -

„Nur darauf muß man sehen, daß jedem Bild eine Inschrift beigefügt werde, die da anzeigt, wer der dargestellte Heilige ist, damit das Gemüth des Betenden desto leichter befriedigt wird. — Zur größeren Befestigung der Verehrung der heiligen Bilder hat die Kirche Gottes in der siebenten ökumenischen Synode alle Bilderfeinde anathematisirt und die Verehrung der ehrwürdigen Bilder bestätigt und für immer festgestellt."

Wie sehr es der Orientalischen Kirche mit dem Festhalten an diesen Bestimmungen Ernst war, geht namentlich aus der 1672 unter dem Patriarchen Dositheus zu Jerusalem gegen die Calvinisten gehaltenen Synode hervor, welche zum Schluß folgende Anathematismen enthält:

„Ueber das gottlose Concil gegen die heiligen Bilder
Dreimal Anathema!

Ueber die, welche das, was in der heiligen Schrift gegen die Götzenbilder gesagt ist, auf die ehrwürdigen Bilder Christi, unsers Gottes und seiner Heiligen beziehen,
Dreimal Anathema!

Ueber Diejenigen, welche den Verächtern der heiligen Bilder in ihrer Meinung beistimmen,
Dreimal Anathema!

Ueber Diejenigen, welche sagen, daß die Christen die heiligen Bilder wie Götter verehren,
Dreimal Anathema!

Ueber die, welche zu sagen wagen, daß die Kirche jemals Götzenbilder aufgenommen hat, und so alles Heilige aufheben und den Glauben der Christen beschimpfen,
Dreimal Anathema!

Ueber Denjenigen, welcher dem Bilde unsers Herrn Jesu Christi in Menschengestalt, keine Verehrung beweist,
Dreimal Anathema!" *)

---

*) *Syn. Hierosol.* cap. IV, wo es wörtlich also heißt:

Τῷ φρυαξαμένῳ συνεδρίῳ κατὰ τῶν σεπτῶν εἰκόνων,
Ἀνάθεμα τρίς.

Τοῖς ἐκλαμβάνουσι τὰς παρὰ τῆς θείας γραφῆς ῥήσεις κατὰ τῶν εἰδώλων εἰς τὰς σεπτὰς εἰκόνας Χριστοῦ τοῦ θεοῦ ἡμῶν καὶ τῶν ἁγίων αὐτοῦ,
Ἀνάθεμα τρίς.

Τοῖς κοινωνοῦσιν ἐν γνώσει τοῖς ὑβρίζουσι καὶ ἀτιμάζουσι τὰς σεπτὰς εἰκόνας,
Ἀνάθεμα τρίς.

Selbst Cyrillus Lukaris, der Patriarch von Konstantinopel entging dem nachträglichen Anathema dieser Synode nicht, da er auf die vierte Frage: „Wie haben wir über die heiligen Bilder zu urtheilen?“ in seiner Confessio vom Jahr 1631 geantwortet hatte:

„Wie wir durch die heilige Schrift belehrt werden, welche deutlich sagt: „„du sollst dir kein Bild oder Gleichniß machen weder vondem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden ist; du sollst sie nicht verehren oder ihnen dienen,““ da wir nicht das Geschöpf, sondern nur den Schöpfer und Urheber Himmels und der Erde anzubeten und ihm zu dienen schuldig sind. Hieraus leuchtet ein, daß wir die Malerei, die eine edle Kunst ist, nicht verwerfen, und die Bilder Christi und der Heiligen dem, der sie will, gestatten. Die Anbetung und Verehrung derselben aber weisen wir, als eine durch den heiligen Geist in der heiligen Schrift verbotene, unbedingt zurück, damit wir nicht wider Wissen und Willen statt des Schöpfers das Geschaffene, Farben und Kunstwerke verehren. Wer anders urtheilt, den halten wir für einen Unglücklichen, dessen Sinn und Herz verfinstert und verstockt ist. Denn es ist besser, dem Gebote Gottes, als dem eitlen Geschwätz der Menschen zu gehorchen.“

Hierüber erklärt nun jene Synode sich ganz einverstanden mit dem Decret einer früheren, gegen den des Calvinismus verdächtigen Cyrillus zu Konstantinopel gehaltenen Synode vom 24. Sept 1638, worin es unter andern heißt:

„Ueber Cyrillus, den neuen und schlimmsten Bilderfeind,
Anathema!

Ueber Cyrillus, der die Verehrung und das relative Beten zu den Bildern verwirft und es gern abschaffen möchte, aber nicht kann, wie er in seiner Antwort auf die vierte Frage eingesteht,
Anathema!

Ueber Cyrillus, der in jener Antwort das, was von den heiligen Synoden über die heiligen Bilder festgestellt worden, eitles Ge-

---

Τοῖς λέγουσιν, ὅτι ὡς θεοῖς οἱ χριστιανοὶ ταῖς εἰκόσι προςῆλθον,
Ἀνάθεμα τρίς.
Τοῖς τολμῶσι λέγειν, τὴν καθολικὴν ἐκκλησίαν εἴδωλά ποτε δεδέχθαι, ὡς ὅλον τὸ μυστήριον ἀνατρέπουσι, καὶ τὴν χριστιανῶν ἐνυβρίζουσι πίστιν,
Ἀνάθεμα τρίς.
Εἴ τις οὐ προςκυνεῖ τὸν Κύριον ἡμῶν Ἰησοῦν Χριστὸν ἐν εἰκόνι περιγραπτὸν κατὰ τὸ ἀνθρώπινον ἦθος,
Ἀνάθεμα τρίς.

schwätz nennt, und somit die ehrwürdige, heilige und inspirirte siebente Synode zu Nicäa verachtet,

Anathema!" *)

Im Gegensatz zu den Ketzereien des Anathematisirten wird sodann von der Synode Folgendes als die Lehre der rechtgläubigen Orientalischen Kirche angegeben:

1) Die göttliche Verehrung (*λατρεία*) kommt nur der Trinität zu; bei den Heiligen dagegen ist eine doppelte Verehrung (*δουλεία*) zu unterscheiden: die eine, hyperdulische (*τρόπος ὑπερδουλικὸς*) gebührt nur der heiligen Muttergottes; die dulische (*τρόπος δουλικὸς*) kommt den Engeln, Aposteln, Propheten, Märtyrern und überhaupt den Heiligen zu; allerdings aber nur eine relative, insofern sie selbst eigentlich nur die lebenden Bilder Gottes sind. Ganz ebenso verhält es sich mit ihren Bildern, bei denen die Verehrung sich gleichfalls nur auf den dargestellten Gegenstand bezieht.

2) Gegenstand einer solchen Verehrung (*προςκύνησις*) ist zunächst das Holz des Leben bringenden Kreuzes, an welchem der Heiland gestorben, und das Abbild desselben, ferner die Krippe zu Bethlehem, der Calvarienberg oder die Schädelstätte, das heilige Grab, ferner das heilige Evangelium, die heiligen Gefäße, in denen das unblutige Opfer dargebracht wird, die Bilder Christi, der Jungfrau Maria, der heiligen Engel, des heiligen Geistes in Gestalt der Taube, der Apostel, Propheten, Märtyrer und aller Heiligen. Allen diesen Gegenständen und Bildern darf und soll man durch ehrfurchtsvolles Neigen des Hauptes, durch Kniebeugung und Kuß seine Ehrfurcht beweisen.

3) Wer eine solche von der Kirche gebilligte Verehrung „Ikonolatrie" nennt, wird anathematisirt; ebenso aber auch der, welcher jenen

---

*) Decretum synodi Constantinopol. contra *Cyrilli Lucaris*, permissione divina olim Patriarchae Constant. haeretica capitula. (Anno salutis 1638 die XXIV. Sept.)

Κυρίλλῳ, τῷ κακιστέρῳ νέῳ εἰκονομάχῳ,

Ἀνάθεμα.

Κυρίλλῳ, τῷ τὴν τῶν σεπτῶν εἰκόνων τιμὴν καὶ σχετικὴν προςκύνησιν ἀθετοῦντι καὶ βουλομένῳ μὲν καθελεῖν αὐτὴν, μὴ δυναμένῳ δὲ, ὡς τῇ τετάρτῃ αὐτοῦ ἀποκρίσει ὁμολογεῖ,

Ἀνάθεμα.

Κυρίλλῳ, τῷ ἐν τῇ τετάρτῃ ἐρωτήσει ματαιολογίας καλοῦντι τὰ περὶ τῶν ἁγίων εἰκόνων τεθεσπισμένα ὑπὸ τῶν ἁγίων συνόδων, καὶ διὰ τοῦτο καταφρονοῦντι τῆς ἱερᾶς ἁγίας τε καὶ θεοπνεύστου ἑβδόμης συνόδου τῆς ἐν Νικαίᾳ,

Ἀνάθεμα.

Gegenständen die wirkliche Latrie (göttliche Verehrung) beweist. „Denn wir verehren," heißt es, „die heiligen Bilder nur in der oben angegebenen Weise, und malen sie nur darum zum Schmuck der Kirchen, damit sie gleich Büchern zur Nachahmung der Tugenden der Heiligen auffordern, das Andenken an sie beleben und an das unablässige Gebet zu Gott, unserm Herrn und Vater, und zu den Heiligen, seinen Dienern und unsern Fürbittern, erinnern."

Hiermit ist zugleich angegeben, was in Beziehung auf die Lehre von den Bildern und ihrem Gebrauch in der Orientalischen Kirche noch heutzutage gilt, und worin sie mit der Römisch-katholischen genau übereinstimmt. Denn auch in dieser wird von dem Tridentiner Concil *) bestimmt: Man soll die Christen unterrichten, daß die Bilder Christi, der jungfräulichen Muttergottes und der andern Heiligen vornehmlich in den Kirchen beizubehalten sind, und man ihnen die schuldige Ehrfurcht und Verehrung zu erweisen hat, nicht als ob man glaube, daß ihnen selbst göttliches Wesen oder ein Vorzug inwohne, wegen dessen sie zu verehren wären, oder daß man von ihnen selbst etwas zu erbitten, oder sein Vertrauen auf sie zu setzen habe, wie dies einst bei den Heiden

---

*) „Instruant, heißt es in der *Sess. XXV. de invocat., venerat. reliqu. et sacr. imag.*, imagines Christi, Deiparae virginis et aliorum Sanctorum, in templis praesertim habendas et retinendas, eisque debitum honorem et venerationem impertiendam: non quod credatur inesse aliqua in iis divinitas vel virtus, propter quam sint colendae, vel quod ab iis aliquid petendum, vel quod fiducia in imaginibus fit figenda, veluti fiebat olim a gentilibus, qui in idolis spem suam collocabant: sed quoniam honor, qui iis exhibetur, refertur ad prototypa, quae illae repraesentant: ita ut per imagines, quas osculamur et coram quibus caput aperimus et procumbimus, Christum adoremus et Sanctos, quorum illae similitudinem gerunt, veneremur. — Doceant episcopi, per historias mysteriorum nostrae redemptionis picturis vel aliis similitudinibus expressas erudiri et confirmari populum in articulis fidei commemorandis et assidue recolendis: tum vero ex omnibus sacris imaginibus magnum fructum percipi, non solum, quia admonetur populus beneficiorum et munerum, quae a Christo sibi collata sunt, sed etiam, quia Dei per Sanctos miracula et salutaria exempla oculis fidelium subjiciuntur, ut pro iis Deo gratias agant, ad Sanctorumque imitationem vitam moresque suos componant, excitenturque ad adorandum et diligendum Deum et ad pietatem colendam. Si aliquando historias et narrationes sacrae scripturae, quumbid plebi expediet, exprimi et figurari contigerit, doceatur populus, non propterea divinitatem figurari, quasi corporeis oculis conspici vel coloribus aut figuris exprimi possit."

geschah, die ihre Hoffnung auf die Götzenbilder setzten, sondern weil die ihnen erwiesene Ehre den auf ihnen dargestellten Personen selbst zukommt, so daß wir, indem wir die Bilder küssen, vor ihnen das Haupt entblößen und niederknieen, Christum anbeten und die Heiligen verehren, die durch sie abgebildet sind. Die Bischöfe mögen ferner lehren, daß durch die in Gemälden und andern Bildwerken dargestellten Geschichten der Mysterien unsrer Erlösung, das Volk in den stets wiederum ins Gedächtniß zurückzurufenden Artikeln unsers Glaubens unterrichtet und befestigt wird; ferner, daß die heiligen Bilder einen großen Nutzen haben, nicht nur, weil das Volk dadurch an die von Christo ihm verliehenen Gaben und Wohlthaten erinnert wird, sondern weil durch sie die von Gott durch die Heiligen bewirkten Wunder und heilsamen Vorbilder den Gläubigen vor Augen gestellt werden, so daß sie Gott für dieselben danken, ihr Leben und ihre Sitten nach dem Beispiel der Heiligen einrichten und aufgefordert werden, Gott zu verehren und zu lieben und fromm zu sein. — Wenn man außerdem, wo dies für das ungebildete Volk von Nutzen ist, die Geschichten und Erzählungen der heiligen Schrift in Bildern darstellen will, so belehre man das Volk, daß das Göttliche nicht dargestellt werde, als könne es mit körperlichen Augen gesehen oder durch Farben oder Figuren bezeichnet werden."

Die letzte Bemerkung bezieht sich, um dies gleich hier zu erwähnen, auf die Bilder Gottes des Vaters, den man auf Grund der Beschreibung bei Daniel 7, 9. (*Vulg.* „Antiquus dierum sedit: vestimentum ejus candidum quasi nix, et capilli capitis ejus quasi lana munda: thronus ejus flammae ignis, rotae ejus ignis accensus") als einen Greis mit lang herabwallendem schneeweißem Bart, auf dem Thron sitzend, darzustellen pflegte, was freilich Manchem anstößig schien. Der Papst Alexander VIII. jedoch verwarf die Thesis: „Das Bild des auf dem Thron sitzenden Gottes des Vaters in einer christlichen Kirche aufzustellen, sei Sünde" (Dei Patris sedentis simulacrum nefas est christiano in templo collocare) am 7. December 1690 als ketzerisch, und bestätigte somit die Zulässigkeit jener mittelalterlichen Darstellungsweise. Demgemäß sind auch nach der Erklärung des Papstes Benedict XIV. *) (1724—1730) zweierlei Arten, die

---

*) *Benedict.* De serv. Dei beat. et canonizat. lib. IV. c. 20, 3. Imagines, quae ab Ecclesia probantur, sunt illae, quae Deum Patrem repraesentant in forma senis, in cujus sinu est Christus, et inter utrumque est Spiritus S. in forma columbae, vel illae, in quibus repraesentur seorsum Deus Pater in forma senis, seorsum Christus, sed propinqui ambo, et inter utrumque Spiritus S. in forma columbae.

Trinität abzubilden, von der Kirche gebilligt: die eine, nach welcher Gott der Vater als Greis Christum, den Sohn, in seinem Schoße hat, und die andere, nach welcher der Vater als Greis und der Sohn neben ihm stehend oder sitzend erscheint; zwischen beiden aber, hier wie dort, der heilige Geist in Gestalt der Taube.

Uebrigens darf nicht in Abrede gestellt werden, daß die bildliche Darstellung Gottes des Vaters im Abendland — die Orientalische Kirche hat bis auf diesen Tag nichts davon wissen wollen — bis Ende der ersten Hälfte des Mittelalters unbekannt und ungebräuchlich war. Der Papst Gregor II. führt es in seinem Schreiben an Leo, den Isaurier, noch als einen Rechtfertigungsgrund gegen den Verdacht eines abgöttischen Bilderdienstes an, daß es den Christen nicht einfalle, Gott den Vater bildlich darzustellen. „Warum," sagt er, „stellen wir den Vater unsers Herrn Jesu Christi nicht sinnlich und bildlich dar? Weil wir nicht wissen, wer er ist, und das Wesen Gottes nicht äußerlich dargestellt werden kann." In gleicher Weise äußerte sich der oben erwähnte Patriarch Germanus.

Von den Armeniern berichtet zwar Nicephorus Kallistus *), daß sie Bilder von Gott dem Vater und vom heiligen Geist hätten. Wäre dies aber auch wirklich gegründet, und nicht eine von den üblen Nachreden, deren sich die als Ketzer berüchtigten Armenier viele gefallen lassen mußten, so ließe sich doch immer nicht recht begreifen, wie man in der Occidentalischen Kirche jene Darstellungsweise gerade von ihnen entlehnt haben sollte. Gewiß ist es weit natürlicher, ihren Ursprung in den bildlichen Darstellungen der neutestamentlichen Gleichnisse zu suchen, mit denen die Evangelienbücher geziert waren. In diesen war Gott der Vater häufig als König darzustellen, und um ihn zugleich als den König des Himmels und der Erde zu charakterisiren, mag man früh genug jene Beschreibung bei Daniel benutzt haben. Jedenfalls ist es ungleich wahrscheinlicher, daß man durch jene illustrirenden Miniaturbilder auf eine selbstständige Darstellung Gottes des Vaters hingeführt wurde, als daß man ohne Weiteres sich an ein Bild gewagt hätte, gegen welches das ganze christliche Alterthum bis ins VIII. Jahrhundert mit der größten Entschiedenheit protestirt hatte.

Jene Miniaturen sind uns zugleich in Ermangelung einer vollständigen Sammlung von größeren Bildern aus dem christlichen Alterthum die besten Veranschaulichungsmittel, wie man sich die schon von den Kirchenvätern des III. und IV. Jahrhunderts mehrfach erwähnten

*) *Nicephor. Callist.* lib. XVIII. c. 53.

Ensemble=Bilder zu denken hat. Denn die noch erhaltenen Mosaikbilder der Art stimmen mit jenen Illustrationen meist genau überein.

Zu diesen historischen Bilder aus dem Leben Jesu *) gehören vornehmlich folgende:

1. Die Geburt: das Kind liegt in der Krippe, an welcher Maria und Joseph, weiterhin die Hirten stehen; seitwärts Ochs und Esel, als Hindeutung auf Jesaj. 1, 3 „Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt es nicht nnd mein Volk vernimmt es nicht.“ Auf größeren Bildern pflegte man auch wohl den Propheten Micha, kenntlich an einer Schriftrolle, anzubringen, um an seine Weissagung, daß Bethlehem der Geburtsort des Messias sein werde (c. 5, 1), zu erinnern.

Beigefügt sind dem neutestamentlichen Antitypus häufig einige alttestamentliche Typen, z. B. die Erschaffung der Eva (die auch ohne Zuthun eines Mannes geboren ward, und durch welche die Sünde in die Welt kam, von der Christus die Welt erlöste. Dem Mittelalter

*) Wie zahlreich diese neutestamentlichen Bilder waren, und wie viel Luxus von den Reicheren damit getrieben wurde, lehrt insbesondere Asterius in seiner Homilie „über den reichen Mann und den armen Lazarus“, wo es unter andern heißt: *Ὅσοι δὲ καὶ ὅσαι τῶν πλουτούντων εὐλαβέστεροι, ἀναλεξάμενοι τὴν εὐαγγελικὴν ἱστορίαν, τοῖς ὑφανταῖς παρέδωκαν· αὐτὸν λέγω τὸν Χριστὸν ἡμῶν μετὰ τῶν μαθητῶν ἁπάντων, καὶ τῶν θαυμασίων ἕκαστον, ὡς ἡ διήγησις ἔχει. Ὄψει τὸν γάμον τῆς Γαλιλαίας καὶ τὰς ὑδρίας, τὸν παραλυτικὸν, τὴν κλίνην ἐπὶ τῶν ὤμων φέροντα, τὸν τυφλὸν τῷ πηλῷ θεραπευόμενον, τὴν αἱμοῤῥοοῦσαν τοῦ κρασπέδου λαμβανομένην, τὴν ἁμαρτωλὸν τοῖς ποσὶν τοῦ Ἰησοῦ προςπίπτουσαν, τὸν Λάζαρον ἐκ τοῦ τάφου πρὸς τὴν ζωὴν ὑποστρέφοντα· καὶ ταῦτα ποιοῦντες εὐσεβεῖν νομίζουσι, καὶ ἱμάτια κεχαρισμένα τῷ θεῷ ἀμφιέννυσθαι· ἐμὴν δὲ εἰ δέχονται συμβουλὴν, ἐκεῖνα πωλήσαντες τὰς ζώσας εἰκόνας τοῦ θεοῦ τιμησάτωσαν.* — In gleicher Weise heißt es weiterhin, die Christen sollten nicht den Gichtbrüchigen auf ihren Kleidern gestickt haben, sondern dafür lieber die Kranken und Nothleidenden selbst aufsuchen und ihnen helfen. — Wie viel Grund aber auch Asterius zu dergleichen Aeußerungen haben mochte, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß wir es hier eben mit einem entschiedenen Gegner der Bilder zu thun haben, der darum, weil die Beherzigung der Lehre Christi die Hauptsache sei, von Abbildern seiner äußern Gestalt nichts wissen will. *Μὴ γράφε*, heißt es in derselben Homilie, *τὸν Χριστὸν· ἀρκεῖ γὰρ αὐτῷ ἡ μία τῆς ἐνσωματώσεως ταπεινοφροσύνη, ἣν αὐθαιρέτως δι᾽ ἡμᾶς κατεδέξατο· ἐπὶ δὲ τῆς ψυχῆς σου βαστάζων νοητῶς τὸν ἀσώματον λόγον περίφερε*, was freilich einseitig genug geurtheilt war. Denn ist das Eine auch das wesentlich Nothwendige und Unerläßliche, so ist darum allein das Andere noch keineswegs verwerflich.

war es besonders wichtig, daß Eva umgekehrt Ave ist); — der feurige Busch (eine Hindeutung auf die durch die Geburt Christi nicht verletzte Jungfräulichkeit der Maria); die Bundeslade (symbolische Hindeutung auf den Mutterleib Mariä, die in ihren Schoß denjenigen trug, der das Gesetz erfüllen sollte); — Aaron, vor einem mit Kerzen besetzten Altar knieend, auf dem der sprossende Stab steht (zur Andeutung des Hohenpriesteramtes Christi und seiner durch den Blüthen treibenden Stab bezeichneten wunderbaren Geburt).

2. Die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande: Gewöhnlich im königlichen Schmuck, zwei von ihnen weiß, der dritte und jüngste als Mohr; sie knieen vor dem Kinde, das die Mutter auf dem Schoß hat, und bringen ihm ihre Geschenke dar; über dem Haupt der Maria gewöhnlich ein achteckiger Stern.

3. Die Flucht nach Aegypten: die Mutter reitet mit dem Kinde auf einem Esel, den Joseph leitet; seitwärts zusammenstürzende Götzenbilder. (Wo Christus erscheint, sei es auch noch als Kind, müssen die falschen Götter weichen.)

4. Christus als Knabe im Tempel: die Schriftgelehrten ihm zur Seite sitzend; Maria mit dem Ausdruck der Freude über den wiedergefundenen Sohn; Joseph ruhig und ernst daneben stehend.

5. Die Taufe im Jordan: Christus steht im Wasser; Johannes, in Thierfelle gekleidet und das mit der Hand geschöpfte Wasser über ihn gießend, neben ihm; über seinem Haupt die Taube.

6. Christus vom Teufel versucht: Er erscheint in segnender Stellung; der Teufel, wie er auf Byzantinischen Miniaturen des IX. Jahrh. dargestellt ist, ganz in menschlicher Gestalt, nur mit Fledermausflügeln und von grauer Farbe.

7. Christus als Lehrer und Wunderthäter: Darstellung eines oder mehrerer von den N. T. lichen Wundern, denen häufig entsprechende Darstellungen aus dem A. T. beigefügt sind. So z. B. bei der wunderbaren Speisung, das Oelkrüglein der Wittwe zu Sarepta, oder Elisa, wie er 100 Mann mit 20 Broten speist.

8. Der Palmeneinzug: Christus reitet auf einem Esel, dem zuweilen ein Füllen beigegeben ist; hinter ihm die Jünger und eine Menge Volks; auf dem Erdboden sind Kleider ausgebreitet, und Zweige auf den Weg gestreut.

9. Die Fußwaschung, welcher als typisches Vorbild die Bewirthung der drei Engel bei Abraham beigefügt ist.

10. Das heilige Abendmahl: Christus sitzt mit den zwölf Jüngern zu Tische; neben ihm und an seiner Brust ruhend der jungfräuliche Johannes; Judas Ischarioth gewöhnlich durch rothes Haar und einen Geldbeutel kenntlich gemacht. — Als entsprechende typische Bilder

sind aus dem A. T. oft damit in Verbindung gebracht: Melchisedek, der Priester und König (1. Mos. 14, 18), wie er dem gewappneten Abraham Brot und Wein darbringt, ferner der Mannaregen (das Himmelsbrot) oder das jüdische Passahlamm.

11. Christus am Oelberg: Er kniet betend in dem umzäunten Garten zu Gethsemane; es ist finstere Nacht, und das Licht kommt nur von dem über ihm schwebenden Engel (Chamuel), der mit dem Kelch erscheint. Die drei Jünger schlafen.

12. Die Geißelung und Dornenkrönung: Christus ist entkleidet und an eine Säule gebunden; [1]) römische Kriegsknechte mit Geißeln neben ihm; die Dornenkrone wird ihm mit Knütteln auf das Haupt gedrückt. — Als A. T. liche Typen zu dem Bilde: Christus vor Pilatus wurden gebraucht: Elias vor Ahab und Daniel vor Nebukadnezar. — Hierher gehören auch die Ecce Homobilder, die Jesum allein darstellen, mit einem Purpurmantel bekleidet, die Dornenkrone auf dem Haupt und ein Rohrscepter in der Hand (nach Matth. 27, 28. 29)

13. Die Stationen, deren Bilder an die einzelnen Scenen erinnern, die sich auf dem Wege von dem Hause des Pilatus bis zum Calvarienberge ereigneten. Die Veranlassung zur Einführung der „Kreuzwegandacht" gaben die Franciscaner, welche in der letzten Hälfte des Mittelalters auch im Occident den Andachtsorten durch Abtheilung in Stationen die möglichste Aehnlichkeit mit dem Calvarienberg in Jerusalem zu geben suchten. Wie peinlich genau man hierbei war, mag das Beispiel eines Nürnberger Bürgers, Martin Kötzel beweisen, [2]) der 1487 eigens nach Jerusalem reiste, um die Stationen dort zu vermessen und in seiner Vaterstadt einen genau entsprechenden Calvarienberg anzulegen. Wieder zurückgekehrt fand er aber unglücklicherweise,

---

1) Daß es eine Säule war, an welcher die Geißelung stattfand, wird auch in dem Gesang gesagt, welcher in der Kirche des heil. Grabes zu Jerusalem am Altar der Geißelung, bei welchem die Charfreitagsprocession beginnt, angestimmt wird. Er lautet:

Eia fratres carissimi
Christi mortis mysteria
Canamus et vestigia
Sequamur corde flebili;

Qui poenam primi criminis
Delet vigore sanguinis,
Hunc ad *columnam* acriter
Caedit Pilatus pessimus.

2) Vgl. die Nürnberg. Künstler, I. 17 ff.

daß er die Maaße verloren hatte, und unbedenklich unternahm er die weite Reise zum zweiten Male, die besseren Erfolg hatte. Den mitgebrachten Maaßen zufolge wurde nun der Weg nach dem St. Johanniskirchhof in folgende sieben Stationen abgetheilt, wobei Kötzel's Haus am Thiergärtnerthor als das Haus des Pilatus angenommen war.

1. Station, 200 Schritt von dem Hause, das Bild mit der Unterschrift: Hie begegnet Christus seiner wirdigen lieben Mutter, die vor grossem herzeleyt anmaechtig ward.

2. Station, 295 Schritt von dem Hause, das Bild mit der Unterschrift: Hie ward Symon gezwungen Christo sein Creutz helfen tragen.

3. Station, 380 Schritt von dem Hause das Bild mit der Unterschrift: Hie sprach Christus: Ir Doechter von Jherusalem nit weint uber mich, sünder uber euch und eure Kinder.

4. Station, 500 Schritt von dem Hause, das Bild mit der Unterschrift: Hie hat Christus sein heiligs angesicht der heiligen frau Veronica auf iren Slayr gedruckt vor irem haus.

5. Station, 780 Schritt von dem Hause, das Bild mit der Unterschrift: Hie tregt Christus das Creutz und wird von den Juden ser hart geslagen.

6. Station, 1000 Schritt von dem Hause, das Bild mit der Unterschrift: Hie felt Christus vor grosser anmacht auf die erden.

Zwischen dieser und der folgenden, letzten Station, 44 Schritt von der ersteren ist der Calvarienberg mit den drei Kreuzen.

7. Station, das Bild mit der Unterschrift: Hier leyt Christus tot vor seiner gebenedeyten wirdigen Mutter die in mit grostem herzenleyt und bitterlichen smertz claget und beweynet.

Hiermit ist zugleich angegeben, welches die Hauptmomente in dem Leiden Jesu waren, auf die sich damals die Kreuzwegandacht zu Jerusalem bezog. In späterer Zeit wurde die Zahl der Stationsbilder hin und wieder vermehrt; so wird z. B. häufig durch drei verschiedene Bilder ein von den Evangelisten nicht berichtetes dreimaliges Niederfallen Christi unter dem Kreuz veranschaulicht; oder es wurden auch solche, die sich auf historisch nicht erweisliche Facta beziehen, wie die Scene mit dem Schweißtuch der Veronica, mit anderen passenderen vertauscht. — Was die Kreuzwegandacht selbst betrifft, so besteht sie bekanntlich darin, daß man entweder bei jeder Station ein auf sie bezügliches Gebetsformular liest, oder sich ohne Buch seinen eigenen stillen Betrachtungen überläßt, oder auch beides verbindet. In der Regel wird außerdem bei jeder Station wenigstens Ein Vaterunser und ein Ave Maria gebetet. Diese Kreuzwegandacht findet meist in der Fastenzeit und an den Nachmittagen der Sonn- und

Festtage statt, und wird, zum Theil wenigstens, von den Seelsorgern selbst geleitet, was in der That auch das Zweckmäßigste ist.

Bilder der Kreuzigung kommen erst in den Zeiten Karls d. Gr. vor, und bis zum XI. Jahrh. erscheint der Erlöser immer bekleidet am Kreuz; im XI. und XII. Jahrh. besteht seine Bekleidung nur in einem kurzen Rock ohne Aermel, der im XIII. Jahrh. immer mehr verkürzt wird, so daß er nur von den Hüften bis zum Knie reicht, also ein bloßer Schurz; und auch von diesem ist seit dem XIV. Jahrh. nur ein weithin flatterndes Tuch um die Hüften übrig. — Die Füße erscheinen auf älteren mittelalterlichen Darstellungen neben einander, jeder mit einem besonderen Nagel angeheftet, später über einander gelegt und nur mit einem Nagel befestigt, ruhend auf einem Kelch oder einer Schüssel, dem heiligen Graal des Mittelalters, welcher das kostbare Blut auffängt. Bisweilen sind es auch Engel, welche die aus den fünf Wunden fließenden Blutstropfen auffangen. Das aus der Seitenwunde strömende Blut wird oft auch von dem rechts unter dem Kreuz stehenden Johannes oder von Joseph v. Arimathia oder Nikodemus aufgefangen; und auf einigen Darstellungen ist es der aus dem Grabe auferstandene Adam selbst, der dies thut, was sich auf die alte Sage bezieht, daß das Kreuz Christi gerade über der Grabstätte Adams gestanden und diese eben von dem Schädel des letzteren den Namen „Golgatha" gehabt habe.*)

Das Kreuz selbst ist in der älteren Zeit grün mit rothen Aesten, weil es aus einem Baum gezimmert sein sollte, den Seth aus einem Steckling vom Baum des Lebens gezogen und auf das Grab Adams gepflanzt hatte. Seit dem XIV. Jahrh. erscheint es durchaus blutroth und als ein schlichter Balken ohne Aeste. Oben fehlt in späterer Zeit niemals die Inschrift I. N. R. I. (Jesus Nazarenus Rex Judaeorum). Unten am Kreuz stehen in der Regel Maria und Johannes, zwischen beiden Maria Magdalena knieend und den Kreuzesstamm umfassend; seitwärts

---

*) Nach Kootwyk, einem Dr. jur. aus Utrecht, der in den Jahren 1598 und 1599 das heilige Land bereiste, und seine Reise unter dem Titel: Itinerarium Hierosolymitanum et Syriacum, auctore *Cotovico*, Antverp. 1619. 4. herausgab, wußte schon Cyprian von dieser Tradition, indem er sagt: Christi sanguine adspersa creditur Adami calvaria, qui sub loco, quo crux Domini fixa est, humatus traditur ab antiquis. Ebenso sagt Ambrosius ad Luc 23: Ipse autem crucis locus supra Adae sepulturam. Congruebat quippe, ut ibi vitae nostrae primitiae locarentur, ubi fuerant mortis exordia. (vgl. Cotovic. p. 169). Daß die Kreuzigungsstätte gerade der Mittelpunkt der Erde gewesen, suchte man mit Ps. 74, 12 zu beweisen, wo es nach der Vulgata heißt: Deus autem, rex noster, operatus est salutem *in medio terrae.*

der heidnische Hauptmann in ritterlicher Tracht zu Fuß oder zu Pferde, der betheuernd die Rechte erhebt; außerdem ein Kriegsknecht, der mit dem Speer in die rechte Seite Jesu sticht; weiterhin eine Gruppe von römischen Soldaten, die sich in die Kleider des Herrn theilen. *) Die beiden Schächer erscheinen meist an T förmigen Kreuzen, und am Himmel sind, häufig durch Engel personificirt, Sonne und Mond zu sehen, die das heilige Versöhnungsopfer beweinen.

14. Die sogenannten Vesperbilder stellen die auf den Tod Jesu folgenden Scenen dar: die Abnahme vom Kreuz und die Grablegung, bei welcher, nächst den Weibern, Johannes, Joseph von Arimathia und Nikodemus zugegen sind.

15. Das heilige Grab, gewöhnlich als ein länglich viereckiger Kasten von Mauersteinen dargestellt, drei gewappnete Wächter dabei, welche schlafen. — Bei den theatralischen Darstellungen des heiligen Grabes, wie sie in den katholischen Kirchen und Kapellen am Charfreitag und stillen Sonnabend zu sehen sind, vertritt ein von den Gläubigen vielfach geküßtes Crucifix die Stelle der Leiche, und in dem, das Innere einer Felsengrotte veranschaulichenden Raum brennen zu beiden Seiten, wahrscheinlich als Nachbildung des heiligen Grabes zu Jerusalem, in der Regel dreizehn Lampen.

16. Die Auferstehung, meistentheils so dargestellt, daß Christus mit der Kreuzesfahne aus dem geöffneten Grabe emporsteigt, an welchem zwei Engel sitzen, während die Wächter seitwärts schlafen, oder auf der Flucht sind.

---

*) In der Grabkirche zu Jerusalem hat der Ort der Kleidervertheilung eine eigene Kapelle. Beim Eintritt in dieselbe stimmt die Procession den Gesang an:

Qui coelos implet lumine,
Ornat quoque sideribus,
Et quem adorant angeli,
Vestitu privant milites.

Qui vestit volatilia
Diversisque coloribus
Et ornat agros roseis,
Ipse privatur vestibus.

Precamur ergo cernui
Te creatorem saeculi,
Jam sic privatus vestibus
Nos indue virtutibus. Amen.

(vgl. Cotovic. p. 156 ff.

17. Die Himmelfahrt, häufig so dargestellt, daß nur noch die Füße des Heilands sichtbar, der ganze übrige Körper aber schon von den Wolken verhüllt ist. — In manchen Kirchen aus älterer Zeit stellt das Altarbild die Himmelfahrt dar, während vorn am Eingang das Bild vom Sündenfall im Paradiese zu sehen ist, womit auf sehr passende Weise der Anfangs- und Endpunkt des Erlösungswerkes angedeutet ist.

18. Das Weltgericht, meist nach der Schilderung in den Evangelien dargestellt; rechts die Seligen, denen Engel aus den Gräbern helfen, links grauenvoll gestaltete Teufel, welche die Verdammten in den Höllenpfuhl herabziehen; hoch oben auf einem Thron in den Wolken Christus als Weltrichter, umgeben von einer Schaar von Engeln.

Nächstdem findet sich das Bild Christi aber auch bei mehreren Heiligen, von denen namentlich folgende daran kenntlich sind:

St. Joseph, der Pflegevater Jesu, das Kind tragend oder führend; außerdem durch Zimmermannsgeräthschaften kenntlich gemacht.

St. Simeon, als Greis, das Christuskind auf dem Arm, nach Luc. 2, 52 ff.

St. Christophorus, als Riese, das Christkind auf der Schulter, nach der bekannten Legende.

St. Augustinus, das Christkind vor sich, wie es mit einem Löffel Wasser aus dem Meer in ein Loch füllt. — Als er nämlich einst in tiefem Nachsinnen über das Mysterium der Trinität am Meere ging, sah er ein Knäblein mit dem Löffel Wasser aus dem Meere in ein kleines Loch füllen, und als er, da das Kind auf seine Frage, was es da mache, geantwortet hatte: „Ich will das Wasser des Meeres in dieses Loch füllen," ihm entgegnete: „Das geht nicht," ward ihm erwiedert: „Es geht wohl eher, als das, worüber du nachgrübelst," worauf das Kind vor seinen Augen verschwand.

St. Johannes Gualbertus, in der Tracht des von ihm gestifteten Cönobitenordens von Vallombrosa, das Bildniß Christi in der Hand haltend — denn wunderbarer Weise neigte es sich ihm zu, wenn er vor demselben betete.

St. Anselmus v. Canterbury, in bischöflicher Tracht, ein Buch in der Hand, Christum als Erscheinung vor sich, zur Erinnerung an seine berühmte Schrift: Cur Deus homo?

St. Antonius v. Padua, als Franciscaner, einen Lilienstengel und das Christuskindlein haltend. — Als er einst auf der Reise in einer Herberge übernachtete, bemerkte der Wirth in dem Zimmer des frommen Mönchs eine große Helle, und sah dann, wie ein kleines Jesuskind, das vorher auf einem Buch stand, von Antonius auf den Arm genommen wurde und ihn liebkoste.

St. Felix a Cantalicio, als Capuciner, das Christuskind tragend. — Er † 1587 zu Rom.

St. Hermann Joseph, als Prämonstratenser, Christum mit einem Beil vor sich. — Mit diesem wollte er ein Kloster ausrotten, weil die Mönche desselben ganz verderbt waren. Hermann Joseph aber betete für dasselbe so lange, bis er Gnade fand.

St. Veronica, das Schweißtuch mit dem Antlitz Christi haltend.

St. Hedwig, als Nonne, die Abzeichen ihres fürstlichen Standes neben sich, das Bildniß der Jungfrau Maria und des Christkindes tragend.

St. Lutgardis, als Aebtissin, in Cistercienser-Nonnentracht, erblindet; Christus am Kreuz vor ihr, der sie mit dem einen losgemachten Arm umarmt; (um 1246).

St. Katharina v. Siena, als Dominicaner-Nonne; Christus giebt ihr als Zeichen der Verlobung mit ihr einen Ring; (1380).

St. Katharina v. Bologna, als Clarissin, das Christkind auf dem Arm. — Maria gab nämlich der inbrünstig vor ihr Betenden einst das Kind in die Arme, worüber sie so erfreut war, daß ihre gebräunten Wangen von da an schön roth und weiß wurden. (1463)

St. Maria Magdalena de Pazzis, als Carmeliterin, von dem ihr erscheinenden Christus das Sacrament empfangend (1607).

VIII. Die Marienbilder.

Der Haupteinwurf, der von Seiten der Bilderfeinde gegen die Christusbilder gemacht werden konnte, fiel bei den Bildern der Jungfrau Maria weg. Bei ihr war von keiner göttlichen Natur die Rede, die der Darstellung ihrer äußerer Gestalt hätte im Wege stehen können. Gleichwohl blieb auch hier die Polemik nicht aus, und die nahe Beziehung, in welche die Marienbilder zu dem Dogma von Christus gebracht wurde, gab dem Kampf für sie eine ungleich höhere Bedeutung, als er an und für sich je hätte haben können.

Was die Verehrung der Maria betrifft, so finden sich die frühsten Spuren davon bei den Kollyridianerinnen, einer Secte von Weibern, deren Cultus von Thracien und Ober-Scythien südlich nach Arabien gedrungen war, und, nach Epiphanius*), darin bestand, daß man der Jungfrau Maria auf einem ihr geheiligten vierräderigen Stuhlwagen kleine Kuchen (*κολλυριδία*) unter Gebet und feierlicher Procession darbrachte, worauf zum Schluß der Feier alle von dem geopferten Kuchen genossen. Unwillkührlich wird man hierdurch an die christliche Abendmahlsfeier erinnert, weshalb auch Neander (Kirchengeschichte Bd. II. S. 727) in jenem Fest eine Uebertragung der Abendmahls-Oblationen auf den Mariendienst findet; ebenso sehr aber auch an die in ganz ähnlicher Weise gefeierten Thesmophorien zu Ehren der Demeter und an den Kanagnitischen Cultus der Himmelskönigin, der nach Jerem. 44, 15—25 darin bestand, daß bei dem ihr

---

*) ***Epiphan.*** haeres. 79, 1. *Ἡ αἵρεσις πάλιν (τῶν Κολλυριδιανῶν) ἐν τῇ Ἀραβίᾳ ἀπὸ τῆς Θράκης καὶ τῶν ἄνω μερῶν τῆς Σκυθίας ἀνεδείχθη. — Τινὲς γυναῖκες κούρικόν τινα κοσμοῦσαι ἤτοι δίφρον τετράγωνον ἁπλώσασαι ἐπ' αὐτὸν ὀθόνην, ἐν ἡμέρᾳ τινὶ φανερᾷ τοῦ ἔτους, ἐν ἡμέραις τισὶν ἄρτον προτιθέασι, καὶ ἀναφέρουσιν εἰς ὄνομα τῆς Μαρίας· αἱ πᾶσαι δὲ ἀπὸ τοῦ ἄρτου μεταλαμβάνουσιν.*

zu Ehren gefeierten Feste die Kinder das Holz zusammen lasen, die Männer das Feuer anzündeten, und die Weiber den Teig kneteten, um der Himmelskönigin die Opferkuchen zu backen. — Faßt man alles dies zusammen, so läßt sich kaum zweifeln, daß das Fest der Kollyridianerinnen eigentlich nichts anderes, als ein uraltes heidnisches Erntefest war. Schon oben in dem Abschnitt über den Bilderdienst im Heidenthum ist gezeigt worden, daß die Kanaanitische „Himmelskönigin", wie die Phönizische „Astarte", die Aegyptische „Isis" und die Griechische „Demeter" nur das empfangende und hervorbringende weibliche Princip war, das man einerseits mit dem Monde, andrerseits mit der Erde identificirte. Insofern nun jede neue Ernte als Geschenk dieser mütterlich sorgenden Göttin angesehen wurde, verstand es sich von selbst, daß man die ersten, aus dem neuen Getreide gebackenen Brote ihr zum Opfer darzubringen hatte, und von einer solchen Opferhandlung scheint in der angeführten Stelle des Jeremias die Rede zu sein. Je weiter nun der Cultus dieser Göttin im Heidenthum verbreitet war, und je mehr das ihr zu Ehren gefeierte Erntefest auf dem natürlichen Gefühl der Dankbarkeit beruhte, desto leichter läßt sich begreifen, wie schwer sich die Heiden, auch wenn sie bereits zum Christenthum bekehrt waren, von einem solchen trennen konnten. Was Wunder, wenn namentlich Fraueu — und bei den Hauptfesten der Demeter waren gerade sie die Hauptpersonen — sich dasselbe zu erhalten suchten. Die christliche Kirche wollte nun zwar von der Verehrung einer „Mutter der Götter", wie die Demeter bei den Phrygiern hieß, nichts wissen; aber indem sie lehrte, daß Christus kein bloßer Mensch, sondern zugleich wahrer Gott gewesen sei, schien sie wenigstens indirect zu erklären, daß man die Maria für die Mutter eines Gottes zu halten habe, und dies mochte jenen Kollyridianerinnen genügen, um sich für vollkommen berechtigt zu halten, ihren Astarte- oder Demetercultus auf sie überzutragen. Die Angabe des Epiphanius wenigstens, daß sie jenes Marienfest an einem Tage im Sommer feierten, läßt vermuthen, daß es eine Art Früherntefest war, wie es im Orient ziemlich allgemein gefeiert zu werden pflegte; und wenn von Seiten der Kirche selbst das Abendmahl zum Andenken an den Sohn in der Weise begangen wurde, daß die Gläubigen von einem geweihten und zum Opfer dargebrachten Brot aßen, wie natürlich mochte es da jenen Frauen scheinen, daß sie auch zu Ehren der Mutter ein ähnliches Fest feiern müßten.

Die Kirchenlehrer konnten damit allerdings nicht einverstanden sein; denn sie mußten sich bald überzeugen, daß der Mariencultus der Kollyridianerinnen, den Namen abgerechnet, nichts anderes, als der alte heidnische Demetercultus war. Aber so ganz entschieden jede Verehrung der Maria zu verwerfen, sie allen übrigen Sterblichen vollkommen gleich-

zustellen und ihr jede höhere Würde abzusprechen, schien auch wieder bedenklich. Denn das konnte man leicht für eine Billigung der Ansicht der Antidikomarianiten halten, welche in Maria eine ganz gewöhnliche jüdische Frau sahen, ihre beständige Jungfrauschaft entschieden verwarfen, und zum Beweise sich darauf beriefen, daß sie nach der Geburt Jesu noch mehrere andere Kinder geboren, die im Neuen Testament als die Brüder Jesu genannt würden. Dies aber wollte und konnte man von Seiten der Kirche nimmermehr zugeben. Die zur Mutter des Weltheilands auserkorene Jungfrau konnte nicht späterhin zu einer gewöhnlichen Ehefrau, und das Wunder der Geburt Jesu nicht durch die Geburt anderer Kinder verdunkelt werden. Vielmehr mußte sie, wie vorher, so auch nachher Jungfrau und das Ideal jungfräulicher Keuschheit bleiben. Daher erklärte man die „Brüder Jesu“ für Söhne des Joseph aus seiner ersten Ehe, und begnügte sich, indem man die Meinung der Antidikomarianiten entschieden zurückwies, in Betreff der Kollyridianerinnen mit der Erklärung, daß Maria allerdings geehrt, aber nicht göttlich verehrt werden soll, da die göttliche Verehrung nur dem Vater, Sohn und heiligen Geist zukomme. *)

Hiermit war jedoch die Streitfrage noch keinesweges erledigt, da die Ansicht über die Mutter Christi im engsten Zusammenhang mit dem Dogma von seiner Person stand. Brauchte man in der That doch nur zu vernehmen, wie sich Jemand über Maria aussprach, um zu wissen, wie er über Christum dachte. Die eifrigsten Gegner im Judenthum, die von ihm nichts wissen wollten, sprachen auch von ihr in den entehrendsten Ausdrücken, und die Geburt Jesu ohne Zuthun des Joseph war ihnen kein anbetungswürdiges Wunder, sondern ein nur allzunatürliches Ereigniß. Die Gnostiker, denen nur der Aeon Christus als der vom Himmel hernieder gekommene Erlöser, der Mensch Jesus dagegen wenig oder nichts galt, konnten ihrer Ansicht gemäß in Maria nur eine ganz gewöhnliche jüdische Frau sehen, und war gar die Menschengestalt Christi nur ein dann und wann angenommener Scheinkörper, so stand Maria außer aller Beziehung zu dem Erlöser. Auch die Arianer konnten an ihr nichts Besonderes finden. Denn nach ihrer Ansicht war sie nur die Mutter eines Sohnes, der sich durch seine eigenen Verdienste um die Menschheit einen unvergänglichen Namen erworben und in Folge seines bis zum Tode sich bewährenden Gehorsams von Gott zu göttlicher Ehre erhoben worden war. In ziemlich gleicher Weise mußten

---

*) *Epiphan.* haer. 79, 7. Ἐν τιμῇ ἔστω Μαρία, ὁ δὲ Πατὴρ καὶ Υἱὸς καὶ Ἅγιον Πνεῦμα προςκυνείσθω· τὴν δὲ Μαρίαν οὐδεὶς προςκυνείτω.

die Nestorianer urtheilen, und wenn Nestorius die Maria nur Mutter Christi, nicht Mutter Gottes genannt wissen wollte, so geschah dies nur, um den Gedanken, daß Christus, inwiefern er von ihr geboren war, bloßer Mensch gewesen, in möglichst milder Weise auszudrücken. Seinen Gegnern entging dies auch keineswegs, und das Concil zu Ephesus (431) drang nur darum so entschieden auf den Ausdruck „Mutter Gottes", weil Christus, wenn er überhaupt wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich war, von Anfang an es habe sein müssen [1]).

Der Kampf für Maria und ihre, um diese Zeit zum Vorschein kommenden Bilder war also eigentlich zugleich ein Kampf für das Dogma von den beiden Naturen in Christo, und die Marienbilder selbst hatten sonach christologische Bedeutung. Die Madonna mit dem Kinde sollte eine Demonstration gegen die Irrlehre sein, als sei der Gottessohn nicht auch zugleich wahrer Mensch gewesen, und eben diesen Zweck hatten zum großen Theil auch die Darstellungen des Kindes in der Krippe zu Bethlehem. Die Bilder dagegen, welche sie in himmlischer Glorie darstellten, sollten auf der andern Seite dem Irrthum wehren, als sei sie nicht in Wahrheit die Mutter des Gottessohns, sondern eines bloßen Menschen gewesen, und die ihr gezollte Verehrung der thatsächliche Beweis für die Anerkennung der wahren Gottheit und Menschheit Christi sein. Nur von diesem Gesichtspunkt aus läßt sich der Eifer begreifen, mit welchem für die Verehrung und die Bilder der Maria gestritten wurde; und wie viele fremdartige Elemente auch späterhin in den Bereich ihres Cultus eindrangen, nimmer hätte er sich so dauernd erhalten können, wenn er nicht jene dogmatische Bedeutung zur Grundlage gehabt hätte.

Die ältesten Marienbilder schließen sich genau an die alten Christusbilder an; denn nach der von Johannes Damascenus mitgetheilten Tradition soll Christus, (ein Mann von stattlichem Wuchs, mit zusammengewachsenen Augenbrauen, schönen Augen, großer Nase, krausem Haupthaar, schwarzem Bart, von gelblicher Gesichtsfarbe, mit langen Fingern) durchaus seiner Mutter ähnlich gewesen sein, und aus einer Notiz bei Theodorus Lector [2]) und Nicephorus Kal-

---

[1]) Die Bekenntnißformel des Concils war in dieser Beziehung bekanntlich folgende: *Ὁμολογοῦμεν τὴν ἁγίαν πάρθενον θεοτόκον, διὰ τὸ τὸν θεὸν Λόγον σαρκωθῆναι καὶ ἐνανθρωπῆσαι, καὶ ἐξ αὐτῆς τῆς συλλήψεως ἑνῶσαι ἑαυτῷ τὸν ἐξ αὐτῆς ληφθέντα ναόν.*

[2]) ***Theodor. Lect.*** p. 509. *Ἡ Εὐδοκία τῇ Πουλχερίᾳ τὴν εἰκόνα τῆς θεομήτορος, ἣν ὁ ἀπόστολος Λουκᾶς καθιστόρησεν, ἐξ Ἱεροσολύμων ἀπέστειλεν.*

listus *) erfahren wir, daß das erste und authentische Bild der heiligen Jungfrau von dem Evangelisten Lukas herrührt, der auch Christum und die Hauptapostel gemalt habe. —

Dieses, der Tradition nach von Jerusalem zunächst nach Konstantinopel, und wenn es mit dem Glauben des russischen Volkes anders seine Richtigkeit hat, um 1150 nach Wladimir gekommene und seit 1451 in Moskwa befindliche Marienbild, von welchem alle anderen nur möglichst treue Copien waren, stellt die Mutter des Heilands mit unverkennbar orientalischen Zügen in dem Alter zwischen 40—50 Jahren dar, und so paßte es in der That auch am besten zu dem Christusbilde. Da nämlich in jeder griechischen Kirche an der Bilderwand auf der einen Seite ein Christus-, auf der andern ein Marienbild hängen muß, und das erstere den Erlöser in einem Alter von 30 Jahren darstellt, so mußte die Mutter, die, wie in dem Protevangelium Jacobi gemeldet wird, im Alter von 12 Jahren mit Joseph verlobt wurde, als Frau von mindestens 40 Jahren dargestellt sein.

Der Erste, welcher den bis auf seine Zeit allein geltenden byzantinischen Styl, der sich von Konstantinopel eben so wohl nördlich nach Rußland, als westlich nach Italien verbreitet hatte, etwas zu modificiren und den Formen einer idealen Schönheit näher zu bringen suchte, war der hochberühmte Giovanni Cimabue, geboren um 1240 zu Florenz und Schüler zweier griechischen Maler, die vom Senat nach Florenz berufen worden waren, um eine Kapelle in der Kirche di Santa Maria Novella zu malen. Mit Recht hebt die Kunstkritik einen großartigen, wenngleich noch trockenen und steifen Styl, strenge und wahre Zeichnung und eine gewisse Natürlichkeit und Lebendigkeit als das Hauptverdienst des großen Meisters hervor, in welchem sie den Vermittler zwischen der alten und neuen Malerei ehrt. Ebenso beachtungswerth aber ist es für den Theologen, daß die Jungfrau Maria von jener Zeit an immer jünger dargestellt wird, bis sie endlich gegen Ende des Mittelalters fast als Mädchen von 15—20 Jahren erscheint, was jedenfalls nur Illustration des Dogma's von ihrer fortwährenden Jungfräulichkeit sein sollte.

Von anderweitigen Darstellungen sind vornehmlich folgende zu erwähnen:

---

*) *Niceph. Call.* Hist. eccl. II, 43. *Φασὶ δὲ αὐτὸν πρώτιστον τήν τε Χριστοῦ εἰκόνα καὶ τῆς αὐτὸν θεοπρεπῶς τεκούσης, ἔτι δὲ καὶ τῶν κορυφαίων ἀποστόλων, διὰ ζωγραφικῆς ἱστορῆσαι τέχνης κἀντεῦθεν εἰς πᾶσαν τὴν οἰκουμένην τὸ τοιοῦτον εὐσεβὲς καὶ πάντιμον ἔργον ἐξενεχθῆναι.*

1) Maria mit dem weitem Mantel der Gnade, als Fürbitterin;

2) Maria, auf dem Monde stehend, einen Stern auf ihrem Haupte, oder auch eine Krone von zwölf Sternen;

3) Maria mit dem Kinde, von einer strahlenden Sonne umgeben, auf dem Haupt eine Krone von zwölf Sternen, ein Scepter in der andern Hand und zu ihren Füßen den Mond, der auf der Erdkugel steht, um welche sich eine Schlange windet, mit dem Apfel im Maule.

Unstreitig haben die beiden letzteren Darstellungen ihren Grund in der Beschreibung des Sonnenweibes, von dem es in der Offenb. 12, 1 ff. heißt: „Und es erschien ein großes Zeichen im Himmel: Ein Weib mit der Sonne bekleidet und den Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen. Und sie war schwanger und schrie und war in Kindesnöthen. — Und siehe, ein großer rother Drache, der hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Häuptern sieben Kronen. — Und der Drache trat vor das Weib, die gebären sollte, auf daß, wenn sie geboren hätte, er ihr Kind fräße. Und sie gebar einen Sohn, ein Knäblein, der alle Heiden sollte weiden mit der eisernen Ruthe.“ — Der Drache erinnerte zu sehr an die Schlange im Paradiese, und das Knäblein, das alle Heiden weiden soll, an Christum, als daß man nicht bei dem Sonnenweibe hätte an Maria denken sollen, und unleugbar steht es mit dieser Darstellung in Verbindung, daß man sie als die Himmelskönigin (Regina coeli) verehrte. Da man ferner die Kirche als „Mutter“ zu betrachten gewohnt war, und auch der heiligen Jungfrau der Name „Mutter“ zukam, so konnte es leicht geschehen, daß man einerseits die Kirche unter dem Bilde der Jungfrau personificirte, andrerseits die symbolischen Attribute der ersteren auf die Marienbilder übertrug. Vielleicht beruht auch die Verehrung der Maria als Schutzpatronin der Schiffer und die darauf sich gründende Vermählungsfeier des Dogen von Venedig mit dem Adriatischen Meere darauf, daß das Symbol der Kirche ein Schiff war. Der mystischen Theologie genügte es allerdings, daß es 1. Mos. 1, 10 in der Vulgata hieß: „Et congregationem aquarum vocavit Maria“, um zwischen Maria und dem Meere eine Menge sinniger und unsinniger Vergleiche anzustellen. Aber die schon in alten Marienhymnen vielfach angedeutete und von dem Volk so bereitwillig aufgenommene Vorstellung von einer specielleren Beziehung, zwischen dem Meer und der Jungfrau Maria, muß jedenfalls eine bessere Grundlage gehabt haben, als eine solche etymologische Spielerei.

4) Maria als schmerzhafte Mutter (mater dolorosa), von

zwei Schwertern durchbohrt, mit Beziehung auf Luk. 2, 35: „Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen."

Verbunden ist damit häufig die vollständige Darstellung der

	sieben Schmerzen und	sieben Freuden Mariä.
1.	die Beschneidung Christi,	die Verkündigung,
2.	die Flucht nach Aegypten,	die Heimsuchung,
3.	die Verlierung Jesu im Tempel,	die Geburt Christi,
4.	die Kreuztragung Jesu,	die Anbetung der Weisen, oder der heil. drei Könige,
5.	die Kreuzigung,	die Auferstehung Christi,
6.	die Abnahme vom Kreuz,	die Ausgießung des heil. Geistes,
7.	die Grablegung.	die Krönung durch Gott den Vater und Sohn.

Eine einfachere Hinweisung auf die sieben Schmerzen ist es, wenn Maria unter dem Kreuze stehend mit sieben Schwertern im Herzen dargestellt wird.

Von Darstellungen einzelner Scenen aus ihrem, durch apokryphische Evangelien und Legenden mannigfach ausgeschmückten Leben sind namentlich folgende zu erwähnen:

1) Maria, als dreijähriges Kind, die fünfzehn Stufen des Tempels allein hinaufsteigend, da sie nach den apokryphischen Berichten dies wirklich gethan, und einmal in dem Tempel, gar nicht mehr fortgewollt haben soll.

2) Maria, in ihrem zwölften Jahre mit Joseph verlobt. — Joseph hat auf diesen Bildern, die besonders in Karmeliterklöstern gebräuchlich waren, in der Regel einen Stab in der Hand, aus dem oben eine Blume hervorsprießt. Denn dies war das Wahrzeichen, an welchem der Hohepriester den erkennen sollte, welchem er die Jungfrau zuzuführen hätte.

3) Mariä Verkündigung: gewöhnlich so dargestellt, daß sie von dem Engel begrüßt wird, während sie vor dem Betpult kniet; bisweilen auch im Garten sitzend, ein Einhorn (das Symbol ihrer Jungfräulichkeit) im Schoße.

4) Mariä Heimsuchung: in der Regel sind es nur die beiden Frauen, Elisabeth, die bejahrte, und Maria, die jugendliche, welche im Zustande hoher Begeisterung das Lob Gottes verkündigend dargestellt werden.

5) Mariä Reinigung, oder die Darstellung Christi im Tempel, bei welcher der greise Simeon nicht fehlen darf.

6) Mariä Himmelfahrt (Assumptio, Dormitio, Pausatio, Transitus, Requies), in der Regel so dargestellt, daß die Leiche auf dem Sterbebett liegt, während die emporschwebende Seele von Christus

unter Begleitung von allen Engeln und Erzengeln im feierlichen Pomp in den Himmel abgeholt wird.

Außerdem giebt es größere und kleinere cyclische Darstellungen, welche sich speciell an die Rosenkranzandacht anschließen, und zu deren Verständniß eine genauere Kenntniß der bei der letzteren üblichen Praxis erforderlich ist. Sie besteht der Hauptsache nach in Folgendem.

Entsprechend den 150 Psalmen im Davidischen Psalter soll 150 Mal der englische Gruß gebetet werden, und diese 150 Ave Maria sollten für den ungebildeten Theil des Volkes das Surrogat für den Psalmengesang sein, der den Geistlichen durch die Brevierandacht vorgeschrieben ist, und an dem es keinen Antheil nehmen konnte. Wegen dieser Aehnlichkeit mit dem Psalter hieß daher auch der Rosenkranz „Psalterium Marianum", und daß es der englische Gruß war, den man auf solche Weise zum Hauptgebet machte, hat seinen Grund darin, weil er der eigentliche Anfangspunkt der Offenbarung des Rathschlusses der Erlösung war.

Vor dem Beginn des 150maligen Ave Maria soll das Credo gebetet, hinter je 10 Ave Maria ein Vaterunser eingeschaltet, und zum Schluß, nach dem 150sten Ave Maria wiederum das Credo, ein Vaterunser und noch drei Ave Maria gebetet werden. Demgemäß müßte nun eine für die vollständige Rosenkranzandacht ausreichende Perlenschnur [1]) eigentlich nächst den 150 Marienpsalter-Perlen noch 17 Paternoster-, 2 Credo- und 3 Ave Mariaperlen enthalten, im Ganzen also 172 Perlen. In der Regel enthalten jedoch die Schnüre nur den dritten Theil davon, nämlich 50 Ave Maria- und 5 Paternosterperlen, zu denen die den Anfang und den Schluß bildenden 2 Credo-, 1 Paternoster- und 3 Ave Mariaperlen hinzukommen, so daß die Schnur dreimal herum gebetet werden muß, wenn es die vollständige Rosenkranzandacht [2]) sein soll. Zu dieser gehört übrigens auch noch die „Einlegung

---

[1]) Die Sitte, die zu sprechenden Gebete durch kleine Kugeln oder Perlen zu bezeichnen, soll, der gewöhnlichen Annahme zufolge, von den Arabern entlehnt und durch Peter von Amiens um die Zeit des ersten Kreuzzuges in den Occident verpflanzt worden sein. Indeß erzählt doch schon Sozomenus (Hist. eccl. VI. c. 29.) von einem gewissen Paulus, der es sich zum Gesetz gemacht hatte, täglich dreihundert Gebete zu sprechen, und daher, um sich in der Zahl nicht zu irren, dreihundert Steinchen in seinen Schoß nahm, von denen er bei jedem Gebet eins wieder heraus warf.

[2]) Verschieden davon ist der s. g. mittlere Rosenkranz mit 63 (Zahl der Lebensjahre Mariä) Ave Maria- und 7 Paternosterperlen, und der kleine, die s. g. Krone, welche (wegen der 33 Lebensjahre Christi) 33 Ave Maria- und (wegen seiner 5 Wunden) 5 Paternosterperlen enthält. Eine noch andere An-

der Geheimnisse", deren es fünfzehn giebt, fünf freudenreiche, fünf schmerzhafte und fünf glorreiche. Die fünf freudenreichen bestehen darin, daß man nach den Worten: „Gebenedeyet ist die Frucht deines Leibes, Jesus" folgendes einschaltet: 1) den du, o Jungfrau, vom heil. Geist empfangen hast; 2) den du, o Jungfrau, über das Gebirge, zu Elisabeth getragen; 3) den du, o Jungfrau, geboren hast; 4) den du, o Jungfrau, im Tempel aufgeopfert hast; 5) den du, o Jungfrau, im Tempel gefunden hast. — Die fünf schmerzhaften bestehen in folgenden Einschaltungen: 1) der für uns Blut geschwitzt hat; 2) der für uns gegeißelt worden; 3) der für uns mit Dornen gekrönt worden; 4) der für uns das schwere Kreuz getragen; 5) der für uns gekreuzigt worden; und die fünf glorreichen in folgenden Zusätzen: 1) der von den Todten auferstanden; 2) der aufgefahren gen Himmel; 3) der uns den heiligen Geist gesendet; 4) der dich, o heilige Jungfrau, in den Himmel aufgenommen; 5) der dich, o Jungfrau, im Himmel gekrönt hat. — Daß diese fünfzehn „Geheimnisse" sowohl einzeln, als in ihrer Gesammtheit vielfach von den Malern dargestellt worden, ist bekannt.

Von Heiligen, auf deren Bildern die Jungfrau Maria zu sehen ist, sind besonders folgende zu nennen:

St. Joachim, die heil. Jungfrau als Kind auf dem Arm; einen Korb mit Tauben zur Seite. — Der Tradition zufolge war er der Vater Maria's, und die beiden Tauben beruhen auf der Voraussetzung, daß auch die Eltern Maria's zu arm waren, um für die ihnen geborne Tochter ein größeres Opfer darbringen zu können.

St. Gregor d. Gr., als Papst; Christus und die Jungfrau Maria ihm erscheinend. — Seiner Frömmigkeit wegen soll er häufig dergleichen Visionen gehabt haben.

St. Johannes Damascenus, dem die heil. Jungfrau die abgehauene Hand wieder anheilt. — In dem Bilderkrieg unter Leo, dem Isaurier, ward nämlich eine Schrift zur Vertheidigung der Bilder verbreitet, als deren Verfasser man dem Kaiser den Johannes von Damascus nannte. Aufs höchste entrüstet gab er daher Befehl, ihm die

---

dachtsweise ist das von St. Franciscus den Laienmitgliedern des Franciscanerordens vorgeschriebene Officium laicorum, das er in seiner Ordensregel c. 3. folgendermaßen feststellt: Laici dicant *Credo in unum Deum* et XXIV. *Pater noster* cum *Gloria Patri.* Pro Tertia, Sexta, Nona, pro qualibet istarum VII *Pater noster* cum *Gloria Patri.* Pro Vesperis autem duodecim; pro Completorio septem et *Credo* cum *Gloria Patri.* Pro mortuis VII *Pater noster* cum *Requiem aeternam.* Et pro defectu et negligentia fratrum tria *Pater noster* qualibet die.

Hand abzuhauen, die ihm aber von Maria zum Dank für die kräftige Vertheidigung der Bilder alsbald wieder angeheilt wurde.

St. Anselmus v. Canterbury, als Bischof, Christum und Maria als Erscheinung vor sich. — Auch hier kann man, wie bei St. Gregor, annehmen, daß dabei auf wirkliche Visionen hingedeutet sein soll. Gleichwohl ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß die Künstler auf solche Weise nur andeuten wollten, wie treu diese Bischöfe die Lehre der Kirche in ihrer Reinheit und Lauterkeit festhielten. Denn in dem Dogma von Christus und seiner Mutter Maria concentrirte sich ja eigentlich die ganze Christologie.

St. Ildefonsus, als Bischof, von Maria ein weißes Meßgewand empfangend. Er war Bischof von Toledo (667) und ein eifriger Vertheidiger der Lehre von der Jungfräulichkeit Mariä, und diese machte ihm zum Dank dafür einst am Morgen des Festtags ihrer Himmelfahrt (15. Aug.), als er eben in der Kirche auf seinem bischöflichen Stuhl saß, mit jenem Meßgewand ein Geschenk.

St. Bernhard v. Clairvaux, als Cistercienser; die Jungfrau mit dem Kinde vor ihm, die ihm die Brust giebt. — Seiner wunderbaren Beredsamkeit wegen hatte er den Beinamen „Doctor mellifluus", was sonst in der Regel durch einen seitwärts stehenden Bienenkorb (Symbol der Beredsamkeit) angedeutet, bisweilen aber auch, namentlich im spätern Mittelalter in der Weise veranschaulicht wird, daß Maria ihn an ihren eigenen Brüsten saugen läßt.

St. Johannes a Cruce, als Carmelitermönch, eine kleine Statue der Jungfrau in der Hand. — Er war ein spanischer Mönch und bekannt als mystischer Philosoph und Dichter, der besonders in dem Lobe der Jungfrau unerschöpflich war († 1591).

St. Hyacinthus, als Dominicaner, in der einen Hand eine Statue der Jungfrau, in der andern einen Hostienkelch. — Er war ein Schüler des Dominicus und besonders in Rußland als Apostel thätig. Die beiden Attribute beziehen sich darauf, daß er bei der Zerstörung von Kiew durch die Tataren (1241) mit diesen Heiligthümern mitten durch das feindliche Lager unversehrt hindurchging.

St. Amadeus v. Savoyen, in fürstlicher Tracht, von Maria ein Paar Handschuhe empfangend — wohl nur der symbolische Ausdruck des Gedankens, daß er, ebenso fromm als ritterlich gesinnt, würdig gewesen sei, von der Himmelskönigin selbst die Handschuhe zu erhalten.

St. Anna, die Mutter Mariä, entweder das Kind auf dem Arm, oder sich sonstwie mit ihm beschäftigend; auf einigen Bildern lehrt sie es im Gebetbuch lesen. Bisweilen hat sie auch beide Kinder, Maria

und Jesum, auf den Armen, oder sie trägt Maria und diese wiederum das Christkind auf dem Arm.

St. Maria Magdalena de Pazzis, als Carmeliter-nonne, von Maria einen weißen Schleier empfangend, — weil ihre Wahl des Klosterlebens eine Eingebung der heiligen Jungfrau war (1607).

Wie sehr man es seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften und Künste sowohl bei Ensemblegemälden, als bei den einfachen Madonnen-bildern als die höchste Aufgabe der Kunst betrachtete, die Mutter des Erlösers mit den schönsten Reizen jungfräulicher Anmuth und Holdselig-keit auszustatten, beweisen die zahlreichen Meisterwerke der gefeiertsten Künstler. Gleichwohl sind es nicht diese, sondern jene ziemlich unschein-lichen, alterthümlichen und handwerksmäßig gemalten Muttergottesbilder, die von der wundergläubigen Andacht mit den kostbarsten Weihgeschenken reich ausgestattet, durch deren Besitz manche Wallfahrtsorte weithin be-rühmt geworden, und zu denen sich der Hülfe Suchende in seiner Noth mit besonderem Vertrauen hinwendet. Die berühmte „Madonna der Könige“ in einer Kapelle der Kathedrale zu Malaga in Spa-nien, sogenannt, weil Ferdinand und Isabella dieses Marienbild stets mit sich führten, und alle ihre Siege ihm verdankten, hat in künstlerischer Hinsicht durchaus keinen besonderen Werth. Gleiches gilt von dem Bilde der Jungfrau von Guadeloupe, aufgestellt in einer prachtvoll ausgestatteten Kirche, zwei Stunden von Mexiko, das auf groben Agave-Bast ganz schlecht gemalt, und wegen der schwärzlich braunen Gesichts-farbe, welche die Jungfrau auf demselben hat, als die „Madonna der Eingeborenen“ bekannt und berühmt ist. Wegen ihrer ausgezeichneten militairischen Verdienste wurde sie in dem Freiheitskampfe der Indianer gegen die Spanier sogar zur Generalfeldmarschallin ernannt, und bezog, weil sie sich gegen die Vierge de los remedios (Jungfrau der Gnaden) der Spanier so äußerst brav hielt, auch wirklich 14 Jahre hindurch (bis 1824) Generalfeldmarschallsgehalt.

Ganz denselben schweren, dunklen Ton in der Farbe und denselben reizlosen und starren byzantinischen Typus haben auch alle andern, als „wunderthätig“ bekannten, und darum mit Goldputz und Per-lenschmuck oft überreich ausgestatteten Muttergottesbilder, namentlich in der russischen Kirche, welche der von Byzanz her überkommenen Ueber-lieferung am meisten treu geblieben ist, und deren Bilder daher im fol-genden Abschnitt genauer betrachtet werden sollen.

IX. Die Russischen Heiligenbilder.

Ehe sich Wladimir d. Gr., der erste russische Fürst, der das Christenthum selbst annahm und zur Staatsreligion machte, für irgend einen bestimmten Glauben entschied, hatte er, um möglichst sicher zu gehen und im Einverständniß mit seinem Volke zu handeln, zehn weise und verständige Männer ausgewählt und ihnen aufgetragen, die Gottesdienste der verschiedenen Völker selbst anzusehen und zu prüfen. Es geschah. Aber weder die armseligen Moscheen und der traurige Gottesdienst mit den grämlichen Gesichtern der muhammedanischen Bulgaren, noch die ärmlichen Kirchen und der prunklose lateinische Gottesdienst der Katholiken in Mähren oder Polen, wohin die Gesandten gekommen waren, um den römisch-katholischen Glauben kennen zu lernen, hielten einen Vergleich mit dem feierlichen Gottesdienst in der majestätischen Sophienkirche zu Konstantinopel aus, von welchem der griechische Kaiser sie Zeuge sein ließ. Der helle Glanz der Lichter, der Duft der emporwirbelnden Weihrauchwolken, die harmonischen Stimmen von Sängern, die, dem Auge unsichtbar und nur dem Ohr vernehmbar, an die Chöre seliger Geister erinnerten, die ehrwürdigen Priester in ihren prächtigen Gewändern, das geheimnißvolle Oeffnen und Verschließen der heiligen Thüren in der Altargitterwand — alles das erfüllte sie mit einem so heiligen Schauer und so seligem Entzücken, daß sie ausriefen: „Wahrlich, in diesem Tempel wohnt der Allerhöchste; eure Religion ist die wahre!“ Nach Kiew zurückgekehrt schilderten sie dem Fürsten die Schönheit und Erhabenheit des griechischen Gottesdienstes, und bald waren er und seine Bojaren, zumal da man sich erinnerte, daß schon Olga, Wladimir's Großmutter, dem griechischen Glauben zugethan gewesen und in Konstantinopel getauft worden, entschlossen, diesem Beispiel zu folgen. Im Jahre 988 fand die Taufe des Fürsten und der Vornehmsten des Reichs statt. Bald darauf wurde auch das Volk auf des Fürsten Befehl schaarenweise getauft, und in Kurzem standen statt der bisherigen Tempel des heidnischen Donnergottes Perun christliche Kirchen da, ganz so eingerichtet, wie die griechischen, in denen der Gottesdienst nach griechischer Weise gehalten wurde.

Natürlich durfte in ihnen auch der griechische Bilderschmuck nicht fehlen, und sobald die auf Wladimir's Befehl (von griechischen Baumeistern) erbaute steinerne Kirche „zur heiligen Mutter Gottes" in Kiew fertig war, ließ sie der Fürst auch mit Bildern, die er aus Griechenland hatte kommen lassen, festlich ausschmücken.

Ebenso wurde die Kirche des großen Höhlenklosters zu Kiew, das aus der kleinen Höhle entstanden war, die sich Hilarion, ein Presbyter zu Berestow gegraben hatte, um dort seine Andachtsübungen zu halten, im J. 1083 unter dem Abt Nicon mit Bildern ausgeschmückt, zu deren Anfertigung Maler aus Konstantinopel verschrieben worden waren; und wenn es in dem Kiew'schen Paterikon [1]) (fol. 89. f.) weiterhin heißt, daß in der Nähe dieses Klosters 1088 ein zweites „zur Mutter Gottes von Blacharnä" gestiftet worden sei, zur dankbaren Erinnerung an ihre wunderbare Erscheinung vor jenen Malern, so soll damit eben angedeutet sein, daß die von ihnen gemalten Muttergottesbilder dem Blacharnensischen vollkommen glichen, was man sich nicht anders erklären zu können glaubte, als daß die Mutter Gottes wunderbarer Weise aus dem Rahmen des Bildes herausgetreten und den Malern erschienen sei.

Von da an scheint in dem Kiew'schen Höhlenkloster, das überhaupt für Rußland die Wiege der Wissenschaften und Künste war, auch die Malerei eifrig getrieben worden zu sein, und schon um das Jahr 1090 ist ein dortiger Mönch Alypius als Arzt und Maler von Heiligenbildern berühmt. Da es jedoch wahrscheinlicher ist, daß er ein geborner Grieche war, und auch in den folgenden drei Jahrhunderten kein Nationalrusse als Maler von Heiligenbildern genannt wird, so wird man nicht mit Unrecht den Mönch Andreas Rublew in Moskwa (um 1400) als den ersten russischen Heiligenbildermaler von Bedeutung betrachten dürfen Denn seine Bilder wurden zugleich so vortrefflich gefunden, daß sie noch 1551 in dem Stoglawnik [2]) als Muster für alle anderen Maler vorgeschrieben wurden. „Die Bischöfe, heißt es in diesem, sollen darauf sehen, daß die Bilder nach alten griechischen Mustern oder nach denen von Andreas Rublew und anderer berühmter Künstler gemacht würden;

---

1) Es enthält dasselbe die Biographien der berühmten Aebte und Mönche des Kiew'schen Höhlenklosters. Die erste, in der Druckerei des Klosters selbst erschienene Ausgabe vom J. 1661. nennt als Verf. „den heil. Nestor, den heil. Simon und den heil. Polykarp, Archimandriten des Höhlenklosters.

2) *Stoglawnik* von sto (hundert) und glawa (caput), ein unter dem Zaren Iwan IV. Wassiljewitsch verfaßtes Kirchengesetzbuch, dessen Inhalt die 100 Kapitel bilden, in denen die versammelten Bischöfe dem Zaren auf die 69 Fragen, die er ihnen vorgelegt hatte, antworteten.

und mit diesem heiligen Geschäft sollen sich nur diejenigen beschäftigen dürfen, die der Zar und die Geistlichkeit um ihrer Geschicklichkeit und ihres untadelhaften Lebens willen für würdig dazu halten; zum Lohn für ihre Arbeit sollen sie sich mit der allgemeinen Hochachtung begnügen.

Wer hierbei an die Malerei als Kunst denkt, wird natürlich unwillkührlich lächeln müssen. Denn welcher Künstler möchte als solcher wohl Maler sein, wenn er nur malen dürfte, was längst vorher schon da gewesen, und nur in derselben Weise, wie es von den früheren Malern fort und fort gemalt worden ist? Bei den Ikonen der russischen Kirche aber sind dergleichen künstlerische Bedenklichkeiten nicht am Orte, und wenn irgendwo, so muß man hier einen Unterschied zwischen kirchlichen Gemälden oder künstlerischen Darstellungen einzelner Personen und Scenen aus der heiligen Geschichte und eigentlichen Heiligenbildern machen. Bei jenen hat die Phantasie des Künstlers freien Spielraum, und unbedenklich mag er den darzustellenden Personen in Miene und Stellung denjenigen Ausdruck geben, der ihm, am geeignetsten scheint, um in dem Gemüth des Zuschauers diese oder jene Gefühle zu wecken. Nicht so bei diesen. Hier gilt es nicht, eine Madonna darzustellen, wie sie, mit allen Reizen jungfräulicher Schönheit und heiliger Andacht prangend, ausgesehen haben könnte, sondern wie sie wirklich ausgesehen hatte, und nur bei jenen, den byzantinischen Typus treu wiedergebenden Bildern verbürgt sich die Kirche für die Aehnlichkeit.

Dazu kommt außerdem noch der Werth, den auch hier die berühmteren dieser Bilder vermöge ihrer Wunderkraft für den Gläubigen haben, und eine Kirche, ein Kloster oder ein Privatmann, der ein Marienbild beim Maler bestellte, wollte nicht das willkürliche Phantasiebild des Künstlers, sondern die treue Copie dieses oder jenes bestimmten Muttergottesbildes, das, mochte es auch äußerlich unscheinlich und durch die Länge der Jahre bereits ganz geschwärzt sein, dafür seit Jahrhunderten als wunderthätig berühmt war.

Zu den bekanntesten Bildern dieser Art, die äußerlich einander ziemlich gleich, nur durch die Namen der Städte, die im Besitz der Originale, und durch die verschiedenen Wunder, welche ihnen beigelegt werden, verschieden sind, gehören namentlich folgende:

1. Das Muttergottesbild von Nowgorod.

Als nämlich Andreas Bogolubskj, der Großfürst von Wladimir, entrüstet über die trotzige Willkühr, mit der die Einwohner von Nowgorod ihre Fürsten behandelten, im J. 1170 mit seinem Heere vor ihren Thoren erschien, und die Belagerten keine Rettung mehr sahen, da hielt der Erzbischof Elias mit der gesammten Geistlichkeit der Stadt in der großen Noth eine feierliche Procession, und trug unter den wehmüthigen Bittgesängen der Aebte, Mönche und Priester und den ängstlichen Seufzern

und Gebeten des verzweifelnden Volkes das Muttergottesbild seiner Kathedrale bis zu den äußersten hölzernen Verschanzungen. Von den unzähligen Pfeilen, welche die Feinde nach den frommen Betern abschossen, traf nun einer auch jenes Bild, das sich alsbald mit dem Antlitz nach der Stadt zuwandte und eine Thräne auf das Gewand des Erzbischofs fallen ließ. Da die Feinde den ungeheuren Frevel sahen, den sie begangen, sank ihnen allen mit einem Male der Muth; erschrocken wichen sie zurück, und die Nowgoroder waren befreit. Zur Feier des Wunders aber wurde bald darauf der 27. November als „Fest der Muttergottes-Fahne" eingesetzt und von da an alljährlich gefeiert. *)

Hieraus erklärt sich zur Genüge, warum die Russen, selbst wenn sie sich alle anderen Mißhandlungen geduldig hatten gefallen lassen, doch in die äußerste Wuth geriethen, sobald es Einer wagte, ihre Muttergottesbilder anzutasten, wie sich dieses wenige Jahre später zeigte. — Der Großfürst Andreas Bogolubskj war gestorben und hatte zwei Söhne hinterlassen, von denen der eine, Jaropolk in Wladimir, der andere Mstislaw in Rostow und Susdal, Michael, ihr Oheim, aber in Tschernigow regieren und als Großfürst über beide die Oberaufsicht führen sollte. Jaropolk machte sich beim Volk, wie bei der Geistlichkeit, bald verhaßt, indem er beide mit schweren Abgaben drückte, der Kathedralkirche die ihr geschenkten Ländereien und Gerechtsame entzog, und sich eines Theiles des Kirchenschatzes bemächtigte. Alles dies ertrug man. Als er aber das wunderthätige Muttergottesbild von Wischegorod wegzunehmen und seinem Schwager Gljeb v. Räsan zu schenken wagte, da schien das Maß seiner Frevel voll. Das Volk wandte sich an Michael, und rief ihn auf den Thron von Wladimir, worauf er am 15. Juni 1175 seinen Einzug hielt. Seine Macht fürchtend gab nun auch bald darauf Gljeb das Muttergottesbild wieder zurück, dem das Volk mit Jubel und Freude entgegenzog, um es in die Wladimir'sche Kathedrale wieder zurück zu bringen, und wenn unter den berühmtesten Marienbildern

2. Das Muttergottesbild von Wladimir

genannt wird, so ist eben dieses damit gemeint, in welchem man zugleich das von dem Evangelisten Lukas selbst gemalte Portrait der Jungfrau Maria verehrte. Ganz besonders aber steigerte sich diese Verehrung seit dem Einfall Timur's in Rußland. Furcht und Schrecken vor sich her verbreitend zog dieser wilde Eroberer (1395), nachdem er den Chan der goldnen Horde geschlagen, über die Wolga den Don herauf. Alles zitterte und bebte. Kinder und Greise, Mütter und Jungfrauen lagen Tag und

---

*) Das Bild selbst ließ der Erzbischof Makar im J. 1527, da es durch das Alter bereits sehr gelitten hatte, restauriren und stattete es mit Gold- und Silberschmuck kostbar aus.

Nacht in den offenstehenden Kirchen auf den Knieen. Ununterbrochen tönten die wehmüthigen und inbrünstigen Bußgesänge der Mönche und Geistlichen in Moskwa. Nur der weise Bischof Cyprian verlor in der allgemeinen Bestürzung die Fassung nicht. Er ermahnte die Bojaren, muthig und im Vertrauen auf den göttlichen Schutz zu den Waffen zu greifen, und um dieses Vertrauen zu erhöhen, ließ er jenes Muttergottesbild von Wladimir nach Moskwa holen. Schmerzlich trauernd sahen die Bewohner von Wladimir dasselbe aus ihrer Kathedrale forttragen und noch meilenweit begleiteten sie es schluchzend und betend. Von Moskwa dagegen strömte das Volk mit hochklopfenden Herzen dem Heiligenbild entgegen, das unter frommen Gebeten und Gesängen der Priester in Weihrauchwolken einher getragen wurde. Alles warf sich zur Erde nieder, streckte flehend die Hände ihm entgegen und rief inbrünstig: „Mutter Gottes, errette das russische Land!“ Und siehe da! bald erfuhr man, daß der gefürchtete Eroberer, durch einen schweren Traum geängstigt, dem Heere den Rückzug anbefohlen hatte. — Eben diesem wunderthätigen Marienbilde glaubte man es auch zu verdanken, daß die Tataren, als sie 1451 Moskwa belagerten, ohne eigentlich besiegt zu sein, durch einen nächtlichen Lärm geschreckt, am 2. Juli wieder abzogen. Späterhin ließ es der Großfürst Wassilj Iwanowitsch, da es durch das Alter schon sehr unscheinlich geworden, mit großer Feierlichkeit von Wladimir nach Moskwa holen, wo es restaurirt und reich mit Gold und Silber geschmückt wurde, und hier befindet es sich in der prachtvollen Kirche „zur Himmelfahrt Mariä“ auf dem Kreml noch gegenwärtig, und wird als das Palladium von Rußland verehrt.

3. Das Tolgaische Muttergottesbild.

Seinen Namen hat es von der Tolga, einem Nebenarm der Wolga. Als nämlich (1319) bei einer Festfeier Prochor, Bisch. v. Rostow mit der Geistlichkeit in feierlicher Procession aus dem Cyrill-Kloster bei Belosero nach Jaroslaw zog gewahrten sie, gerade über der Tolga eine glänzende Erscheinung am Himmel, und dem Ufer des Flusses näher kommend fanden sie in einem alten hohlen Baumstamm ein Muttergottesbild, das sich bald als wunderthätig erwies. Es wurde daher sofort an dieser Stelle eine Kirche mit einem Kloster erbaut, und die großen Wunder, die hier geschahen, verschafften dem Bilde in Kurzem eine große Verehrung, in der es noch gegenwärtig steht.

4. Das Tichwiner Muttergottesbild.

Auch hier war, wie die Chronisten berichten, die in himmlischem Glanze in der Luft erscheinende Muttergottes bei Tichwin, einem armseligen Fischerdorfe am Ladogasee (1383) die Veranlassung, ein Kloster zu gründen, das bald reich und mächtig wurde, und namentlich an seinem wunderthätigen Marienbilde ein Palladium besaß, das ihm gegen jeden Angriff von

Seiten der Schweden sicheren Schutz gewährte, und daher in großer Verehrung stand.

5. Das Twersche Muttergottesbild („der Trost und die Stärkung der Kranken.")

Der oben erwähnte Großfürst Wassilj Iwanowitsch, der das Wladimir'sche Marienbild nach Moskwa holen ließ, war auch die Veranlassung, daß ein altes wunderthätiges Bild, das bis dahin in Rschew (im Twerschen Gebiet) gewesen, mit großer Feierlichkeit nach Moskwa gebracht wurde. Demüthig ging der Großfürst mit seinem Bruder und vielen Bojaren, und ebenso der Metropolit mit der ganzen Geistlichkeit ihm entgegen, und an dem Ort, wo es dem Großfürsten zuerst zum Kuße dargereicht wurde, ließ er bald darauf die Kirche „zur allerreinsten Mutter-Gottes erbauen." *) Das Bild selbst ward bald auch in Moskwa als „der Trost und die Stärkung der Kranken" berühmt, und daher lassen sich auch noch heutzutage reichere Russen (denn die Summe, welche man dafür an die Kirche zu errichten hat, ist sehr bedeutend) in schweren Krankheiten das heilige Wunderbild ins Haus bringen, um es zu küssen, weil man der festen Ueberzeugung ist, daß der Kranke entweder davon genest, oder, falls er stirbt, an den Ort der Seligen gelangt.

6. Das Kasan'sche Muttergottesbild.

Wie in Tichwin, so war auch zu Kasan eine wunderbare Erscheinung der Muttergottes die Veranlassung zur Gründung des Kasan'schen Muttergottes-Klosters, das von Katharina II, und den Kaisern Paul und Alexander reich beschenkt, gegenwärtig in großer Pracht dasteht, und seit 1807 namentlich eine schöne Kathedrale hat. Das Kasan'sche Marienbild wurde 1654 in feierlicher Procession nach Moskwa geholt, um durch seine Wunderkraft einer fürchterlichen Pest zu wehren, und noch gegenwärtig ist durch ganz Rußland, nicht bloß für die Glieder der russischen Kirche, sondern für Alle, der 26. October als „Fest des Wunders am Bilde der Mutter-Gottes zu Kasan" ein Feiertag.

7. Das Muttergottesbild von Smolensk.

Auch dieses war schon in früher Zeit als wunderthätig berühmt und daher in der Zeit der Noth einst von Smolensk nach Moskwa geholt worden; der Bischof Michael v. Smolensk jedoch brachte es im J. 1456 wieder zurück. —

Zu diesen Marienbildern kam 1555 noch ein wunderthätiges Bild des heil. Nikolaus v. Bari, von welchem Mönche aus Wjetka nach Moskwa kommend berichteten, daß es sehr alt und unscheinlich wäre, aber große Wunder verrichte; der Zar möge daher erlauben, daß es nach Moskwa gebracht würde, um restaurirt zu werden. Dieser ge-

---

*) Vgl. *Nicon.* Chron. VII, 19.

nehmigte es, und bald ward das Wunderbild in einem Triumphzuge eingeholt. Mit großer Feierlichkeit empfing es der Metropolit, und Makar, in der Malerei wohl erfahren, restaurirte es, mit Hülfe des Protopopen Andrei, welche beide unter Gebet und Fasten, mit dem festen Glauben an die Wunderkraft desselben ihr Werk verrichteten und zugleich Copien davon anfertigten, die, wie in der Nicon'schen Chronik (VII, 233) berichtet wird, alle gleiche Wunderkraft besaßen.

Außer diesen genannten und einigen andern, gleichfalls als wunderthätig berühmten Bildern, und ihren zahlreichen Copien, besitzt die Russische Kirche allerdings noch eine große Menge anderer Bilder, die sich jedoch von jenen wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie mehr Gemälde d. h. Producte einer sich freier bewegenden künstlerischen Thätigkeit sind. Der Unterschied tritt am klarsten hervor, wenn man in größeren und reicher ausgestatteten Kirchen die beiden Bilder Christi und der Jungfrau Maria, die an keiner Altarwand fehlen dürfen, und von welchen sie selbst den Namen Bilderwand (Ikonostasis) hat, mit der übrigen Malerei dieser Wand vergleicht. Die ersteren stellen mit ihren dick aufgetragenen Farben und dem meist schwarzbraunen, dunklen Teint, der die Gesichtszüge oft ganz unkenntlich macht, den kirchlich recipirten, byzantinischen Typus dar, und geben sich als treue Copien dieses oder jenes alten wunderthätigen Muttergottesbildes kund, während die übrige Malerei oft künstlerisch schön ist. So hatte Theodor Jelikejew, der berühmteste russische Maler seiner Zeit (1515) für die Domkirche zur Himmelfahrt Mariä in Moskwa eine Bilderwand gemalt, die so schön war, daß der Großfürst, der Metropolit, die Bischöfe und die Bojaren beim Eintreten in die Kirche freudig erstaunt ausriefen: „Wir sehen den Himmel offen.“ Eben derselbe Künstler hatte schon vorher (1508) die Frescogemälde in der Kirche zur Verkündigung Mariä im Kreml gemalt, und die Kaiserin Katharina II. fand dieselben so vorzüglich, daß sie sie wieder aufzufrischen befahl. —

Zu diesen, größtentheils der neueren Zeit angehörenden Bildern sind nun auch die zahlreichen Darstellungen von Scenen aus dem A. und N. T., aus dem Leben der Heiligen oder von einzelnen Heiligen zu rechnen, und je größer die Zahl der Heiligen in der Russischen Kirche ist, desto reicher ist sie natürlich auch an Bildern der Art, die jedoch in den Augen des Volkes jenen alten Bildern um so mehr nachstehen, je mehr sie in künstlerischer Hinsicht vor ihnen voraushaben.

Am schroffsten sprach sich die Abneigung gegen alle neueren Heiligenbilder bei den Raskolnik's *) aus, von denen die meisten nur den

---

*) Sie trennten sich hauptsächlich darum von der Staatskirche, weil sie in den unter dem Patriarchen Nicon neu revidirten und seit 1654 eingeführten,

alten Bildern, oder solchen, die von ihren Glaubensbrüdern getreu nachgebildet waren, die gebührende Verehrung bezeigen wollten, und diese war nicht selten eine so abgöttische, daß Nicon sich genöthigt sah, (1654) aus mehreren Privathäusern dergleichen abergläubisch verehrte Bilder wegzunehmen. Gleichwohl stellt er selbst in seiner Chronik (V., 15) den Kanon auf, daß ein Heiligenbild um so mehr Verehrung verdiene, je älter und schwärzer es sei.

Diese Verehrung besteht, was das Aeußere betrifft, in der Russischen Kirche darin, daß von Seiten der Geistlichkeit vor dem Heiligenbild geräuchert, daß es bei Processionen entweder allein oder mit anderen zusammen feierlich einhergetragen, in der Kirche selbst aber (an dem Festtage des im Bilde dargestellten Heiligen) ausgestellt und dem Volke zum Kuß dargereicht wird, wobei sich die Herzutretenden ehrerbietig verbeugen und bekreuzen; endlich darin, daß man ihm geweihte Kerzen darbringt und angezündet vor ihm aufsteckt. Ueber den ängstlichen Eifer, mit welchem der gemeine Russe, sobald er in die Kirche eintritt, in die Tasche greift, zu dem Verkäufer solcher Kerzen hineilt, und die angezündete vor dem Heiligenbild aufsteckt, mag man sich allerdings wundern. Aber er thut dies nicht bloß, um dem Heiligen seine Verehrung zu beweisen, sondern auch, um ein Vorrecht geltend zu machen, daß die Kirche von frühen Zeiten her nur den frommen Christen gestattete. Denn schon auf dem großen Concil zu Wladimir (1274) erklärte Cyrillus, der Metropolit von Rußland, ausdrücklich: „Es ist uns bekannt geworden, daß viele Leute, die noch an alten heidnischen Gebräuchen hängen, sich an heiligen Feiertagen zu gewissen Teufelsfesten versammeln und mit Geschrei und Pfeifen Trunkenbolde, die ihnen ähnlich sind, zusammenberufen, sich unter einander mit Knütteln zu Tode schlagen und den Erschlagenen die Kleider ausziehen. Wer von nun an nicht aufhört, dem Satan mit solchen abscheulichen Belustigungen zu dienen, der soll von der Kirche Gottes ausgeschlossen und verflucht sein; es soll Solchen nicht gestattet sein, in der Kirche die gewöhnlichen Gaben darzubringen oder den Heiligenbildern Kerzen zu weihen.“ *)

Wie groß, ja wie fanatisch unter Umständen sich bei dem russischen Volk der Eifer für die Heiligenbilder gezeigt hat, davon hier nur ein Beispiel. Im Jahre 1770 wurde Moskwa von einer fürchterlichen Pest heimgesucht, und in der großen allgemeinen Noth drängten sich täglich Tausende zu dem von frühen Zeiten her stets öffentlich ausgestellten

---

verbesserten Kirchenbüchern das Zeichen eines Abfalls von dem alten, wahren Glauben fanden.

*) Eine lat. Uebersetzung der Acten dieses Concils enthält das **Specimen ecclesiae Ruthenicae; Rom. 1734.**

Muttergottesbilde, um bei ihm Hülfe zu erflehen. Das Zusammenkommen so vieler, von denen mancher vielleicht schon angesteckt sein mochte, beförderte natürlich die Ansteckung, und in der besten Absicht ließ daher der Metropolit Ambrosius, um wenigstens von dieser Seite her die Gefahr der Ansteckung abzuwehren, das Muttergottesbild wegnehmen. Der Pöbel aber, in der Meinung, daß ihm damit das letzte und einzige Mittel zur Rettung genommen sei, gerieth darüber in solche Wuth, daß es nicht bei bloßen Verwünschungen blieb — der alte Mann wurde in der Kirche selbst erschlagen.

Uebrigens hat es, um dies gleich hier zu erwähnen, auch in der Russischen Kirche nicht an Gegnern der Bilder gefehlt. Hierher gehört zunächst die sogenannte Judensecte, deren Stifter ein Jude Zacharias war, der 1470 von Kiew nach Nowgorod kam, in Kurzem die beiden Popen Dionys und Alexis, ja selbst den Archimandriten Zosima für sich gewann, den der Zar Iwan Wassiljewitsch nach dem Tode des Metropoliten Herontias zum Metropoliten und zum Oberhaupt der ganzen Russischen Kirche erhob, wodurch die Secte natürlich schnell und weit um sich griff, bis sie, wie schlau sie sich auch im Verborgenen zu halten suchte, von Gennadius, dem Erzbisch. v. Nowgorod entdeckt, und auf einem feierlichen Concil zu Moskwa (am 17. Octob. 1490) vor Gericht gezogen wurde. Hier wurde den Ketzern nächst anderen Gräueln auch das vorgeworfen, daß sie das heilige Kreuz und die Heiligenbildern angespieen, die letzteren auf jede Weise beschimpft, mit den Zähnen benagt, an unreine Orte getragen und verbrannt hätten. Die Strafe der Schuldigen war dem Frevel angemessen. Der Großfürst zwar begnügte sich damit, sie von dem Concil verfluchen zu lassen und zum Kerker zu verurtheilen. Nicht so aber der Erzbischof Gennadius, der die ins Gebiet von Nowgorod gehörigen Ketzer, die der Großfürst ihm zur Bestrafung überlassen hatte, schon sechs Meilen vor Nowgorod verkehrt auf Pferde setzen ließ, angethan mit zottigen Pelzen und auf dem Kopfe eine spitze Mütze von Baumrinde, verbrämt mit Strohkränzen und Quasten von Moos mit der Inschrift: „Kriegsschaar des Satans,“ welche ihnen im Kerker auf dem Kopfe abgebrannt wurde. „So verfuhr,“ setzt der Berichterstatter über diese Secte, ein gewisser Joseph, Igumen (ἡγούμενος) im Wolokolam'schen Kloster († 1516) „der gute Hirt Gennadius, um den boshaften Ketzern und Abtrünnigen einen Schrecken einzujagen, und andere durch dieses Beispiel von der Verführung abzuhalten.“ *)

*) Der Bericht selbst, besonders abgedruckt in der alten russ. Bibliothek (XIV p. 128) unter dem Titel: „des sündigen Mönchs Joseph Erzählung von der neu entstandenen Secte, der Nowgorodischen Ketzer und Abtrünnigen, des Protopopen Alexis, Denis, Joseph und Theodor Kurizin und Anderer, die gleiche

Doch scheint er damit seinen Zweck nicht ganz erreicht zu haben. Denn unter den Raskolniks treten in der späteren Zeit auch die Ikonoborzen (Bilderstürmer) als eine besondere Secte hervor, die sich vor keinem Heiligenbilde verneigen, die Heiligenbilder überhaupt, wie auch den ganzen kirchtichen Gottesdienst verwerfen und Gott nur in der freien Natur verehren wollten.

Außerdem trat im Jahre 1713 ein Arzt Dimitrj Tweritinow auf, welcher lehrte, daß man weder den Heiligenbildern, noch den Geistlichen Ehrfurcht bezeigen dürfe, und daß in der Lehre vom Abendmahl die Calvinisten allein Recht hätten. Peter d. Gr. befahl, sie von der Kirche auszuschließen und zu verfluchen. Das Concil zu Moskwa aber begnügte sich damit nicht, sondern bestand darauf, daß 1714 einer der Schuldigen mit dem Tode bestraft wurde.

Mit ganz ähnlichen Grundsätzen trat zwei Jahre später ein russischer Pope, Namens Fama (Thomas) hervor, und predigte nicht nur gegen die Heiligen- und Bilderverehrung und gegen anderer Gebräuche der russischen Kirche, sondern stürmte auch die Bilder in der Kirche. Peter der Gr. ließ ihn einziehen und ihm dem Proceß machen, worauf er in Moskwa als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

In neueren Zeiten sind dergleichen Beispiele von polemischem Eifer gegen die Verächter der Heiligenbilder nicht weiter vorgekommen; dafür aber hat sich auch der ehemalige Eifer für dieselben bedeutend gelegt. Allerdings kann es noch jetzt vorkommen, daß bei einer feierlichen Procession, in welcher die Heiligenbilder vorangetragen werden, wenn der Fremde es unterläßt, den Hut dabei abzuziehen, ein eifriger Russe mit dem drohenden Rufe „Tschapka, Tschapka!“ an ihn herantritt und ihm nach dem Hute greift, um diesen mit Gewalt herunter zu reißen, wenn er nicht gutwillig abgenommen wird. Indeß sind das eben nur einzelne Beispiele, und die Forderung bezieht sich hier auf ein äußeres Zeichen der Achtung, wie es auch bei einem Leichenzug allgemein beobachtet wird. Von den Ikonen und ihrer Verehrung selbst aber lehrt die Kirche in den Lehrbüchern der neueren Zeit nur „daß sie zur andächtigen Erinnerung an die Thaten Gottes und seiner Heiligen zu gebrauchen, und aus diesem Grunde gleichsam nur als Bücher zu betrachten sind, die demjenigen, welcher nicht lesen kann, die geschriebenen Bücher einigermaßen ersetzen sollen. Wer sie ansieht, muß im Geist den Blick zu Gott und den Heiligen erheben, die auf ihnen abgebildet sind.“

Weisheit lehren. 1491“, ist nur ein Abschnitt aus einem größeren Werke „Proswetitel“ (der Aufklärer) des genannten Verfassers.

X. Die Heiligen und ihre Bilder.

Im Apostolischen Zeitalter dachte man bei dem Ausdruck „Heilige“, wie er im N. T. häufig wiederkehrt, nur an fromme, gläubige Christen. Nur diese sind gemeint, wenn Paulus im Brief an die Römer (c. 1, 7) den „berufenen Heiligen“ (κλητοῖς ἁγίοις) seinen apostolischen Gruß entbietet, und sie (c. 16, 15) bittet, nächst den namentlich Genannten „alle Heiligen“ in Rom zu grüßen. Näheren Aufschluß darüber, mit welchem Rechte die Christen so heißen, giebt die Stelle 1. Kor. 1, 2., wo die „berufenen Heiligen“ unmittelbar vorher „geheiligt (ἡγιασμένοι) in Christo Jesu“ genannt werden; ferner c. 6, 11., wo es von ihnen heißt: „Aber ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jesu und durch den Geist unsers Gottes“, und c. 7, 14: „Der ungläubige Mann ist geheiligt durch das Weib und das ungläubige Weib wird geheiligt durch den Mann. Sonst wären eure Kinder unrein; nun aber sind sie heilig“. Demgemäß lag durchaus nichts Auffallendes darin, wenn die Christen als eine „Gemeine der Heiligen“ bezeichnet wurden. Nur verstand es sich von selbst, daß in diesem Falle wahre Christen, keine bloß getauften Namenchristen gemeint waren. Ob man aber zu jenen oder diesen gehörte, darüber konnte natürlich, so weit überhaupt Menschen in dieser Beziehung ein Urtheil zusteht, nur der Lebenswandel entscheiden. Wer sich in Wort und That als wahrer Christ bewährte, gehörte zur Gemeine der Heiligen; vor allen natürlich die, welche für ihr christliches Bekenntniß selbst das Leben gewagt hatten, die Märtyrer; und vergegenwärtigt man sich die Verhältnisse der damaligen Zeit, so wird man nicht nur die Bewunderung, die ihnen hienieden gezollt wurde, sondern auch die Hoffnungen, die man noch über das Grab hinaus an sie knüpfte, leicht erklärlich finden.

Mächtiger vielleicht, als alles andere, wirkte bei den Heiden auf die Gemüther der großen Menge die bestimmte Aussicht der Christen auf

ein Leben nach dem Tode. Zwar war auch im Heidenthum schon längst vorher in den Philosophenschulen und Mysterien davon die Rede gewesen, nie aber in jener zuversichtlichen Weise, wie die christlichen Lehrer davon redeten, die sich nicht erst auf philosophische Deductionen einließen, sondern jedem möglichen Zweifel die Auferstehung Christi als thatsächliche Widerlegung entgegenhielten. Wie sie das irdische Leben darstellten, war es eigentlich nur um des zukünftigen willen da, und dieses wiederum war kein bloßes Schein- oder Schattenleben in der Unterwelt oder ein nicht näher zu bestimmendes Fortdauern des Geistes, sondern vermöge der durch die Auferstehung Christi verbürgten Hoffnung einer Auferstehung des Leibes hatte es auch für den Ungebildetsten eine leicht faßliche, concrete Gestalt erhalten. Demgemäß sah man in den verstorbenen Christen, besonders aber in den Märtyrern, weit entfernt, sie ihres Schicksals wegen zu beklagen, nur Glückselige, die bereits dort waren, wohin sich die Andern noch sehnten, bei Christo im Himmelreich, um von ihm die Krone des ewigen Lebens zu empfangen und an den unaussprechlichen Freuden des Himmels Theil zu haben.

Hoffte man nun schon von dem Gebet frommer, noch lebender Christen viel, und schrieb man mit Hinweisung auf die bekannten Erzählungen und Aussprüche der heiligen Schrift manche Gebetserhörung vornehmlich ihrer Fürbitte zu, wie viel war nicht erst von dem Gebet und der Fürbitte derer zu hoffen, die der Herr bereits zu sich gerufen und zu Beisitzern im himmlischen Rath gemacht hatte. Selbst einst Menschen, die des Lebens Leiden und Versuchungen aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatten, und wie ernstlich sie auch gegen die Sünde gekämpft, doch von ihr nicht ganz frei geblieben waren, flößten sie ganz besonderes Zutrauen ein. Namentlich aber war, wie gewöhnlich, so auch hier der Erfolg die beste Empfehlung für die Praxis ihrer Anrufung; und wer etwas erlangte, wobei er diesen oder jenen Heiligen um seine Fürbitte gebeten hatte, der ließ es sich auch nicht so leicht ausreden, daß eben sie die Gewährung des Erbetenen bewirkt habe. Natürlich wandte man sich dabei immer zunächst an Diejenigen, zu welchen man in einer näheren Beziehung stand. Die fromme Ehrfurcht, mit der man die Gräber der Märtyrer zu besuchen pflegte, und namentlich ihre Todes- oder Geburtstage für das höhere Leben gern an Ort und Stelle feierte, hatte ziemlich früh den Bau von Grabkapellen veranlaßt, welche sich nach und nach zu geräumigeren Kirchen erweiterten, die nach dem Namen des Beerdigten benannt wurden, und an andern Orten, wo es keine Märtyrergräber gab, hatte man sich wenigstens einen, wenn auch noch so kleinen Theil von einem Märtyrerleichnam zu verschaffen gesucht. Was war also natürlicher, als daß sich die Gemeine vornehmlich an

denjenigen Heiligen wandte, in dessen Kirche sie zusammen kam und in welcher Reliquien von ihm aufbewahrt wurden? — Auf solche Weise erhielten bekanntlich die einzelnen Länder, Städte und Gemeinen ihre besonderen Schutzheiligen. So wurden Petrus und Paulus die Schutzpatrone von Rom, weil sie dort den Märtyrertod erduldet, und Jakobus (San Jago) der von Spanien, weil er dort zuerst das Christenthum gepredigt, und seine Leiche zu Compostella aufbewahrt wurde.

Wie groß aber auch in den Zeiten der Verfolgungen die Zahl der Märtyrer gewesen, so wenig wollte dies doch bei der immer mehr anwachsenden Zahl der Kirchen, von denen jede, um den übrigen nicht nachzustehen, ihre eigenen Reliquien, oder wo möglich einen ganzen Heiligen für sich zu haben wünschte, für Alle genügen. Zudem schien gar kein Grund vorhanden, nur die Apostel und die Märtyrer der ersten Zeiten als Heilige anerkennen zu wollen, und nicht auch Späterlebende, die sich als Missionare, Kirchenlehrer, Vorbilder im christlichen Wandel und Beförderer der christlichen Kirche nicht weniger verdient gemacht hatten. Manche derselben hatten ja unter den Heiden wirklich den Märtyrertod erlitten, und Andere durch ihr ganzes Leben sattsam bewiesen, daß sie für den christlichen Glauben nöthigenfalls auch zu sterben bereit gewesen wären. Daher säumten auch die Bischöfe, wo sich Beispiele einer solchen Treue und Liebe zu Christo in ihrem Sprengel fanden, nicht mit der Erklärung, daß dergleichen Verstorbne als Heilige betrachtet und angerufen werden dürften. Natürlich aber beschränkte sich die Anerkennung und Anrufung solcher Heiligen meist nur auf den Sprengel, dem sie angehört hatten und wo ihre Verdienste bekannt waren, während man schon in dem nächstangrenzenden von ihnen kaum Notiz nahm.

Erst Johann XV. gab 993, indem er den Bischof Ulrich von Augsburg für heilig erklärte, das erste Beispiel einer päpstlichen, und darum für die gesammte katholische Christenheit gültigen Heiligsprechung, welcher Act späterhin (1170) durch den Papst Alexander III. den Namen Canonisation *) erhielt, weil das Wesentliche desselben darin bestand, daß der Name des neuen Heiligen in den *Canon missae* eingetragen wurde; und da Aenderungen im Meßcanon der herrschenden Ansicht zufolge nur vom Papst vorgenommen werden konnten, so lag

*) Verschieden davon und ein niedrigerer Grad kirchlicher Auszeichnung ist die Beatification, durch welche die Anwartschaft zur Canonisation bedingt ist. Man muß, um heilig gesprochen zu werden, vorher selig gesprochen sein; aber Viele blieben Selige, ohne zur Ehre der Canonisation zu gelangen.

darin zugleich die Erklärung, daß die Canonisation nur Sache des päpstlichen Stuhls sein könne, ein Vorrecht, das übrigens zu Gunsten derer, welche es für sich in Anspruch nahmen, mit der größten Mäßigung gebraucht worden ist.

Von allen Päpsten sind außer Petrus und seinen nächsten Nachfolgern, die als Märtyrer gestorben waren, nur Leo I. († 604) und Gregor I. († 604) und nach einem Zeitraum von mehr denn tausend Jahren (1712) erst wieder Paul V. († 1572) canonisirt worden. Für die Canonisation Gregors VII. konnte Benedict XIII. (1728) weder in Frankreich, noch im Deutschen Reiche die Anerkennung erlangen. — Auch von Fürsten gelangten nur wenige zu dieser Ehre, und zwar nur solche, die sich durch Einführung und Beförderung des Christenthums, wie Wladimir d. Gr. und Alexander Newski in Rußland, Kanut in Dänemark, Olaf in Norwegen, Stephan von Ungarn, durch große Thaten zum Wohl der Kirche, wie der Kaiser Karl d. Gr., durch ein exemplarisches Tugend- und Andachtsleben, wie Kasimir von Polen und Wenzel von Böhmen verdient gemacht, oder im Dienst der Kirche ihren Tod gefunden hatten, wie Ludwig IX. von Frankreich und Eduard I. von England. Leichter als die, durch den Verkehr mit der Welt vielfach gestörten Könige und Fürsten, kamen ihre Frauen und Töchter zur Ehre der Canonisation. Besonders aber waren ergiebige Pflanzschulen für neue Heilige die Klöster, in denen man, um den Märtyrern der Vorzeit möglich ähnlich zu werden, die Qualen und Martern, welche die Christen ehemals von ihren Verfolgern zu erdulden hatten, durch selbstgewählte Büßungen und Peinigungen zu ersetzen suchte.

Doch wurden die Canonisationen nach und nach immer seltener und die Bedingungen, von denen die Heiligsprechung abhängig gemacht wurde, immer schwieriger. Es reichte nicht mehr hin, im ehemaligen Sinne des Wortes ein heiliges Leben geführt zu haben, sondern der neu zu creirende Heilige mußte entweder bei Lebzeiten Wunder gethan haben, oder es mußten durch seine Reliquien nachweislich Wunder gewirkt worden sein, und bei der vorangehenden Untersuchung war ein eigener Advocatus Diaboli dazu bestellt, die beigebrachten Zeugnisse möglichst zu bekämpfen. Daher hat seit der 1729 erfolgten Canonisation des Prager Brückenheiligen, Johannes v. Nepomuk, in neuerer Zeit erst wieder 1803 eine Heiligsprechung des Kardinals Thomasi stattgefunden, welcher im Jahr 1839 die von fünf anderen folgte. Es waren dies: 1) Alfonso Liguori, Stifter der Congregation vom allerheiligsten Erlöser; 2) der Jesuit Franz de Geronimo; 3) der Franciscaner-Barfüßer Giuseppe della Croce; 4) der Franciscaner Pacifico de S. Severino; 5) die Capucinernonne Veronica Giuliani, welche am 29. Mai

mit großen Feierlichkeiten vom Papst Gregor XVI. dem Canon einverleibt wurden, worauf unter Glockengeläute und Kanonenschüssen die Anrufung derselben stattfand. Vorher hatte der Papst in einer Sitzung am 8. Mai nach einem kurzen Vortrag über die Tugenden und Wunderthaten des seligen Liguori den anwesenden 75 Prälaten eröffnet, daß er geneigt sei, ihn in die Zahl der Heiligen aufzunehmen. Obgleich sich nun alle bejahend äußerten, meinte er dennoch, daß er nichtsdestoweniger Gott noch einmal um Erleuchtung anflehen wolle, und demgemäß erging auch am 14. Mai durch den päpstlichen Vicar, Kardinal della Porta Rodiani an Klerus und Volk die Ermahnung, bei den Processionen an dem bevorstehenden dies rogationum (Buß- und Bettag) ihre Gebete dahin zu vereinigen, daß Gott zu der in Frage stehenden Canonisation des Ligouri die himmlische Erleuchtung verleihen wolle. *)

Wie bei diesen neuen Heiligen die fünf Fahnen mit den Bildern derselben nicht fehlen durften, so gehörte es überhaupt von den frühesten Zeiten her zur Praxis des Heiligencultus, daß man ihre Bilder theils in der Kirche, theils zu Hause aufstellte oder bei sich trug. Von Portraitähnlichkeit konnte bei ihnen natürlich nicht die Rede sein; denn gerade die berühmtesten Heiligen gehörten einer Zeit an, in der man an dergleichen noch gar nicht dachte. Daher sahen auch die Heiligenbilder der älteren Zeit in Beziehung auf die Gesichtszüge alle einander ziemlich gleich. War das Gesicht doch einmal nicht das wahre, wozu sollte die heilige Eugenia ein anderes haben, als die heilige Eudoxia, Eulalia oder Eusebia? Zudem würde bei der immer größer werdenden Menge der Heiligen und Bilder die bloße Portraitähnlichkeit nicht einmal hingereicht haben, sie von einander zu unterscheiden, und sollten die Bilder ihren eigentlichen Zweck erfüllen, so mußten sie an und für sich schon zugleich die Geschichte der Dargestellten enthalten. Aus dem Bilde selbst mußte man erfahren, was der Heilige gethan und gelitten, und in welcher Weise sich der Herr durch ihn verherrlicht hatte. Was der Legendenerzähler in Worten berichtete, mußte hier durch bildliche Zeichen ausgedrückt

---

*) Vgl. Rheinwald's Berl. Allgem. Kirchenzeitung 1839. S. 214. 224. — Wie gering übrigens das Interesse des Volkes bei dieser Feierlichkeit war, bewies seine Gleichgültigkeit. Da der Canonisationstag kalt und stürmisch war, mitunter auch Hagel und Regen brachte, so hieß es: Das thut der sechste Heilige, der nicht angenommen ist und sich nun an den Eminenzen rächt. — Es bezog sich dies auf Jean Baptiste de la Salle, Stifter der christlichen Schulbrüder, für dessen Canonisation man Behufs der Prüfung seiner Tugenden und Wunder noch besondere Zeugnisse aus Frankreich, dem Lande seines Wirkens, einzuholen für nöthig fand.

werden. Daher ist es, um die verschiedenen Heiligen auf den Bildern wieder zu erkennen, vor allen Dingen nothwendig, sich mit dieser Zeichensprache, mit den sogenannten Attributen der Heiligen bekannt zu machen, wie auf der andern Seite ein genaueres Verständniß derselben viele aus bloßer Mißdeutung dieser Attribute entstandene Wundergeschichten in den Legenden berichtigen hilft.

Gemeinsam ist allen Heiligen der Nimbus (Heiligenschein, Glorie) in Gestalt einer runden Scheibe um das Haupt, der schon bei den alten Indern, Aegyptiern, Griechen und Römern als Zeichen göttlicher Majestät oder der Abstammung von den Göttern gebräuchlich war, und wahrscheinlich die Sonne andeuten sollte, mit der man sich alles Göttliche in naher Beziehung dachte. So heißt Minerva bei Virgil (Aen. II. 615) „nimbo effulgens," wobei man nach der Erklärung des Servius an ein „fulvidum lumen, quod Deorum capita tinguit" zu denken hat. Von den Bildern der Götter ging der Nimbus schon ziemlich früh auf die der Kaiser über, und die christliche Kirche im Orient trug um so weniger Bedenken, denselben ihren Heiligen zu vindiciren, da die Erzählung von dem Pfingstwunder ausdrücklich der Flämmchen und des Lichtscheins an den Köpfen der Apostel Erwähnung that. Bald darauf wurde er auch Abendlande üblich, als Symbol des himmlischen Lichtes, in dem die Heiligen wandeln, und des göttlichen Wohlgefallens, das sie rundum wie ein Schild umgiebt *). — Auf den Christusbildern sind es oft (zur Hindeutung auf die Trinität) drei Strahlenbündel, die wie Radien vom Kopf ausgehen, und bei den Griechen mit den Buchstaben *O - Ω - N (ὁ ὤν = Jehovah)* bezeichnet sind. Im Mittelalter stellt bis ins XII. Jahrh. eine den Kopf ziemlich eng einschließende Kreisfläche den Nimbus dar. Diese wird im XII. und XIII. Jahrh., je mehr man sich darin gefiel, die Heiligenbilder durch Goldschmuck zu ehren und ihnen namentlich einen möglichst werthvollen Nimbus von gediegenem Golde zu geben, immer dicker und größer. Im XIV. und XV. Jahrh. ist es, besonders wenn das Bild selbst auf Goldgrund erscheint, nur eine einfache Kreislinie, wogegen zu Ende des XV. und Anfang des XVI. Jahrh.

---

*) „Lumina (heißt es in dem Hortus deliciarum der Aebtissin Herradis, einem Manuscr. aus dem XII. Jahrhundert in der Straßburg. Bibliothek) quae circa caput Sanctorum in modum circuli depinguntur, designant, quod lumine aeterni splendoris coronati feruntur. Idcirco vero secundum formam rotundi scuti pinguntur, quia divina protectione ut scuto muniuntur." — Vgl. *Durandi* Rationale I. c. 3. und Heinr. Otte: Abriß einer kirchlichen Kunst-Archäologie des Mittelalters, Nordhausen 1845, S. 122.

der Heiligenschein einer auf dem Kopf sitzenden Mütze oder Kokarde gleicht, wahrscheinlich, weil man den Gesetzen der Perspektive genügen wollte, nach denen er bei einer Darstellung im Profil anders erscheinen mußte, als en face, und minder unterrichtete Maler dabei mitunter ziemlich unpassend auf ihre Bilder anwandten, was auf andern ganz richtig war. Der darauf folgende Renaissance-Styl suchte den Nimbus mehr und mehr zu einem sanft verschwimmenden Lichtschein zu vergeistigen.

XI. Die Heiligen-Attribute.

A. Die Attribute des Märtyrertodes.

Da die Heiligen dem größeren Theile nach Märtyrer sind, und die Aufstellung ihrer Bilder den Zweck hatte, das Volk zu ähnlicher Glaubenstreue anzuregen, so war bei der Darstellung der Einzelnen die Bezeichnung ihres Blutzeugentodes die Hauptsache. Die Schwerter, Beile, Lanzen, Keulen, Messer rc., welche sich auf den Heiligenbildern finden, bedürfen daher hinsichtlich ihrer allgemeineren Bedeutung keiner Erklärung. Nur wird man, was den Gebrauch derselben im Einzelnen betrifft, einen Unterschied zwischen symbolischen und historischen Attributen machen müssen, und nicht immer aus diesem oder jenem bestimmten Tödtungswerkzeuge schließen dürfen, daß das Leben des Märtyrers eben damit geendigt worden ist. Die hierher gehörigen Attribute sind vornehmlich folgende:

1. Das Schwert.

Ohne Zweifel hat man dasselbe zunächst als historisches Attribut anzusehen, als Zeichen, daß der Dargestellte wirklich mit dem Schwert hingerichtet worden ist. So namentlich bei dem Apostel **Paulus,** von dem dies historische Ueberlieferung ist. Ferner bei **St. Petrus Martyr,** Dominicanermönch und Inquisitor zu Mailand, den mehrere Ketzer, die er verfolgt hatte, aus Rache durch gedungene Mörder tödten ließen (1252). Auf den Bildern hat er das Schwert gewöhnlich im Kopf, und seitwärts ist das Wort „Credo" angebracht, zum Zeichen, daß er in Folge seines theologischen Eifers für den wahren Glauben den Märtyrertod starb.

Ebenso ist das Schwert im Kopfe des **St. Thomas Becket,** Erzbischof von Canterbury historisches Attribut, da er unter Heinrich II. v. England von vier Rittern, als er eben am Altar Messe las, überfallen und ermordet wurde (1170), theils aus persönlicher Feindschaft,

theils weil sie sich damit den Dank des Königs zu verdienen hofften, der durch die Entschiedenheit, mit der sich Thomas Becket, als Reichskanzler, den königlichen Eingriffen in die Rechte der Kirche widersetzt hatte, zum heftigsten Unwillen gereizt war. Auch hier soll das im Kopf steckende Schwert andeuten, daß der Getödtete in Folge seines theologischen Eifers und Muthes Märtyrer wurde.

Gleicherweise scheint das Schwert bei **St. Accursius**, einem Franciscanermönch, der es in der Brust, und **St. Aquilinus**, der es im Halse hat, historisches Attribut, indem jener 1220 zu Sevilla in Spanien, wo er die Mauren zum Christenthum bekehren wollte, dieser in der Kirche beim Messelesen ermordet wurde. Ebenso bei **St. Dympna**, besonders in der griechischen Kirche verehrt, die ihr eigener Vater, da sie sich seiner Nachstellungen erwehrte, mit dem Schwert tödtete, und **St. Lucia**, meist in schwarzer und weißer Nonnentracht, ein Schwert im Halse oder in der Hand, und ihre beiden ausgestochenen Augen in einer Schaale, abgebildet, da sie auf solche Weise gemartert und getödtet wurde.

Auf anderen Bildern dagegen, namentlich auf solchen, wo außer dem Schwert noch andere Todeswerkzeuge zu sehen sind, scheint es nur allgemeines Märtyrerzeichen zu sein, jedoch so, daß es die Tödtung als Folge einer gerichtlichen Verurtheilung bezeichnet.

So sieht man außer dem Schwerte bei

St. Victor v. Mailand, (gewöhnlich als Mohr dargestellt) einen glühenden Ofen,

— **Januarius**, einen glühenden Ofen und wilde Bestien,

— **Victor v. Marseille**, einen Mühlstein,

— **Pancratius**, Bischof in Sicilien, einen Stein, den der Heilige in der Hand hält,

— **Julitta**, einen Stier,

— **Irene**, ein Pferd, von dem sie geschleift wurde,

— **Euphemia**, die mit einem durch den Leib gestochenen Schwerte dargestellt wird, mehrere wilde Thiere in ihrer Grube,

— **Euphemia**, ein Rad, zuweilen auch außerdem einen Bären,

— **Prisca**, ein paar Löwen,

— **Beatrix**, einen Strick in ihrer Hand.

In den Legenden heißt es dann in der Regel: der oder die Heilige sei zuerst in einen glühenden Ofen, oder wilden Thieren vorgeworfen, oder ins Meer versenkt worden, — aber vergebens; alles das habe sie nicht tödten können, bis man sie endlich mit dem Schwert umgebracht

habe. Solchen Unwahrscheinlichkeiten entgeht man auf die einfachste Weise, wenn man bei **St. Julitta** z. B. Schwert und Stier zu dem einen Begriff verbindet, daß sie in Folge gerichtlicher Verurtheilung einem wüthenden Stier vorgeworfen und von ihm getödtet wurde, und die Legende dagegen aus einem Mißverständniß des Bildes entstanden sein läßt.

Ein sehr instructives Beispiel ist in dieser Hinsicht **St. Kilian,** der in der Regel als Bischof, mit Schwert und Dolch abgebildet wird. Als Bischof von Würzburg hatte er nämlich auf Scheidung des Königs Gosbert von seiner verwittweten Schwägerin gedrungen, und war dafür meuchelmörderisch ermordet worden (689). — Dies deutet der Dolch an. Da der Mord aber von dem König und der Königin, den Inhabern der obrigkeitlichen Macht ausging, so wurde, um dies anzudeuten, noch das Schwert beigefügt.

In gleicher Weise ist es zu erklären, wenn der Bischof **St. Friedrich v. Utrecht** von zwei Schwertern durchstochen dargestellt wird. Das eine ist historisches Attribut, — denn er wurde durch gedungene Mörder in der Kirche erstochen (838) — das andere aber symbolisches, — um anzudeuten, daß es auf Anstiften der Judith, Gemahlin des Kaisers Ludwig des Frommen, geschah, deren Haß er durch seinen Eifer gegen ihren unordentlichen Lebenswandel sich zugezogen hatte.

Auch auf dem Bilde des **St. Flavianus,** Patriarchen von Konstantinopel, der (449) im Gefängniß in Folge vielfacher Mißhandlungen starb, ist das Schwert eben nur Zeichen seines Märtyrertodes, inwiefern die gerichtlich verhängte Gefängnißstrafe ihn herbeigeführt hatte.

Ebenso bei **St. Phocas** von Sinope, dem Gärtner, von dem es in der Legende heißt, daß er sich vom Ertrage seines Gärtchens nährte und die Armen thätig unterstützte, bis er unter Diocletian (303) aufgesucht ward, um seines christlichen Bekenntnisses wegen zu sterben. Er nahm die Henkersknechte, die ihn suchten, gastfreundlich auf, grub sich während der Nacht sein Grab, und ließ sich, zum Tode vorbereitet, am andern Morgen freiwillig tödten.

Auf andern Bildern, welche Heilige in ritterlicher oder fürstlicher Tracht darstellen, muß man es häufig unentschieden lassen, ob das Schwert Zeichen des weltlichen Standes oder des Märtyrerthums ist. Bei den Kaisern **Karl** d. Gr. und **Heinrich II.** ist es jedenfalls das erstere; bei **St. Alexander** und **St. Gereon** dagegen, die als römische Soldaten, der erste einen heidnischen Opfertisch zur Seite, den er in Gegenwart des Kaisers umgestoßen hatte, der zweite mit einer Anzahl von Soldaten — er soll mit 318 christl. Waffengefährten zu Mailand (297) als Märtyrer gestorben sein — abgebildet werden, kann das Schwert beides bezeichnen; ja vielleicht ist es hier und

in andern ähnlichen Fällen eben der Grund gewesen, daß man den Heiligen in der Legende zum Soldaten machte.

Am nächsten liegt eine Vermuthung der Art bei **St. Lucius**, von dem die Legende berichtet, daß er als Beherrscher von Britannien, der erste christliche König in Europa gewesen (um 180), späterhin aber dem Thron entsagt und in Süddeutschland das Christenthum gepredigt habe, weshalb er von den Feinden des Christenthums enthauptet worden sei. Abgebildet wird er mit Krone, Scepter und Reichsapfel, ein Schwert haltend. — Bedenkt man nun, daß Schwert und Krone in der älteren Zeit häufig Symbole des Märtyrertodes und der himmlischen Siegerkrone waren, so hat man hier zuvörderst nur das Bild eines Heiligen mit seinen gewöhnlichen Attributen. Mißverstanden aber konnten sie den Legendenerzähler leicht verleiten, den Dargestellten, namentlich um der Krone willen, zum König zu machen, und ihm das fern gelegene und minder bekannte Inselland als Königreich anzuweisen. War der Heilige aber einmal König, so durfte ihm auf dem Bilde auch Scepter und Reichsapfel nicht fehlen.

2. Die Keule.

Während das Schwert auf einen Tod durch Richterspruch hindeutet, bezeichnet die Keule, als historisches Attribut, wie als symbolisches in der Regel den Tod von der Hand der Heiden, zuweilen auch einen nicht näher bekannten Märtyrertod.

Historisches Attribut ist sie bei

St. Timotheus, dem Schüler des Apostels Paulus, der als Bischof von Ephesus bei einem heidnischen Feste mit Keulen erschlagen und durch Steinwürfe getödtet wurde, weshalb er mit Keule und Steinen abgebildet wird;

— **Telesphorus**, Bischof von Rom, (im J. 154) mit einer Keule erschlagen;

— **Eusebius**, Bischof von Rom, unter dem Kaiser Commodus, noch vielen Martern mit einer Keule von Blei getödtet;

— **Nicomedes**, Priester, mit einer Stachelkeule erschlagen;

— **Eugenius**, Bischof von Toledo, der zu Deuil, unweit Paris, von der Dienerschaft des römischen Präfecten erschlagen wurde;

— **Gervasius**, zu Mailand auf Befehl des römischen Prätors mit bleiernen Kolben getödtet;

— **Adalbert**, Bischof von Prag und Missionar der heidnischen Ungarn, Polen und Preußen, der zuletzt in Samland, in der Nähe von Fischhausen von einem heidnischen Priester mit einer Lanze

durchbohrt und darauf von dem Volke mit **Keulen** vollends getödtet wurde (997).

Ebenso bei **St. Fidelis v. Siegmaringen,** einem vorher unter dem Namen Dr. Marcus und als „Advokat der Armen" bekannten Rechtsgelehrten im Ober-Elsaß, der in seinem Alter Capuzinermönch in Freising wurde, wo er den Namen Fidelis erhielt. Seinen Tod fand er (1622) auf einer Missionsreise, wo er von den Calvinisten, gegen die er eifrig predigte, in einem Tumult erschlagen wurde.

Symbolisches Attribut scheint sie dagegen bei

St. Vitalis, welcher der Legende zufolge in einer Grube lebendig begraben wurde, und gleichwohl eine Stachelkeule in der Hand hält; ebenso bei

— **Apollinaris,** erstem Bischof von Ravenna, welcher der Tradition gemäß auf Flammen oder Kohlen sitzend abgebildet wird.

Als historisches Attribut gefaßt könnte sie höchstens auf vorangegangene Mißhandlungen bezogen werden.

Bei dem Apostel **St. Judas Thaddäus** sind die Nachrichten über seinen Tod und demgemäß auch die ihm beigelegten Attribute verschieden. Nach Einigen soll er mit Pfeilen erschossen, nach Andern verkehrt gekreuzigt worden sein. Wird er mit der Keule dargestellt, so soll dies nur soviel bedeuten, daß sein Tod unbekannt, jedenfalls aber von der Hand der Heiden erfolgt sei, und ebenso wird man die Keule auf dem Bilde des **St. Arcadius** zu deuten haben, von dem die Tradition nur meldet, daß er in der Barbarei als Märtyrer starb.

3. Beil und Axt.

Mit Ausnahme von **St. Johannes dem Täufer,** der häufig mit einem in die Wurzel eines Baumes eingeschlagenen Beil abgebildet ist, womit auf die Worte seiner Bußpredigt: „Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt" (Matth. 3, 10) hingedeutet werden soll, sind Beile und Aexte meist historische Attribute, wenn gleich nicht immer Zeichen des Märtyrertodes.

So wird der Bischof **St. Wolfgang** mit einem Beil abgebildet, weil er dasselbe von einem Berge aus, so weit er konnte, hinabschleuderte mit den Worten: „Wo ich es finde, da soll meine Wohnung sein", und er wirklich darauf im Thal bei einem See, wo es hingefallen war, eine Hütte und ein Kirchlein baute, daher er auf dem Bilde dieses häufig zur Seite hat.

Ebenso bezieht sich, wenn auf dem Bilde des Prämonstratensermönchs **St. Hermann Joseph,** neben dem Heiligen, Christus mit

einem Beil dargestellt wird, dies nicht auf den Märtyrertod, sondern es soll daran erinnern, daß Hermann für ein Kloster, das Christus um seiner Sünden willen ausrotten wollte, so lange gebeten hatte, bis er endlich Gnade fand.

Märtyrerzeichen dagegen ist es auf den Bildern des **St. Anastasius, St. Erhard, St. Chrysanthus** und bei dem Bischof **St. Rufus.** Ebenso bei **St. Josaphat** und **St. Hermenigild,** die beide mit dem Beil im Kopfe dargestellt werden, weil ihnen dieser gespalten wurde. Der letztere war bekanntlich der Sohn des arianisch-gesinnten Westgothenkönigs Levigild, und wurde seines eifrigen katholischen Glaubens wegen, auf Befehl seines eigenen Vaters im Gefängniß schrecklich gemißhandelt und endlich mit dem Beil getödtet.

4. Lanze, Wurfspieß, Hellebarde.

Diese drei häufig mit einander wechselnden Attribute bezeichnen entweder speziell die Tödtung mit der einen oder der andern dieser Waffen, oder im Allgemeinen den Märtyrertod, sofern die Todesart nicht näher bekannt, oder schon anderweitig angedeutet war.

Speziell historisches Attribut ist die Lanze bei **St. Lambertus,** Bischof von Mastricht, der, da er seine Kirche von einigen Großen widerrechtlich bedrückt und geplündert sah, entschieden dagegen geeifert und dadurch den Verdacht auf sich geladen hatte, als sei er schuld, daß einige dieser Plünderer in einem Tumult erschlagen wurden. Aus Rache dafür läßt Dedo, der Verwandte eines der Erschlagenen, das Haus des Bischofs umzingeln; und dieser kniet, da er von der Messe heimkehrend die feindlichen Absichten alsbald erkennt, auf den Tod gefaßt, sofort nieder, und wird mit einer Lanze erstochen (698, nach Andern 708).

Ferner bei **St. Kanut,** König von Dänemark, der für die Ausbreitung des Christenthums unermüdet thätig, bei einem Aufstand in der Kirche zu Odensee mit einer Lanze niedergestoßen und mit einem Wurfspieß vollends getödtet wurde (1085).

Außerdem auch bei **St. Demetrius,** dem Proconsul († 290).

Bei **St. Coronatus,** dem Abt, und dem Jesuiten **St. Johannes de Goto;** ferner bei **St. Eulogius,** dem Bischof von Toledo, und **St. Gengulphus,** einem Kriegsmann, der unter Pipin gedient hatte, und den seine ehebrecherische Frau, von der er sich getrennt, durch ihren Buhlen meuchlings mit einem Wurfspieß umbringen ließ (760).

Bei **St. Donatian,** dem Bischof, der mit Schwert und Lanze abgebildet wird, ist das erstere das Zeichen, daß er auf Befehl der Obrigkeit gemartert und getödtet wurde. Es geschah dies im J. 287 zu

Nantes, wo er mit seinem Bruder **Rogatian** zusammen den Märtyrertod erlitt, indem beide nach vielen Qualen zuletzt mit einer Lanze getödtet wurden.

Bei dem Bischof **St. Emmeran,** der den Baiern das Christenthum predigte, auf Anstiften der Prinzessin Uta aber verfolgt, von ihrem Bruder, dem Prinzen Landbert, im Bisthum Freisingen bei Helfendorf im Walde aufgegriffen, an eine Leiter gebunden und in Stücke zerschnitten wurde (652), scheint die Lanze nur allgemeines Zeichen des Märtyrertodes.

5. Pfeile.

Sie sind meist spezielle Zeichen der Todesart. So bei **St. Ursula,** der Führerin der eilftausend Jungfrauen, die sammt ihrem Bräutigam Comanus, den Jungfrauen und dem Papst, der sie von Rom aus bis nach Cöln zurückbegleitet hatte, durch die Pfeile der feinlichen Gothen, welche die Stadt belagerten, getödtet wurde.

Ebenso bei **St. Christina,** die gewöhnlich außer dem Pfeile noch einen Mühlstein zur Seite hat. — Sie war die Tochter eines römischen Präfecten, und ebenso eifrig in dem Bekenntniß des Christenthums, als ihr Vater in der Verfolgung der Christen. Da sie seine goldenen Götzenbilder zerstört hatte, wurde sie von ihm grausam gemißhandelt, indem er ihren Leib mit Zangen zerfleischen ließ, wobei sie ihm die abgerissenen Stücke ins Gesicht warf. Hierauf wurde sie mit einem Mühlstein am Halse in den Lago di Bolsena geworfen. Aber der Stein tauchte mit ihr wieder auf, und ein Engel rettete sie. Doch warteten ihrer unter dem Nachfolger ihres Vaters neue Qualen. Sie ward ins Gefängniß geworfen mit giftigen Schlangen zusammen, die ihr aber nichts schadeten. Man schnitt ihr, da sie nicht aufhörte, Loblieder zu singen, die Zunge aus, und endlich ward sie (300) mit Pfeilen erschossen.

Auch hier mag die größere Hälfte der Qualen auf Rechnung des Legendenerzählers zu setzen sein, der, wie es in den Heiligengeschichten so oft der Fall ist, die Heilige in seiner Klosterzelle fürchterlichere Qualen ausstehen ließ, als die erfindungsreichste Grausamkeit der Verfolger je ersinnen konnte. Halten wir uns aber an die beiden Attribute, so scheint es am wahrscheinlichsten, daß die Heilige zuerst mit einem Pfeil getödtet, und ihr Leichnam alsdann mit einem Mühlstein ins Wasser versenkt wurde.

Zwei andere, einander sehr ähnliche Bilder stellen Heilige an einen Baum gebunden und mit Pfeilen durchstochen dar, **St. Sebastian** und **St. Edmund.** — Der Erstere, ein Hauptmann in der prätorianischen Leibwache — weshalb er auch zum Unterschiede von St. Edmund,

einen Bart auf der Oberlippe hat, — wurde, wie die Legende berichtet, unter Diocletian verurtheilt, durch Pfeile getödtet zu werden. Christlichen Frauen indeß, die ihm nach Vollziehung des Urtheils die Pfeile auszogen, und die Wunden mit Balsam wuschen, gelang es, ihn wieder ins Leben zu bringen, worauf er sich aber von neuem unerschrocken öffentlich als Christ zeigte, und dafür im Circus sein Leben endete (288). **St. Edmund** dagegen, ein Angelsächsischer König, fiel (870) als Opfer der heidnischen Dänen, die ins Land eingefallen waren, ihn gefangen genommen, gegeißelt und endlich an einen Baum gebunden und mit Pfeilen getödtet hatten. Da er nicht selten aller Insignien der Königswürde beraubt und entkleidet an den Baum gebunden abgebildet wird, wie **St. Sebastian**, so ist er leicht mit diesem zu verwechseln, und der auf den kriegerischen Stand hindeutende Bart des letzteren ist daher oft das einzige Unterscheidungszeichen.

Auch bei **St. Faustus** und **St. Petrus Thomas,** dem Karmelitermönch, ist der Pfeil spezielles Todeszeichen.

Anders dagegen ist es bei **St. Otto,** dem Apostel der Pommern, vorher Kanzler Heinrichs IV., dann Bischof von Bamberg, der die Pfeile, die man ihm als Kriegsmunition gegen seine Feinde zugeschickt hatte, in Nägel umschmieden und zu dem Kirchendach auf dem Michelsberge in Bamberg verwenden ließ, weshalb er meist mit Pfeilen in der Hand, oft auch Nägel schmiedend abgebildet ist.

Ebenso wenig ist der Pfeil bei **St. Aegidius** spezielles Todeszeichen. Der Heilige lebte (um 680) bei Nismes verborgen vor aller Welt als Einsiedler, wo eine Hirschkuh ihn ernährte. Auf der Jagd aber verwundete einst der König der Gothen das Thier, und bei der Verfolgung entdeckte er die Einsiedelei, wohin die Hirschkuh (auf Bildern häufig auch ein Reh) geflohen war.

6. Fackeln, Flammen, Scheiterhaufen.

Mit wenigen Ausnahmen sind diese Attribute meist spezielle Hindeutung auf den Feuertod, und namentlich scheint die Fackel nur das einfachere Zeichen für den Tod auf dem Scheiterhaufen zu sein, der auf anderen Bildern wirklich dargestellt ist.

So wird **St. Theodorus Tiro** — diesen Beinamen hat er, weil er erst kurz vor seinem Märtyrertode in eine römische Legion eingetreten war — in der Regel mit einer Fackel in der Hand und einem Scheiterhaufen zur Seite abgebildet, weil er in der Diocletianischen Christenverfolgung (304) so endete. Ebenso sind bei **St. Chrysanthus,** der mit Fackeln und Axt, eine Grube neben sich, bei **St. Anatolia,** die mit Fackeln und Schlangen, und bei **St. Eutropia,**

die mit Fackeln allein abgebildet wird, diese immer Zeichen des Märtyrerleidens. Bei **St. Theodotus**, der mit Fackeln und Schwert dargestellt wird, berichtet die Legende, wie gewöhnlich, daß er zuerst mit Fackeln gebrannt und dann getödtet worden sei. Wahrscheinlich aber bedeuten die beiden Attribute auch hier nur, daß der Märtyrer von der Obrigkeit zum Scheiterhaufen verurtheilt worden.

Unter den Bildern, welche speziell den Flammentod darstellen, sind die bemerkenswerthesten:

St. Afra, an einen Baum gebunden und von Flammen umgeben. — Ihre Mutter, eine Heidin, die von Cypern gekommen, sich in Augsburg niedergelassen, hatte dort eine Herberge eingerichtet und die Tochter zu dem Gewerbe einer Lustdirne angehalten. Da kehrten einst **St. Narcissus** und **St. Felix** in die Herberge ein, und ihre Worte machten auf Afra einen so tiefen Eindruck, daß sie von Stund an, trotz der Drohungen ihrer Mutter, sich zum Christenthum bekehrte und offen und frei ihren christlichen Glauben vor Gericht bekannte, wofür sie (304) zum Flammentod verurtheilt wurde.

St. Eulalia v. Merida, in Spanien, wird gleichfalls in Flammen stehend dargestellt. Außerdem ist sie kenntlich an der schon oben erwähnten weißen Taube über ihrem Haupte, dem Symbol der himmelwärts schwebenden Seele.

St. Agapetus, verkehrt über Flammen aufgehangen. Er starb 273.

Am häufigsten aber ist auf den Bildern der zum Feuertode verurtheilten Märtyrer der Scheiterhaufen. Hierher gehören namentlich:

St. Agnes, entweder auf dem Scheiterhaufen stehend, von Flammen umgeben, oder diesen seitwärts neben sich habend. Hat sie im letzteren Falle ein Schwert in der Hand, so deutet dies auf die gerichtliche Verurtheilung hin. Von dem sie außerdem kenntlich machenden Lamm ist schon oben (S. 53.) die Rede gewesen.

St. Augusta, entweder auf einem Scheiterhaufen, oder zwischen zwei Bäumen über einem Feuer hängend, zu welchem Tode ihr eigener Vater sie ihres christlichen Glaubens wegen verurtheilt haben soll.

St. Anastasia, auf dem Scheiterhaufen, zu welchem der Statthalter sie, eine edle Römerin, verurtheilt hatte (304). Bisweilen erscheint sie auch an drei Pfähle gebunden, umgeben von einem großen Feuer.

St. Columba, eine Krone auf dem Haupt und stehend auf einem brennenden Holzstoß, einen Engel zur Seite; bisweilen auch ein Schwert in der Hand. — Der Legende zufolge soll der Engel den Scheiterhaufen gelöscht haben, und sie daher auf Befehl des Kaisers

Aurelian (273) enthauptet worden sein. Die Angabe, daß sie von fürstlicher Herkunft gewesen, beruht, wie es scheint, nur auf Mißdeutung der symbolischen Märtyrerkrone.

St. Martina, auf einem Scheiterhaufen, eine Zange in der Hand. — Auch hier berichtet die Legende, daß der Scheiterhaufen, durch einen plötzlichen Regen gelöscht, die Heilige unversehrt gelassen habe, worauf der Kaiser Alexander Severus — von dem übrigens die beglaubigte Geschichte gerade im Gegentheil berichtet, daß er den Christen gewogen war und sie begünstigte — sie mit Zangen habe zerfleischen und endlich enthaupten lassen. Zur Strafe dafür sei er an demselben Tage wahnsinnig geworden.

Ferner **St. Fructuosus**, Bischof von Taragona, der 259 mit zwei Diakonen im Amphitheater auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

St. Polykarp, Bischof von Smyrna, der Schüler des Apostels Johannes († 166 auf dem Scheiterhaufen). Die weiße Taube über seinem Haupt ist schon oben erwähnt worden.

St. Apollonius, als Diakon auf einem Scheiterhaufen, zu dem er (300) verurtheilt wurde, der ihn aber nicht beschädigte, so daß er endlich im Meere ertränkt werden mußte.

St. Aristion von Alexandria und **St. Nicetas**, einer der großen Märtyrer in der griechischen Kirche, vornehmlich bei den Gothen hoch in Ehren gehalten, der 372 unter dem Ostgothenkönig Athanarich verbrannt wurde.

Auf andern Bildern sieht man statt des brennenden Scheiterhaufens einen glühenden Ofen. Hierher gehören vornehmlich:

St. Eleutherius, mit einem Schwert, einen glühenden Ofen zur Seite. — Der Legende zufolge ward er mehrere Male in einen solchen geworfen, ohne daß es ihm schadete. Ebenso blieb er von den wilden Thieren verschont, und erst die Hinrichtung mit dem Schwert (120) soll seinem Leben ein Ende gemacht haben.

St. Eustachius, als römischer Feldherr, einen glühenden Ofen zur Seite, in dem er gleichfalls nach drei Tagen unversehrt gefunden wurde. — Eben dasselbe berichtet die Legende von **St. Januarius**, Bischof von Benevent, und hierauf beruht es, daß gerade er in der Umgegend vom Vesuv als Schutzheiliger verehrt wird und namentlich der Schutzpatron von Neapel ist. Sein Märtyrertod fällt in die Zeit der Diocletianischen Verfolgung.

St. Victor von Mailand, gewöhnlich als Mohr und römischer Soldat abgebildet, ein Schwert in der Hand und einen glühenden Ofen zur Seite. — Auch von ihm heißt es, daß weder das geschmolzene Blei, das auf seinen Leib gegossen wurde, noch der Aufenthalt in

einem feurigen Ofen ihm geschadet, und erst die Hinrichtung mit dem Schwert sein Leben geendet habe.

St. Pelagia, in einem glühenden Stier. — Diese Gestalt hatte in der Regel der Ofen.

Verwandt ist dieser Todesqual der Märtyrertod auf dem glühenden Rost, zu welchem **St. Laurentius**, der Diakon, und **St. Vincentius Levita** verurtheilt wurden. Der Erstere hatte von dem Präfecten von Rom den Befehl erhalten, die Schätze der Kirche auszuliefern, und da er statt des gehofften Goldes und Silbers eine Menge Arme, Kranke, Jungfrauen, Wittwen und Waisen vorstellte, ward er von dem ergrimmten Römer verurtheilt, langsam auf einem Rost gebraten zu werden (150).

St. Vincentius, Diakon des Bischofs Valerius, wurde mit diesem zusammen in der Verfolgung unter Dacian nach Valencia geschleppt, dort mit Zangen zerfleischt, auf einen mit spitzen Zacken besetzten, glühenden Rost gelegt, und endlich in einen Kerker auf Scherben geworfen, wo er starb (304).

Außerdem gehören hierher:

St. Agatha, eine Zange haltend und ein Kohlenbecken zur Seite, weil sie auf glühende Kohlen gelegt wurde, und so den Märtyrertod erlitt (250).

In ganz ähnlicher Weise wird **St. Charitina**, eine Heilige der griechischen Kirche, dargestellt, nur daß sie oft noch einen Engel zur Seite hat, welcher die Kohlen ausgelöscht haben soll.

Auch **St. Tiburtius**, ein römischer Ritter, wird auf glühenden Kohlen gehend dargestellt, und natürlich berichtet die Legende auch hier, daß dies ohne Schaden geschehen sei, und er erst mit dem Schwert habe getödtet werden müssen.

St. Julian v. Ancyra wird zur Andeutung seines Märtyrerthums mit einem glühenden Helm dargestellt; **St. Agathokles** und **St. Spiridion**, zwei Heilige der griechischen Kirche, mit glühenden Stacheln, womit ihnen das eine Auge ausgestochen und der eine Schenkel gelähmt wurde, — die gewöhnliche Strafe für diejenigen, welche in die Bergwerke verwiesen wurden.

7. Hammer, Nagel, Ambos, Zange.

Zeichen des Märtyrertodes ist der Hammer bei:

St. Reinold, als Mönch oder Ritter, mit einem Hammer in der Hand abgebildet, mit dem ihm der Kopf eingeschlagen wurde, und

St. Gervasius, der auf Befehl des römischen Prätoren zu Mailand mit einer bleiernen Keule erschlagen ward.

Bei **St. Eligius**, Bisch. v. Noyon dagegen sind Hammer und Zange Zeichen seines früheren Standes. — Er war Goldschmied und Münzmeister unter dem fränkischen König Chlotar II. gewesen, und hatte als Laie bereits viel zur Verbesserung des Kirchenwesens gethan; († 659).

Die Nägel sind Zeichen des Märtyrertodes bei folgenden:

St. Pantaleon, meist dargestellt an einem Baum hängend, an welchem die Hände über dem Kopf angenagelt sind. — Er lebte zu Nikomedia und war Leibarzt des Kaisers Galerius Maximus, wurde Christ, dann Apostat, worauf er sich wiederum zum Christenthum bekehrte, alle seine Habe den Armen schenkte, und 303 den Märtyrertod in der angegebenen Weise erlitt;

St. Theodula, mit den Füßen an eine Cypresse genagelt und mit den Haaren an den Zweigen aufgehängt, oder mit einem Nagel in den Füßen. — Auch sie erlitt den Märtyrertod in der Diocletianischen Verfolgung.

St. Severus v. Rom und **St. Julianus** v. Emesa († 312) haben zum Zeichen ihres Leidens einen Nagel im Kopfe; **St. Epimachus** und **St. Dagobert**, König v. Frankreich, kenntlich außerdem an Krone und Scepter, halten den Nagel in der Hand.

Den Ambos hat als Märtyrerzeichen **St. Adrian**, ein römischer Kriegsoberster, der in der Verfolgung unter Maximian seines christlichen Bekenntnisses wegen eingezogen und gemartert ward, wobei ihm die rechte Hand auf dem Ambos abgehauen wurde.

Die Zange kommt als Marterwerkzeug vor bei:

St. Apollonia, die auf Bildern meist eine Zange mit einem Zahn in der Hand hält, da ihr bei ihrem Märtyrerleiden in der Verfolgung unter Decius (250) alle Zähne mit einer glühenden Zange ausgerissen wurden. — Dasselbe hatte die bereits oben erwährte **St. Charitina**, zu leiden. **St. Macra**, dargestellt entweder wie ihr vom Henkersknecht die Brüste abgerissen werden, oder einfach mit einer Zange in der Hand. — Sie erlitt den Tod unter Decius; (nach Anderen 303 in der Diocletianischen Verfolgung zu Rheims). In gleicher Weise und gleichzeitig mit ihr wurde **St. Agatha** gemartert, die daher nebst dem schon erwähnten Kohlenbecken noch eine Zange in der Hand hat.

Auch **St. Christina** hat außer dem Mühlstein eine Zange, mit der ihr Zunge und Brüste abgerissen wurden (300, in der Diocletianischen Verfolgung), und ebenso die schon oben erwähnte **St. Martina**.

8. Mörser, Faß, Rad, Strick, Stein.

Einen Mörser hat **St. Victorinus**, ein römischer Ritter, zur Seite, da er (um 300) in einem solchen zerstampft wurde.

Das Faß auf dem Bilde der **St. Antonia** deutet darauf hin, daß sie in einem solchen erstickt wurde.

Das Rad ist Märtyrerzeichen bei:

St. Katharina v. Alexandria, unter Maximin II. auf einem mit Messern oder Stacheln besetzten Rade gemartert, das aber von einem Blitz zertrümmert wurde, daher man dasselbe meist zerbrochen sieht. Die Krone auf ihrem Haupte scheint ursprünglich symbolisch gemeint zu sein, wogegen die Legende natürlich von einer königlichen Herkunft zu berichten weiß. Das Buch, welches sie in der Hand hat, deutet auf ihre große Gelehrsamkeit hin. Denn auf Befehl des Kaisers hatten mehrere Philosophen mit ihr disputiren müssen, um sie des Irthums zu überführen; doch waren sie alle von ihr überwunden worden. —

St. Euphemia, Tochter eines Patriciers, ein Rad und einen Bären neben sich; denn nach unsäglichen Martern erhielt sie endlich von einem Bären den tödtlichen Schlag (290).

St. Donatus, Bischof von Arezzo, ein Rad mit Lichtern besetzt zur Seite. Mit diesem wurde er unter Julianus Apostata (361) gemartert, und endlich mit dem Schwert enthauptet.

St. Willigis, Erzbischof v. Mainz, ein Rad neben sich, der Legende zufolge, weil er der Sohn eines Radmachers gewesen war. Daher auch sein Wahlspruch:

Willigis, Willigis,
Deiner Herkunft nicht vergiß.

Von ihm soll das Rad im Mainzer Stadtwappen herstammen. Vielleicht aber war es, wie in den Wappen von Cöln und Trier, ursprünglich ein Kreuz, eingeschlossen in den Kreis des Siegels, welches nachher die Gestalt eines Rades erhielt.

Der Strick findet sich als Märtyrerzeichen bei:

St. Beatrix, welche in der Diocletianischen Verfolgung von einem vornehmen Römer Lucretius als heimliche Christin angegeben wurde, weil er durch ihren Tod in den Besitz eines ihr gehörigen Landgutes zu kommen gedachte, das er mit dem seinigen gern vereinigen wollte. Auf seine Angabe hin wurde sie erdrosselt.

St. Sira, einen Strick um den Hals, mit dem sie erwürgt wurde, einen Hund zur Seite, der sie, da sie ihm vorgeworfen wurde, verschont hatte.

St. Desiderius, Bisch. v. Vienne, einen Strick in der Hand, weil er auf Anstiften der Brunhildis, Gemahlin des fränkischen Königs Siegbert, deren Ehe er wegen zu naher Verwandschaft gemißbilligt hatte, 612 auf offener Landstraße erdrosselt worden war.

St. Godolena, einen Strick in der Hand. — Verheirathet an

einen rohen und gottlosen Flandrischen Edelmann, der sie täglich mißhandelte und ihr kaum die dürftigste Nahrung zukommen ließ, theilte sie dennoch ihr Brot und Wasser noch mit den Armen, bis ihr Peiniger sie endlich heimlich erdrosseln ließ, mit dem Vorgeben, sie sei vom Schlage gerührt worden. Der Boden jedoch, auf dem der Mord geschehen (1034) wurde zum Verräther der That, indem er weiß wie Alabaster ward, und dies brachte den Mörder dahin, daß er endlich in sich ging.

Die Steine als Zeichen des Todes durch Steinigung oder Ertränkung (mittelst eines angehängten Mühlsteins) finden sich hauptsächlich bei folgenden:

— **Stephanus**, dessen Steinigungstod schon in der Apostelgeschichte berichtet wird.

St. Barnabas, einen Stein in der Hand, weil er, der Reisegefährte des Apostels Paulus, späterhin Bischof auf Cypern, zuletzt gesteinigt worden sein soll.

— **Calixtus I.**, Bischof v. Rom (221—226) einen Stein am Halse, weil er mit diesem ins Meer versenkt wurde.

— **Quirinus**, Bischof v. Sissek in Croatien, mit einem Mühlstein am Halse von einer Brücke herabgestürzt (309), wobei er noch lange auf dem Wasser schwamm, ehe er untersank.

— **Florian**, einen Stein am Halse; außerdem kenntlich durch ein Gefäß, aus dem er Wasser in ein brennendes Haus gießt.

— **Victor** v. Marseille, mit Schwert und Mühlstein. — Er war römischer Hauptman in der Maximinischen Verfolgung, in der er selbst den Märtyrertod erlitt.

— **Severianus**, aufgehängt und Steine an den Füßen, durch die er mitten von einander gerissen wurde.

— **Emerentiana**, einen Stein in der Hand. Sie wurde (304) gesteinigt, weil sie auf dem Grabe der heil. **Agnes** gebetet hatte.

— **Christina**, mit einem Pfeil oder Messer, einen Mühlstein zur Seite. (vgl. S. 166)

— **Eusebius** v. Samosata, einen Dachziegel in der Hand, weil er, ein eifriger Gegner der Arianer, von einem Arianischen Weibe, als er über die Straße ging, mit einem solchen geworfen und tödtlich verwundet wurde. Uebrigens mußte man ihm kurz vor seinem Tode (379) eidlich versprechen, daß man keine Nachforschungen nach dem Mörder anstellen wolle.

Zu den seltneren Marterwerkzeugen gehört die Winde. Eine solche hält der Bischof **St. Erasmus**, in der Hand, weil ihm damit die Eingeweide aus dem Leibe gewunden wurden.

Eine eiserne Hechel auf dem Bilde des **St. Blasius**, Bisch. v.

Sebaste in Armenien, zum Zeichen, daß er in der Diocletianischen Verfolgung mit eisernen Kämmen oder Hecheln zerfleischt wurde.

St. Felix in Pincis, ein Bischof, soll von Kindern mit Griffeln erstochen worden sein, eine Erzählung, zu der wahrscheinlich der mißverstandene Name oder die Mißdeutung des auf den Namen anspielenden Bildes veranlaßte.

St. Fortunatus hat als Märtyrerzeichen eine Scheere, die man sich aber jedenfalls eher als Zange zu denken hat.

Bei **St. Leodegarius**, Bisch. v. Autun, ist der Bohrer, den er in der Hand hält, Zeichen, daß ihm mit einem solchen die Augen ausgestochen wurden.

Bei **St. Pamphilius** ist es ein Rasirmesser, das die Art seines Märtyrertodes bezeichnet.

Bei **St. Thuthael**, einem Heiligen der Griech. Kirche, bedeutet die Säge, die er hält, daß er am Kreuz zersägt wurde.

St. Vitus hat bisweilen einen Oelkessel bei sich, weil er in einem solchen gesotten worden sein soll.

B. Die Attribute des Standes.

Außer der Kenntniß der Märtyrer-Attribute bedarf es aber auch einer genaueren Bekanntschaft mit den Attributen des Standes, bei denen gleichfalls der Unterschied zwischen historischen und symbolischen festzuhalten ist.

1. Die Abzeichen des königlichen und fürstlichen Standes, Krone, Scepter, fürstliche Tracht.

Bei der Menge von Heiligen, die auf den Bildern mit Kronen oder sonst mit Insignien des Fürstenranges erscheinen, drängt sich Jedem von selbst die Vermuthung auf, daß es wohl auf einem Irthum beruhen mag, wenn die Legende von allen diesen berichtet, daß sie Könige oder von fürstlicher Herkunft gewesen seien. Auf der andern Seite aber setzt auch die beglaubigte Geschichte es außer Zweifel, daß wirkliche Könige, Fürsten und Fürstinnen aus Demuth sich häufig all ihres irdischen Glanzes entäußert und besonders gegen das Ende ihres Lebens nicht selten statt des fürstlichen Gewandes das unscheinliche Mönchs- oder Nonnenkleid gewählt haben, so daß man weder um der fürstlichen Insignien willen sofort auf den fürstlichen Rang schließen, noch um der Mönchs- oder Nonnentracht willen ihn leugnen darf. Um in der Beurtheilung der dargestellten Heiligen sicher zu gehen, scheint es daher am gerathensten, zunächst die Bilder derjenigen genauer kennen zu lernen, bei welchen die Abbildung auf fürstlichen Rang hindeutet, den auch die beglaubigte Geschichte

ihnen zuerkennt, sodann die Bilder derer, welche dem Zeugniß der Geschichte zufolge von fürstlicher Herkunft waren, aber um ihres Seelenheils willen den klösterlichen Stand erwählten, und daher als Mönche oder Nonnen dargestellt sind, und endlich diejenigen, von deren königlichem oder fürstlichem Rang die beglaubigte Geschichte nichts weiß, und somit durch ihr Schweigen es rechtfertigt, wenn wir, trotz der Legendenberichte, jene Insignien nur für symbolische Attribute gelten lassen.

1. Heilige, königlichen oder fürstlichen Ranges, mit den Insignien desselben dargestellt.

St. Heraklius, der griechische Kaiser, das Kreuz Christi in die Stadt Jerusalem bringend. — Er hatte dasselbe 626 von dem Persischen König Cosroes wieder erobert und wollte es im feierlichen Pomp in die Stadt bringen. Aber mit einem Male war das Thor verschwunden, und ein Engel rief ihm zu, daß seine kaiserliche Kleiderpracht wenig zu dem Kreuz des demüthigen Erlösers passe. Er legte sogleich all seinen Schmuck ab, und zog ein härenes Büßergewand an, worauf das Thor nicht allein wieder sichtbar ward, sondern sich von selbst öffnete. Der Kaiser trug das Kreuz hinein, ließ es aufrichten, und seitdem wurde alljährlich dieser Tag (14. Septemb.) als Kreuzerhöhungstag gefeiert.

— **Karl** d. Gr. als Kaiser mit Krone und Scepter, eine Kirche haltend, in der Rüstung und ein Schwert an der Seite, oder statt des Scepters dieses in der einen, die Kirche in der andern Hand haltend.

— **Heinrich** II. der Lahme, als Kaiser, zwei Schwerter, eins an der Seite, das andere in der einen Hand, in der andern eine Kirche.

— **Wencelaus**, König v. Böhmen, in königlicher Tracht, mit Fahne und Schild, in welchem ein Adler; ein Schwert in der Hand zur Hindeutung auf seine Ermordung auf Anstiften seiner Mutter (938).

— **Sigismund**, in fürstlicher Tracht, gleichfalls ein Schwert in der Hand.

— **Leopold**, Markgraf v. Oesterreich (1136) mit fürstlichen Insignien, eine Kirche haltend.

— **Ludwig** IX. der Heilige, v. Frankr. mit Krone und Scepter (Liliensceptter), eine Dornenkrone in der Hand, als Hindeutung auf sein mühevolles Leben im Dienst des Erlösers; bisweilen auch einen Kreuzesstab in der Hand, oder das Kreuz auf dem Aermel, als Hindeutung auf seinen Kreuzzug, bei welchem er den Tod fand. (1270).

— **Oswald**, König v. England, mit der Krone; einen Raben auf der Hand, der einen Ring im Schnabel hält. — Als er sich nämlich mit einer Jungfrau vermählen wollte, deren Vater alle Freier umbrachte, sandte er seinen Raben, der auch lateinisch sprach, mit dem

Bewerbungsbrief und dem Verlobungsring an sie ab, und der Vogel verrichtete sein Geschäft sehr gut. — Oswald † 642 als Märtyrer.

— **Edmund**, Angelsächsischer König († 870) mit der Krone, an einen Baum gebunden und Pfeile in der Brust, welche die heidnischen Dänen auf ihn geschossen hatten. Das Schwert, das ihm außerdem beigegeben wird, soll der Legende zufolge andeuten, daß er hinterdrein noch geköpft wurde.

— **Eduard**, der Märtyrer, König v. England († 978) mit den königlichen Insignien, einen Becher und Dolch haltend. — Er wurde auf Anstiften seiner Stiefmutter erstochen, gerade als er den Becher an die Lippen setzte.

— **Eduard**, der Bekenner, König v. England († 1066) im königlichen Schmuck, einen Kranken tragend, der von ihm geheilt wurde.

— **Kanut**, König v. Dänemark, mit königlichen Abzeichen, Pfeile und Lanze in der Hand, als Märtyrer-Attribut.

— **Olaus**, König v. Norwegen, mit der Krone, einen Dolch in der Hand, weil er zu Stilchstadt im Drontheimischen meuchlings ermordet wurde. —

— **Stephan** v. Ungarn, mit Krone und Scepter; † 1038 nachdem er viel für die Verbreitung des Christenthums in Ungarn gethan.

— **Ferdinand** III. v. Castilien, mit den königlichen Insignien, ein Kreuz auf der Brust, weil er im Leben wirklich ein Kreuz mit eisernen Stacheln auf der bloßen Brust getragen hatte. († 1252).

St. Helena, Mutter des Kaisers Konstantin d. Gr., mit der Krone, Kreuz und Nägel haltend, weil sie die Finderin des Kreuzes Christi war; oft auch außerdem eine Kirche, als Hindeutung auf die Kirchen, die sie bauen ließ.

— **Hildegard**, Gemahlin Karls d. Gr. († 783) mit der Krone und im fürstlichen Gewande.

— **Mathilde**, Gemahlin Heinrichs I. des Vogelstellers, mit den kaiserlichen Insignien, oft eine Kirche haltend, weil sie mehrere Klöster und Abteien gestiftet hatte.

— **Adelheide**, Prinzessin von Burgund und Gemahlin Kaiser Otto's I. mit der Kaiserkrone.

— **Theophania**, Mutter des Kaisers Otto III. (um 990) im kaiserlichen Schmuck.

— **Kunigunde**, Gemahlin Kaiser Heinrichs II., mit der Krone, eine Kirche haltend, oft auch außerdem eine Pflugschar. — Sie war bekanntlich, um sich von dem Verdacht ehelicher Untreue zu befreien, mit nackten Füßen über eine glühende Pflugschar gegangen, ohne verletzt zu werden; († 1040 in dem von ihr gebauten Kloster Kaufungen).

St. Katharina v. Schweden, mit der Krone und im fürstlichen Gewande, oft auch als Aebtissin, eine Hirschkuh zur Seite. — Sie war die Tochter der St. Brigitta und des Königs Ulfo v. Nericien und st. 1381. — Mit ihrem Gemahl lebte sie in einem jungfräulichen Verhältniß, und da sie nach dem Tode desselben, von Freiern umlagert, keinem ihre Hand reichen wollte, was jene immer kühner machte, so sah sie sich genöthigt, vor ihren Nachstellungen zu flüchten, und einer bei ihrem Versteck vorübereilenden Hirschkuh verdankte sie es, daß die Nachstellenden auf einen andern Weg verlockt wurden und sie vor ihnen sicher blieb.

2. Heilige, fürstlichen Ranges, in klösterlicher Tracht.

St. Jodocus, als Eremit, eine Krone zu seinen Füßen. — Er sollte König von Bretagne werden, entsagte aber der Krone, wählte die Tonsur und lebte als Einsiedler. († 668).

— **Clodoaldus** (St. Cloud), als Benedictinermönch mit fürstlichen Insignien, weil er der Sohn des fränkischen Königs Clodomir war. Auch er lebte als Einsiedler — zu Nogent, wo er 560 starb — und ist der erste Heilige aus der Familie der fränkischen Regenten.

— **Ludovicus** v. Tolosa, in Franciscanertracht, drei Kronen neben sich. — Er stammte nämlich aus den königlichen Häusern von Neapel, Sicilien und Jerusalem, verzichtete aber auf allen Glanz, ward Franciscanermönch und Bischof von Toulouse, † 1297. Wird er mit einer Blume am Munde dargestellt, so soll dies darauf hindeuten, daß ihm zum Zeichen seiner unverletzten Keuschheit, nach seinem Tode eine Blume aus dem Munde gewachsen sein soll.

— **Franciscus Borgia** als Kardinal in Jesuitentracht, die Krone neben sich. — Er war Herzog von Gandia in Spanien, wählte aber den geistlichen Stand, da der Anblick des Leichnams der vormals so reizenden Königin Isabella, den er nach Granada zu begleiten hatte, einen so erschütternden Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er von Stund an alle Gedanken an weltliche Dinge aufgab und in den neugestifteten Jesuitenorden eintrat.

St. Aldegunda (Adelgunda) im fürstlichen Gewande, auf dem Wasser gehend, ein Engel voran; über ihrem Haupt der heil. Geist als Taube mit dem Nonnenschleier.

Von der Taube mit dem Nonnenschleier ist schon oben die Rede gewesen; das Gehen auf dem Wasser soll auf ihre Flucht über den Sambrefluß hindeuten, da sie sich nur durch diese der von ihrer Mutter gewünschten Verehlichung entziehen und ihren Wunsch, ins Kloster zu gehen, befriedigen konnte. Der Bisch. Amandus kleidete sie ein. Sie † 643.

St. Gertrud v. Nivelle, als Aebtissin, eine Lilie in der Hand, Mäuse und Ratten um sich, am Meere stehend, mit fürstlichen Insignien. († 664) — Diese letzteren hat sie als Tochter des Herzogs und Majordomus Pipin in Austrasien. — Die Lilie ist Symbol ihrer Jungfräulichkeit. — In Betreff der Ratten und Mäuse meldet die Tradition, daß das Wasser aus dem Brunnen in der Krypta der heil. Gertrud zu Nivelle, in Häusern und auf Feldern ausgesprengt die Mäuse vertrieben habe. Man wird sich diesen Volksglauben leicht erklären, wenn man daran denkt, daß Ratten und Mäuse für unrein und in das Reich der Finsterniß gehörig angesehen wurden. Die Aufgabe der Heiligen aber war es, überall die Macht des Bösen zu bekämpfen und die Werke der Finsterniß zu zerstören. So hier die Mäuse. Daher soll auch am St. Gertrudistage (17. März) nicht gesponnen werden, sonst nagen die Mäuse Rocken und Spule ab.

— **Radegundis**, als Aebtissin, eine Krone zu ihren Füßen. — Sie war von Geburt eine Herzogin v. Thüringen, trennte sich, um der Andacht zu leben, freiwillig von ihrem Gemahl Chlotar v. Frankreich, ging in ein Kloster und † 587. — Von den zwei Wölfen, die sie neben sich hat, meldet die Legende, daß sie ihr wie zahme Hausthiere gehorchten. Vielleicht sind sie aber auch hier symbolisch zu fassen, als Sinnbilder der Leidenschaften, welche die Heilige durch ihr Gott geweihtes Leben vollständig bezähmt hatte.

— **Editha**, als Nonne, eine Krone auf dem Haupt oder neben sich, als Schwester des Königs Edgar v. England. Sie starb im Kloster 984.

— **Elisabeth**, mit drei Kronen, meist einen Korb mit Broten und einen Weinkrug neben sich, von Bettlern umgeben. — Sie war die Tochter des Königs Andreas **II.** von Ungarn, und Gemahlin des Landgrafen Ludwig v. Thüringen und Hessen. Schon als Kind legte sie beim Eintritt in die Kirche die Krone gewöhnlich ab, und ebenso wollte sie auch als Fürstin nie gern mit derselben erscheinen. Als sie ihrem Gemahl, der mit dem Kaiser Friedrich nach Palästina gezogen und dort gestorben war, verloren hatte, wurde sie von ihrem Schwager Heinrich Raspe unbarmherzig behandelt und vertrieben. Sie widmete von da an noch weit angelegentlicher, als vorher, all ihre Zeit der Pflege der Armen und Kranken, und gab für diesen Zweck alles hin, was sie hatte, so daß die Bettler häufig besser lebten, als ihre Wohlthäterin. Sie † **1231** zu Marburg, und Kaiser Friedrich **II.** stellte eine kostbare Krone auf ihr Grab. — Mag daher auch ihr musterhaftes Leben es vollkommen rechtfertigen, wenn man die ihr beigegebenen drei Kronen symbolisch deutet und auf ihren dreifachen Stand als Jungfrau, Weib und Wittwe bezieht, so scheinen sie doch zunächst durchaus historische

Atttribute zu sein: Die eine gebührte der Königstochter, die zweite der Gemahlin eines Regenten, und die dritte erinnerte an die kostbare Krone, welche ihr aufs Grab gesetzt worden war, von wo sie, wie dies häufig der Fall war, auch in das Bild aufgenommen wurde.

St. Hedwig, als Nonne, die Zeichen des fürstlichen Standes, Krone und Hermelinmantel neben sich; meist barfuß, die Schuhe in der einen Hand haltend (denn sie zog dieselben nur an, wenn sie Personen begegnete, bei denen die Rücksicht es verlangte), in der andern eine Kirche, (sie war die Stifterin des Klosters Trebnitz in Schlesien) oder das Bild der heil. Jungfrau mit dem Christuskinde. — Sie war die Gemahlin des Herzog Heinrich II. v. Schlesien, und † 1243.

— **Elisabeth,** Königin v. Portugal als Franciscanernonne, mit Krone und den übrigen königlichen Insignien, von Bettlern umgeben. — Sie war die Tochter Peters I. und Gemahlin des Königs Dionysius von Portugal, dem ein böswilliger Page die eheliche Treue der frommen Königin zu verdächtigen gewußt hatte. Der König gebot, daß der angeblich von seiner Gemahlin Begünstigte in einen glühenden Kalkofen geworfen würde; aber durch wunderbare Fügung traf dieses Loos jenen Verleumder. — Bekanntlich ist dies der ursprüngliche Stoff zu Schillers „Gang nach dem Eisenhammer." — Nach dem Tode ihres Gemahls trat sie in ein Franciscaner-Nonnenkloster ein, wo sie ganz der Andacht und den Werken der christlichen Liebe und Wohlthätigkeit lebte. Sie † 1338.

3. Heilige, bei denen die fürstlichen Insignien symbolisch zu deuten sind.

Hierher gehören:

St. Jucunda, eine Krone auf dem Haupt und eine Palme in der Hand, beides die herkömmlichen Zeichen des Märtyrerthums.

— **Febronia,** Nonne zu Nisibis, eine Krone auf dem Haupt und ein Schwert in der Hand, als Zeichen ihres in der Diocletianischen Verfolgung erlittenen Märtyrertodes.

— **Susanna** v. Rom, mit Krone und Schwert. — Der Legende zufolge war sie nämlich eine Verwandte des Diocletian und stand als Christin bei dessen Gemahlin, gleichfalls einer heimlichen Bekennerin des Christengaubens, sehr in Gunst. Da sie sich jedoch beharrlich weigerte, dem Sohne Diocletians ihre Hand zu reichen, so wurde sie theils deshalb, theils wegen ihres christlichen Glaubens zum Tode verurtheilt und geköpft (290). Auch hier erkennt man bald, daß die Verwandtschaft mit Diocletian wohl nur auf Rechnung des Legendenerzählers zu setzen ist und auf einer irrthümlichen Deutung der symbolischen Krone beruht.

St. Margaretha, mit Krone und Schwert, einen gefesselten Drachen zu ihren Füßen, gegen den sie bisweilen das Crucifix erhebt. — Sie war, wie die Legende berichtet, die Tochter eines heidnischen Oberpriesters in Antiochia, hatte aber schon von ihrer Amme, die eine heimliche Christin war, in früher Jugend die christliche Religion kennen gelernt. Ausgezeichnet schön, wie sie war, wollte der Römische Statthalter sie zur Frau haben. Sie widersetzte sich jedoch allen Heirathsanträgen beharrlich, und da der Vater merkte, daß sie dies um ihres christlichen Bekenntnisses willen that, so lieferte er selbst sie als heimliche Christin den Gerichten aus. Sie wurde hierauf grausam gemartert und ins Gefängniß geworfen, wo der Teufel, in Gestalt eines großen Drachen, sie furchtbar ängstigte, bis sie ihn mit dem Crucifix verscheuchte. Endlich wurde sie nach vielen vergeblichen Martern mit dem Schwerte hingerichtet. (300). — Daß Krone und Schwert auch hier Zeichen des Märtyrertodes, versteht sich von selbst; der gefesselte Drache aber scheint ursprünglich nur symbolischer Ausdruck des Gedankens zu sein, daß sie, die Tochter eines Götzen- oder Teufelspriesters, sich nicht von dem Teufel, dem ihr Vater diente, bestricken ließ, sondern, wie arg er ihr auch in der Person ihres eigenen Vaters zusetzte, dennoch standhaft blieb und den Sieg über ihn davon trug.

— **Katharina v. Alexandria,** eine Krone auf dem Haupt und ein mit Messern oder Stacheln besetztes Rad neben sich. — Auch bei ihr scheint die Angabe der Legende, daß sie aus königlichem Geschlecht entsprossen, nur auf der symbolischen Märtyrerkrone zu beruhen. Ebenso verhält es sich vielleicht mit **Ursula,** die in der Legende als die Tochter des heidnischen Königs Vinetus und der Dacia genannt wird.

Von — **Lucius,** jenem fabelhaften Könige von England, der um 180 gelebt haben und der erste christliche König in Europa gewesen sein soll, ist schon oben die Rede gewesen.

Wie aber, könnte man fragen, wenn die Krone hier nur Symbol des glorreichen Märtyrertodes ist, warum wurde sie nicht auch den übrigen Märtyrern gegeben, da diese sie ebenso gut verdienten? Die Antwort darauf liegt ziemlich nahe. Bei jedem einzelnen Heiligen kam es vornehmlich darauf an, gerade ihn kenntlich zu machen, und von anderen zu unterscheiden. Hätten nun alle auf gleiche Weise eine Krone erhalten, so würde die Heiligenbilderkunde eher erschwert, als erleichtert worden sein. Ohnedies paßte sie zu Bildern, die einen Bischof, Mönch, eine Nonne oder Einsiedlerin darstellten, so wenig, daß sie hier nur dann, wenn sie als wirkliches Zeichen fürstlicher Abkunft durchaus nicht fehlen durfte, irgendwo seitwärts einen Platz fand. Außerdem war es bei Märtyrern, deren Stand, Leben und Leiden hinlänglich bekannt war, weder nothwendig, noch rathsam, die Krone, die in vielen Fällen leicht irre führen

konnte, hinzuzufügen, und man sparte sie daher lieber für die Bilder solcher Heiligen auf, von denen man entweder sonst nichts weiter wußte, als daß sie den Märtyrertod gestorben waren, oder die sich durch eine besonders heldenmüthige Art ihres Märtyrerleidens vor andern ausgezeichnet hatten. Endlich war die Krone auf dem Bilde häufig nur das Erinnerungszeichen an die auf dem Grabe des Märtyrers niedergelegte wirkliche Krone, und konnte also nur auf den Bildern solcher Heiligen einen Platz finden, denen diese Auszeichnung zu Theil geworden war.

Daß es auch hier nicht an Mißdeutungen gefehlt hat, beweist unter andern das Bild und die Legende des **St. Cyriacus.** Auf dem Bilde wird er gewöhnlich dargestellt als Diakon, wie er ein besessenes Mädchen heilt. Daneben ist eine Krone zu sehen, und bald war der Legendenerzähler damit fertig, diese, da er sie dem Diakon nicht vindiciren konnte, mit dem Mädchen in Verbindung zu bringen und es zur Tochter des Diocletian zu machen. — Wahrscheinlich aber ist auch hier die Krone erst von dem Grabe des Heiligen in das Bild gekommen.

Was ferner die prächtigen und mit Edelsteinen reich besetzten Gewänder auf den Bildern der Heiligen betrifft, so wird man auch bei ihnen, während die Legendenerzähler sie nur zu gewöhnlich als Abzeichen fürstlichen Ranges deuteten, nicht vergessen dürfen, daß namentlich Edelsteine das herkömmliche Symbol des kostbaren Blutes der Märtyrer waren, und eben hierin hat man auch den Grund zu suchen, warum die Goldschmiede an dem Griff der Degen und bei den Kreuzen in den drei Ecken so gern den Rubin anbrachten. Er sollte an die von den Nägeln durchbohrten Hände und Füße des Erlösers erinnern.

2. Die Abzeichen des Kriegerstandes.

Die hierher gehörigen Heiligen erscheinen, je nachdem sie entweder dem römischen Alterthum oder den Zeiten des Mittelalters angehören, entweder im römischen Soldatencostüm oder als Ritter, wobei man allerdings nicht unbeachtet lassen darf, daß die mittelalterlichen Künstler nicht selten auch den altchristlichen Glaubenshelden das mittelalterliche Rittercostüm gaben.

Auffallen muß es übrigens dem Unbefangenen, daß den Legenden zufolge der christlichen Märtyrer aus dem Soldatenstande so viele sind, und je gewisser es ist, daß die Christen aus religiösen Bedenken lange Zeit hindurch an dem Kriegsdienst durchaus keinen Theil haben wollten, desto natürlicher ist die Frage: Woher die vielen christlichen Soldaten in dem römischen Kriegsheer, von denen die Legendenerzähler zu berichten wissen? Waren sie von Jugend auf Christen, so begreift man nicht leicht, wie sie trotzdem Soldaten werden konnten, und waren sie Heiden und

als Soldaten die von der Obrigkeit meist zur Verfolgung der Christen abgeordneten Werkzeuge der Unterdrückung und Ausrottung des christlichen Bekenntnisses, so erscheint es wiederum höchst unwahrscheinlich, daß sich ganze Legionen von ihnen zum Christenthum bekannt haben sollen, wie dies von der 6666 Mann starken Thebaischen Legion berichtet wird, die in Asien den christlichen Glauben angenommen und späterhin sammt ihrem Feldherrn Mauritius (gewöhnlich als Mohr, mit einer Fahne, im Rittercostüm dargestellt) unter Maximian (280) am Genfersee, den Märtyrertod erlitten haben soll.

Wahrscheinlich ist auch hier, was die Legendenerzähler und Maler historisch aufgefaßt und dargestellt haben, symbolisch zu verstehen, und je gewöhnlicher es im christlichen Alterthum war, den damals so gefahrvollen und einen heldenkühnen Glaubensmuth erfordernden Christenberuf als eine Art christlichen Kriegsdienst zu denken, desto näher lag es, die geistlichen Streiter Christi unter dem Bilde von wirklichen Soldaten darzustellen, und späterhin aus den symbolischen Kriegern römische Soldaten zu machen. Lag doch eine Aufforderung dazu schon in dem Schwert oder der Lanze, die der Heilige als Märtyrerattribut, und in der Fahne, welche er als Symbol des christlichen Triumphs über Welt und Tod auf dem Bilde hatte.

Die bekanntesten und am häufigsten vorkommenden Heiligen, die hierher gehören, sind folgende:

1. Im Römischen Soldatencostüm.

St. Longinus, eine Lanze in der Hand und einen Drachen unter seinen Füßen. — Der Tradition zufolge war er es, der Christo die Seite öffnete und die Worte sprach: „Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen“ (Luk. 23, 47).

— **Mauritius,** der schon genannte Anführer der Thebaischen Legion.

— **Gereon,** zur Thebaischen Legion gehörig. Er floh mit 318 Waffenbrüdern nach dem Tode des Feldherrn nach Cöln, wo er mit ihnen zusammen (297) den Märtyrertod erlitt. Auf einigen Bildern und Bildwerken hat er den Maximian unter seinen Füßen — ein Symbol des über die Kaisermacht des Heidenthums obsiegenden Christenthums.

— **Victor** v. Marseille, mit Schwert, Mühlstein und einem zertrümmerten Götzenbild.

— **Victor** v. Mailand, als Mohr, einen Ofen zur Seite.

— **Theodorus Tiro,** mit einer Dornenkrone, Fackel und Scheiterhaufen. († 304)

— **Theodorus** v. Heraclea, mit dem Schwert, einen Drachen zu seinen Füßen. († 319 unter Licinius)

St. Alexander, ein Schwert in der Hand und einen Opfertisch, den er in Gegenwart des Kaisers umgestoßen, zur Seite.

— **Tiburtius,** ein Schwert haltend und über glühende Kohlen gehend (286 enthauptet).

— **Florian,** mit einem Gefäß, aus dem er Wasser in ein brennendes Haus gießt; daher als Schutzpatron bei Feuersbrünsten angerufen, — einen Stein am Halse, mit dem er in die Ens gestürzt wurde (300).

— **Artemius,** ein Schwert haltend, zur Seite einen brennenden Götzentempel, den er angezündet hatte. Zur Strafe dafür wurde er enthauptet. (330)

— **Eustachius,** einen Hirsch, der zwischen dem Geweih ein Crucifix hat, und einen glühenden Ofen zur Seite.

— **Adrian,** einen Ambos neben sich, auf dem ihm die rechte Hand abgehauen wurde.

— **Constantinus** und **Constantius,** beide mit Fahne und Schwert, als Symbol des Sieges, den sie dem zur Staatsreligion erhobenen Christenthum durch ihre glücklich geführten Kriege gegen die Feinde desselben errangen.

— **Vitalis,** als römischer Ritter, mit einem Streitkolben. Er wurde unter Nero lebendig begraben (daher häufig eine offene Grube neben sich), weil er einem christl. Märtyrer Muth zugesprochen hatte.

— **Victorinus,** als römischer Ritter, mit Fahne und Reichsapfel. Der eine Fuß ist ihm abgehauen, weil er damit einen heidnischen Opfertisch umgestoßen hatte. Seitwärts ein Mörser, in dem er unter Diocletian (300) zerstampft wurde.

— **Quirinus,** gewöhnlich als Tribun oder römischer Ritter, ein Pferd zur Seite, weil er auf Befehl des Kaisers Aurelian (275) geschleift wurde. — Er hatte nämlich als Tribun zu Rom den römischen Bischof Alexander als Gefangenen zu bewachen Da seine Tochter nun rettungslos krank darniederlag, that er das Gelübde, daß er sich wolle taufen lassen, wenn Alexander sie heilen würde. Dies geschah und er hielt, was er gelobt hatte, bekannte frei seinen Christenglauben und erlitt dafür den Märtyrertod. Der Habicht und die Hunde, die man außerdem auf seinem Bilde bisweilen sieht, beziehen sich darauf, daß die ihm ausgerissene Zunge und die zerfleischten Glieder von jenen unberührt gelassen wurden.

2. Im Rittercostüm.

St. Georg v. Kappadocien, gewöhnlich zu Pferde, mit dem Lindwurm kämpfend.

— **Martin** v. Tours, zu Pferde, einen Mantel mit dem

Schwerte zerschneidend, um ihn mit einem Armen zu theilen. — Schon frühzeitig, obwohl der Sohn heidnischer Eltern, hatte er sich unter die Katechumenen gedrängt, war aber im fünfzehnten Jahre vom Vater gezwungen worden, Soldat zu werden. Inzwischen übte er, obwohl noch nicht getauft, emsig die Pflichten des christlichen Berufes, namentlich die Werke der Barmherzigkeit, und schenkte einst zur Winterszeit am Thore v. Amiens die Hälfte seines Mantels einem Armen. Darauf erschien ihm in der Nacht Christus, angethan mit der weggeschenkten Hälfte und sprach: Das hat mir der Katechumen Martin geschenkt. — Späterhin wurde er bei der Wiederbesetzung des erledigten bischöflichen Sitzes zu Tours durch eine Gans als der zu Wählende bezeichnet. Daher hat er auf dem Bilde häufig eine solche zur Seite, und von da schreiben sich auch die bekannten Martinsgänse her. Bei einem Gastmahl soll ferner der Kaiser Maximinus ihm, dem er den Ehrenplatz zu seiner Rechten angewiesen hatte, den Becher zuerst haben reichen lassen, um ihn aus seiner Hand zu empfangen, und daher ist St. Martin auch der Schutzpatron der fröhlichen Gelage und der Zecher. Er starb ruhig und in Frieden 402.

— **Benignus** v. Rom, als geharnischter Ritter, zu Pferde, eine Fahne in der Hand.

— **Ursus**, geharnischt, mit Schwert und Fahne.

— **Gengulphus**, geharnischt, einen Wurfspieß in der Hand, mit welchem ihn seine ehebrecherische Frau durch ihren Buhlen hatte umbringen lassen. (760)

— **Wilhelm**, als Ritter, ein Schwert in der Hand, oder als Benedictiner, eine Rüstung seitwärts neben sich. — Er war nämlich vorher Soldat gewesen, trug aber, seitdem er Mönch geworden, den Panzer zur Casteyung auf dem bloßen Leibe unter der Mönchskutte. Er † 1157.

3. Die Abzeichen des Einsiedlerlebens.

In der Regel ist es eine wüste Felsengegend, mit einem Fluß in der Nähe, ein langer Bart, bei weiblichen Anachoreten lange, den ganzen Körper bedeckende Haare und eine Kleidung von Fellen oder ein Schurzfell von Baumblättern, wodurch die dargestellten Heiligen als Einsiedler bezeichnet werden.

Die bemerkenswertheren unter ihnen sind folgende:

St. Johannes der Täufer, als Einsiedler in ein Fell gekleidet, ein Lamm im Arm oder auf einem Buch tragend, mit einem Kreuzesrohr, — das Vorbild aller christlichen Anachoreten.

— **Abraham v. Chidane** (um 350) in Syrien. — Schon von, früher Jugend an die stillen Andachtsübungen allem anderen vorziehend

floh er, da seine Eltern ihn verheirathen wollten, in die Wüste, und nahm dorthin seine siebenjährige Nichte, eine elternlose Waise, mit, die er sorgsam erzog. Gleichwohl wurde sie, von einem gottlosen Mönch verführt, zur Buhldirne und lebte als solche mehrere Jahre in der Stadt, bis er, durch ein Traumgesicht belehrt, als lüsterner Buhle verkleidet, bei ihr eintrat und durch seine eindringlichen Worte sie wieder bekehrte und zur Rückkehr in die Wüste bewog.

— **Antonius**, der Vater der Mönche († 356 in der Thebaischen Wüste, in Aegypten), gewöhnlich einen Stab und ein Glöckchen, oder das sogenannte Antoniuskreuz mit einem Glöckchen an jedem der beiden Enden des Querbalkens in der Hand, ein Schwein zur Seite, als Symbol der unreinen Lüste und Begierden, die der Teufel in ihm rege machte, um ihn zu verführen.

— **Apelles**, als Einsiedler; außerdem kenntlich durch das Schlossergeräth, das er um sich hat.

— **Bavo**, einen großen Stein im Arm, einen hohlen Baum neben sich. — Er war ein Brabantischer Edelmann, Allowin, mit dem Zunamen Bavo, der anfangs ein wüstes Leben führte, nach dem Tode seiner Frau aber sich bekehrte, und zuerst in einem hohlen Baum, späterhin in einer Zelle bei Gent lebte, wo er 654 starb. — Der Stein, den er im Arm hält, gehörte mit zu seinen Casteyungen.

— **Bernhard v. Tironio**, Drechslergeräth um sich, zur Seite ein Wolf, der ein verirrtes Schaf oder Kalb zurückbringt. — Der Heilige (er † 1117) trieb in seiner Einsamkeit das Drechslerhandwerk. Bei dem das Schaf unversehrt zurückbringenden Wolfe kann man entweder, wie der Legendenerzähler berichtet, an ein Wunder, oder an die auch in neuerer Zeit durch mehrfache Beispiele bestätigte Zähmung und Abrichtung dieses Thieres denken, oder endlich das Ganze als den symbolischen Ausdruck des Gedankens auffassen, daß dem frommen Christen die wilden Bestien nicht nur nichts anhaben können, sondern selbst wider ihren Willen dienstbar werden müssen.

— **Christophorus**, ein Riese, mit einem großem Baumstamm als Stock, durch einen Fluß gehend, das Christkind auf der Schulter. Der bekannten Legende zufolge war es ein riesengroßer und starker Heide, von Kanaanitischer Abkunft, Offero mit Namen, der nur dem Mächtigsten dienen wollte. Zuerst hielt er seinen König dafür. Da dieser aber sich vor dem Teufel fürchtete, trat er in dessen Dienste, und da er diesen wiederum vor dem Kreuz zittern sah, wollte er Christum aufsuchen, um in seine Dienste zu treten. Ein frommer Einsiedler unterrichtete ihn und rieth ihm, in einer wüsten Gegend über einen reißenden Bach Reisende ohne Lohn, um Christi willen, zu tragen. Offero that dies und wurde einst in der Nacht durch den Ruf eines Kindes geweckt, das

hinübergetragen sein wollte. Er nahm es auf. Es ward inzwischen immer schwerer, und da er seine Verwunderung darüber äußerte, sprach es zu ihm: Du trägst nicht bloß die Welt, sondern auch den, der sie geschaffen. Dabei drückte es ihn bis über den Kopf unter das Wasser und gab ihm so die Taufe.

Christophorus — so hieß er seitdem — pflanzte hierauf, sich selbst zum Wahrzeichen, seinen Stab in den Boden, der alsbald Blätter trieb und zum Baum wurde, und hieraus sah er, daß er zum Verkünder des Evangelii berufen sei. Er predigte es zu Samos, wurde in der Verfolgung unter Decius gefangen genommen und gemartert, auf ein glühend gemachtes eisernes Bett gelegt; es wurde ihm ein glühender Helm aufgesetzt und mit Pfeilen auf ihn geschossen, die aber abprallten. Endlich ward er enthauptet.

— **Demetrius** v. Spoleto, Strahlen um das Haupt. — Es ist von ihm nichts weiter bekannt, als ein uraltes Bild in der St. Paulskirche zu Spoleto, das ihn als Einsiedler mit der Glorie um das Haupt darstellt.

— **Deodatus**, bisweilen auch als Bischof, eine besessene Frau heilend, dargestellt. Er war lange Zeit Bischof von Nevers, baute mehrere Kirchen und Klöster, daher er auch bisweilen eine Kirche neben sich hat, kehrte aber nachher wieder zu seinem Einsiedlerleben zurück. Er † 679.

— **Ephrem**, der Syrer, als Eremit, bisweilen eine Rolle oder ein Buch in der Hand, als Hindeutung auf seine theologischen Schriften und Hymnen.

— **Euseus**, mit Schustergeräth um sich, weil er in seiner Einsiedelei dies Handwerk trieb, und für die Armen arbeitete.

— **Fiacrius**, ein Einsiedler in Breuil bei Meaux (um 670), ein Grabscheid haltend. — Er ist Patron der Gärtner, weil er sich mit Gartenarbeit beschäftigte, und wurde bei Hämorrhoidalleiden angerufen. Wenn demnach jene bekannten Wagen, die beim Fahren die darin Sitzenden so unsanft durchschütteln, Fiaker genannt wurden, so war dies eine scherzhafte Anspielung auf die ihnen, wie jenem Heiligen beigemessene Heilkraft.

— **Gallus**, mit einem Wanderstabe, einen Bären zur Seite. — Der Wanderstab deutet auf seine Missionsreisen hin. Er war nämlich ein Schüler des **Comgallus** und **Columban**, und zog mit dem Letzteren von Irland, seinem Geburtsland, 585 nach Deutschland und in die Schweiz, wo er in einer Gegend, die voll Raubthiere und Götzendiener war, die Abtei St. Gallen gründete. — In seiner Einsiedelei wurde er, der Legende zufolge, von einem Bären bedient.

— **Gerlach**, einen Stachel im Fuße, einen hohlen Baum

und einen Esel zur Seite. — Bis zum Tode seiner Gemahlin führte er, ein Belgischer Edelmann, ein wüstes, rohes Kriegerleben. Von da an aber ging er in sich, entsagte dem Raubritterleben, legte den Harnisch ab, setzte sich, mit einer Kutte bekleidet, auf einen Esel, und kehrte seinen Gütern den Rücken, um sich dem Dienst und der Pflege der Armen und Kranken zu widmen. Ein hohler Baum diente ihm zum Aufenthaltsort, und der Dorn im Fuße erinnert daran, daß er sich durch einen Dorn einst gerade an dem Fuße schmerzlich verwundete, mit dem er als Kind seiner Mutter einen Stoß gegeben. Er lebte gegen Ende des XII. Jahrh.

St. Goar, einen Topf und drei Hirschkühe neben sich; seinen Hut an einem Sonnenstrahl aufhängend, einen Teufel auf der Schulter. — Als Einsiedler lebend verließ er öfter seine Klause, um in der Umgegend von Trier das Evangelium zu verkündigen, weshalb heimliche Feinde ihn bei dem Bischof Rusticus verleumdeten, der ihn vor sich zu bringen befahl. Auf dem Wege befällt die Boten großer Hunger und Durst. Nirgends aber giebt es Nahrungsmittel, und die Quellen sind alle vertrocknet. Da kommen auf das Gebet des frommen Eremiten drei Hirschkühe, die sich von ihm melken lassen, und von selbst füllen sich die Reisetaschen der Boten mit Speise. Der Bischof aber hält, da ihm dies berichtet wird, alles nur für teuflische Zauberei und will Goar genauer prüfen. Zu dem Ende wird ein dreijähriges Kind gebracht, und auf Goars Frage, wer sein Vater sei, nennt es, ohne daß es vorher ordentlich zu reden verstanden hätte, klar und deutlich den Bischof Rusticus v. Trier, der mit dieser Probe zufrieden war und den Heiligen wieder verabschiedete. Später wollte das Volk und der König Sigbert ihn auf den bischöflichen Stuhl erheben. Er aber weigerte sich standhaft, verließ seine Klause nie mehr und † 575. Daß er einst in Ermangelung eines Nagels seinen Hut an einem Sonnenstrahle aufhing, ist nur eines von den vielen Wundern, die von ihm berichtet werden. Schutzpatron der Töpfer ist er um des Topfes willen, den er zur Erinnerung an die wunderbare Erhörung seines Gebetes auf dem Bilde hat.

— **Gregorius,** gewöhnlich in ärmlicher Kleidung, mit einer Kette an einen Felsen geschmiedet. — Er war, wie die Legende berichtet, das Kind zweier Geschwister aus fürstlichem Geschlecht in Aquitanien, die früh verwaist in der unschuldigsten Liebe mit einander lebten, bis die sinnliche Lust sie verführte und die Schwester vom Bruder schwanger ward. Auf den Rath eines alten Freundes des Vaters unternahm der Bruder zur Sühnung des Frevels eine Wallfahrt nach Jerusalem, und das Kind der Sünde, ein liebliches Knäblein, ward in ein Faß gethan, nebst 20 Mark Goldes und einem Täflein, auf dem geschrieben stand: Das Kind sei aus edlem Geschlecht, zweier Geschwister Sohn. Man solle es zu heiligem Wandel erziehen, und ihm dann die Tafel geben, damit es für des

Vaters Seele bete. — Die Tonne, während einer stürmischen Nacht ins Meer geworfen, ward zwei Tage später von den Fischern eines Klosters aufgefangen. Der Abt, dem sie ihren Fund brachten, gab ihnen 3 Mark Goldes, legte ihnen unverbrüchliches Schweigen auf, und die Frau des einen Fischers übernahm als Amme die Pflege des Kindes, dem der Abt den Namen „Gregorius" gegeben hatte. Wunderbar nahm es an Kenntnissen zu. Trotzdem war des Jünglings ganzes Sinnen und Trachten nur dem Ritterthum zugewandt, und der Abt mußte sich endlich entschließen, ihn ziehen zu lassen. — Sein Vater war auf der Pilgerfahrt gestorben, die schöne Mutter Erbin des ganzen Landes geworden, und da sie von den vielen Bewerbern, die sie umlagerten, keinem ihre Hand reichen wollte, so erbitterte dies einen benachbarten Herzog so sehr, daß er das Land überfiel und ihr bald Alles bis auf die Hauptstadt abgewann. Der ritterliche Jüngling, der davon Kunde erhielt, eilt zu ihrem Schutz herbei, zwingt den Herzog zum Frieden, und die Gerettete reicht zum Dank ihm ihre Hand. Lange leben sie glücklich mit einander, bis endlich eine Magd das Täflein, das er in seinem Gemache verborgen gehalten hatte, findet und es somit an den Tag kommt, daß er unwissentlich seine eigene Mutter geheirathet. Verzweiflungsvoll schenkt diese all ihre Habe an die Kirche und die Armen, und geht in ein Kloster. Er dagegen macht sich, inbrünstig betend, daß Gott ihm eine Wüste zeigen möge, wo er büßen könne bis zum Tode, im härenen Gewande auf den Weg. Ein gottloser Fischer, dem er seinen Wunsch mitgetheilt, führte ihn darauf in eine wüste Felsengegend an der Meeresküste, schloß ihn mit einer Kette an den Felsen und warf den Schlüssel ins Meer. — Als nun 17 Jahre später der erledigte päpstliche Stuhl wieder besetzt werden sollte, vernahmen zwei fromme Römer vom Himmel die Stimme: „Wählt den heiligen Gregorius, der in Aquitanien auf einem Stein sitzt." — Sofort wird eine Gesandtschaft abgeschickt. Man findet den frommen Büßer, der sich die Zeit über nur mit dem Wasser, das aus dem Felsen quoll, genährt hatte, und nackt und obdachlos, nur durch sein lang gewachsenes Haar gegen Sonne, Schnee und Regen geschützt gewesen war. Ein Fisch bringt den ins Meer geworfenen Schlüssel wieder, und unter Nesseln findet man das Täflein. Feierlich ward er in Rom zum Papst erwählt, und eine Menge Wunder bezeugte seine Heiligkeit. Daher wallfahrtete auch seine Mutter nach Rom. Er gab sich ihr zu erkennen, und sie blieb dort bis zu ihrem Tode.

— **Gualfardus**, einen steinernen Sarg neben sich. — Er war ein Sattler von Augsburg, weshalb er auch für den Schutzpatron der Sattler gilt, arbeitete in Verona, wo er durch seine exemplarische Frömmigkeit viel Aufsehen erregte, und zog sich, um der neugierigen Bewunderung zu entgehen, in die Einsamkeit zurück, wo er 1127 starb.

Kurz vor seinem Tode soll ein steinerner Sarg vom Himmel gefallen sein, um seinen Leichnam aufzunehmen.

— **Hilarion,** in Felle gekleidet, welche ihm **Antonius** geschenkt hatte, einen Drachen zur Seite, den er durch das Kreuzeszeichen verscheucht hatte. Wie Antonius in Aegypten, so war er in Syrien der Begründer des Einsiedlerlebens. Er starb 371 auf der Insel Cypern.

— **Julianus Hospitator**, einen Hirsch neben sich, oder als Einsiedler Reisende über den Fluß tragend. — Als Jüngling verfolgte er eines Tages auf der Jagd einen Hirsch, der endlich, nachdem er sich lange hat nachjagen lassen, vor ihm stehen bleibt, und ihm prophezeit: Er werde einst Vater und Mutter umbringen. Voll Entsetzen darüber macht sich Julianus bald darauf reisefertig, verläßt sein Vaterland und nimmt bei einem fremden König Dienste. Er steigt in dessen Gunst, gewinnt die Liebe eines schönen Hoffräuleins, das bald darauf seine Gemahlin wird. Mittlerweile sind seine Eltern, nachdem sie den verlornen Sohn lange vergeblich gesucht haben, auch an diesen Hof gekommen, wo sie spät Abends eintreffen. Die Schwiegertochter räumt gutmüthig und freudig den ermüdeten hochbejahrten Eltern ihr eigenes Schlafgemach ein, und begnügt sich, da ihr Gemahl in Dienstgeschäftrn abwesend ist, mit einem kleinen Kämmerlein. Noch in derselben Nacht aber kehrt dieser heim, findet in dem Schlafgemach einen Mann und eine Frau, und da er in seiner wüthenden Eifersucht jenen für einen Buhlen, diese für sein treuloses Weib hält, tödtet er beide, und will eben wüthend aus dem Schlosse herausstürmen, als seine Gemahlin ihm entgegentritt, von der er die ihn niederschmetternde Erklärung vernimmt. Er will ihr auf immer entsagen, und in der tiefsten Einsamkeit Buße thun. Aber das treue Weib will ihn nicht verlassen, sondern seine Buße theilen, und so suchen sie im tiefen Walde, nahe bei einem reißenden Wasser einen Platz auf, wo sie eine Hütte bauen, und fortan damit beschäftigt sind, die Reisenden über den Fluß zu schaffen. Da vernimmt einst in einer stürmischen Winternacht Julianus vom jenseitigen Ufer her den Ruf eines Reisenden. Es ist ein aussätziger Mann, den er glücklich herüberbringt, der aber so erstarrt ist, daß Julian ihn in sein eigenes Bett nehmen muß, um ihn zu erwärmen. Am andern Morgen entschwebt der Mann in der Lichtgestalt eines Engels der niederen Hütte. Das Verbrechen ist gesühnt und Julian nebst seine Gemahlin sterben bald darauf, um in die Wohnungen der Seligen aufgenommen zu werden. Daher ist Julian der Schutzpatron der Reisenden, und wird von ihnen um gute Herberge angerufen.

— **Ivan**, Einsiedler, ein Pferd neben sich (um 910).

— **Macarius** v. Alexandrien, eine Lampe in der Hand, als Symbol unausgesetzter Andachtsübungen, denen er selbst einen Theil der Nacht widmete. Er lebte um 400.

St. Macarius v. Rom, zwei Löwen neben sich, die ihm ein Grab graben, in das sie ihn zur Strafe für ein fleischliches Vergehen auf einige Zeit stecken.

— **Marcus Eremita**, einen Engel neben sich, der ihm das Sacrament in einem Löffel reicht, und einen Wolf zur Seite, der ihm ein Widderfell bringt. — Er hatte einen jungen blindgebornen Wolf sehend gemacht, wofür ihm dieser zum Dank ein Widderfell brachte, das der Heilige aber erst dann annahm, als der Wolf ihm versprach, daß er nie die Schafe eines armen Mannes rauben werde. Daß ihm das Sacrament öfter von einem Engel gereicht worden sei, hatte er selbst mehreren andern Heiligen versichert. Also wird es wohl wahr sein.

— **Marinus**, Hammer, Maurerkelle und andres Maurergeräth neben sich. — Er hatte nämlich als Maurer und Steinmetz bei der Erbauung von Rimini gearbeitet, alsdann aber sich in einen Wald am Berge Titan in der Nähe von Rimini als Einsiedler zurückgezogen, wo er gegen Ende des IV. Jahrh. starb. Auf dem Berge Titan wurde später eine Stadt erbaut, die man ihm zu Ehren St. Marino nannte, und deren Schutzpatron er wurde.

— **Marius**, einen Hahn neben sich. — Die Legende berichtet, daß einst, als seine Reliquien in feierlicher Procession herumgetragen wurden, ein Hahn aufgeflogen sei, und sich auf die heiligen Ueberreste gesetzt habe, zur Strafe dafür aber sofort stumm geworden sei und nicht mehr habe fliegen können. — Wahrscheinlicher aber findet man auch hier in demselben nur das Symbol der Wachsamkeit für die reine Lehre.

— **Martinus Eremita**, an einen Felsen geschmiedet.

— **Nicolaus von der Flüe**, einen Dornbusch und einen Teufel zur Seite, der ihn einst in einen solchen geworfen hatte. — Er war geboren 1417 zu Saxeln im Canton Unterwalden, bewirthschaftete nach Landessitte selbst mit seinen Eltern und Kindern zusammen das väterliche Landgut, machte verschiedene Kriegszüge mit, auf denen er sich sehr brav hielt, und sorgte als Landrath mit großer Umsicht und Weisheit für das Wohl des Cantons. Nachdem er so fünfzig Jahre hindurch ein thätiges Bürgerleben in aller Gottesfurcht geführt hatte und bereits Vater von zehn Kindern war, faßte er mit Zustimmung seiner Frau den Entschluß, Einsiedler zu werden, und wählte sich dazu eine einsame Gegend unweit Saxeln, wo er seine Zeit in Gebet und Andachtsübungen zubrachte. Bald verbreitete sich die Sage, der fromme Mann lebe ohne alle Nahrung, nur gestärkt durch das Sacrament. Von nah und fern wallfahrteten eine Menge Leute zu ihm, und mochten sie Rath oder Trost bedürfen, sie fanden beides bei ihm. Bei der Uneinigkeit zwischen den größeren aristokratischen Cantonen und den kleineren demokratisch-

gesinnten, Freiburg und Solothurn, welche von jenen nicht als zum Schweizerbund gehörig anerkannt wurden, was so viele innere Zerwürfnisse zur Folge hatte, daß die Freiheit der gesammten Schweiz unrettbar verloren schien, trat auf einmal, von einem Freunde aufgefordert, Bruder Claus in die Versammlung ein, und ermahnte die Versammelten in einer so kräftigen Rede zur Einigkeit, daß man noch an demselben Tage (22. Decemb. 1481) sich friedlich einigte, Freiburg und Solothurn in den Bund aufnahm und das alte Freundschaftsverhältniß wieder herstellte. Unter den Segnungen seiner Mitbürger kehrte der fromme Klausner hierauf in seine Einsiedelei zurück, wo er am 22. Mai 1487 starb, tief betrauert und hochgeehrt nicht nur von allen Eidgenossen, sondern auch von fremden Fürsten. Canonisirt wurde er 1571 vom Papst Clemens X.

St. Onuphrius, entweder mit Blättern bekleidet, oder in Felle gehüllt, bisweilen auch ganz behaart, auf allen Vieren gehend und von Jägern und Hunden verfolgt dargestellt, die ihn für ein wildes Thier halten. — Er soll sechzig Jahre in einer Wüste gelebt und es wirklich mit seiner Eremitenandacht so weit gebracht haben, daß er nur noch einem wilden Thiere glich.

— **Otho v. Ariano,** neben sich die Einsiedlerhütte, auf deren Dach ein Falke sitzt. — Dieser hatte sich vor dem Jäger auf das Dach geflüchtet, und der Jäger konnte seiner nicht eher wieder habhaft werden, als bis der Heilige es erlaubte. Er lebte um 1120.

— **Paulus Eremita,** in Palmblätter oder Holzschindeln gekleidet, einen Raben zur Seite oder über sich, der ihm ein halbes Brot bringt. — Er war der erste der christlichen Anachoreten, und lebte von seinem 22. Jahre an in einer Berghöhle der Thebaischen Wüste, in die er sich zur Zeit der Christenverfolgung unter Decius (250) geflüchtet hatte. Ein vor der Höhle stehender Palmbaum gab ihm Kleidung und Nahrung, und außerdem brachte ihm, wie dem Elias, dessen Speisung durch Raben wahrscheinlich hier, wie in andern ähnlichen Legenden nachgebildet ist, ein Rabe täglich ein halbes Brot, nur ausnahmsweise einmal, als der heilige Antonius bei ihm zum Besuche war, ein ganzes. Paulus starb 342, und Antonius bestattete ihn zu Grabe.

— **Petrus Damianus,** eine Geißel in der Hand, und einen Cardinalshut neben sich. — Den letzteren hat er, weil er Cardinalbischof von Ostia war, die erstere, weil er die Selbstgeißelung den Mönchen dringend empfahl.

— **Procopius von Böhmen,** einen Hirsch neben sich. — Der Einsiedler war eben mit dem Fällen eines Baumes beschäftigt, als ein von dem böhmischen Fürsten Ulrich auf der Jagd verfolgter Hirsch sich hinter ihn flüchtete, und so verschont blieb. Procopius selbst ward später Abt eines von Ulrich gestifteten Klosters und starb als solcher 1053.

St. Sabas, einen Apfel in der Hand. — Als Knabe ward er, da der Kriegsdienst seinen Vater nach Aegypten rief, Verwandten übergeben, die habsüchtig ihn um sein ganzes väterliches Besitzthum zu bringen suchten. Dies erfüllte ihn mit so großem Ekel vor allen weltlichen Dingen, daß er in ein Kloster ging, und von da an ganz der Andacht lebte. Einst bekam er Lust, einen Apfel zu essen. Aber die gesetzliche Stunde des Essens war noch nicht gekommen, und je größere Ueberwindung es ihn kostete, das augenblickliche Verlangen nicht befriedigen zu dürfen, desto fester gelobte er sich, indem er den Apfel, der ihn ohnedies lebhaft an die erste Sünde im Paradiese erinnerte, weit wegwarf, nie wieder einen Apfel zu essen. Er starb 531.

— **Serapion**, aus einem Fenster gestürzt.

— **Theodosius**, Eisen um den Hals und an den Armen, Geldsäcke neben sich. — Der Kaiser Anastasius hatte ihm nämlich Geld zugeschickt, in der Hoffnung, ihn dadurch seinen Eutychianischen Ansichten geneigt zu machen. Theodosius aber hatte das Geld an die Armen verschenkt und dem Kaiser einen die Eutychianische Ketzerei entschieden verwerfenden Bescheid zugeschickt, wofür dieser ihn gefangen nehmen und in Eisen schmieden ließ. Er starb 529.

Von Einsiedlerinnen sind zu erwähnen:

St. Maria Aegyptiaca, unbekleidet, aber von ihren langen Haaren ganz bedeckt, häufig als Mohrin. — Sie hatte in ihrer Jugend zu Alexandria sehr ausschweifend gelebt und aus Speculation einst auch an einer Wallfahrt nach Jerusalem Theil genommen. Dort aber hatte der Anblick des heiligen Grabes einen so erschütternden Eindruck auf sie gemacht, daß sie von Stund an ihr sündliches Leben aufgab, in eine Wüste flüchtete und dort 47 Jahr als Einsiedlerin lebte. Der Mönch Zosimus fand sie in der Nähe des Jordans als ein nacktes, von der Sonne schwarzgebranntes und von langen weißen Haaren ganz verhülltes Weib wieder. Sie starb in der Regierungszeit Theodosius des Jüngern.

— **Marina**, Einsiedlerin in Mönchskleidern, ein Kind auf dem Arm. — Ihr Vater war nach dem Tode seiner Frau in ein Kloster gegangen und Marina war, um sich nicht von ihm zu trennen, indem sie ihr Geschlecht verheimlichte, in Mannskleidern ihm gefolgt. So geschah es denn, daß eine vornehme Dame, die in unerlaubtem Umgange mit einem Andern lebte, als Vater des Kindes, das die Frucht jener Liebe war, den Pater Marinus angab, der sie verführt habe. Der vermeintliche Pater wurde hierauf aus dem Kloster gestoßen, nahm das Kind zu sich, pflegte es sorgsam, und erschien immer wieder an der Klosterpforte, bis man ihn endlich aufnahm, aber bis zum Ende seines Lebens nur zu den niedrigsten Arbeiten brauchte. Erst nach

dem Tode erkannte man die ganze Grundlosigkeit der Verleumdung, deren Last Marina mit so großer Selbstverleugnung Jahre lang ertragen hatte.

— **Pelagia Mima,** Einsiedlerin, bisweilen mit Attributen einer Schauspielerin. — Vor ihrer Bekehrung war sie nämlich öffentliche Schauspielerin gewesen, und hatte als solche bei Gelegenheit einer Kirchenversammlung durch ihren frivolen und anstößigen Putz, in dem sie auf dem Markt einherstolzirte, Aller Augen auf sich gezogen und allgemeines Aergerniß erregt. Eitel und muthwillig, war sie auch mehr um die Andern in ihrer Andacht zu stören, als sich zu erbauen, in die Kirche getreten. Hier aber machte die Predigt des heiligen Nonus einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie alsbald entschlossen war, sich taufen zu lassen, wobei sie statt ihres bisherigen Namen Margaretha den Namen Pelagia erhielt, und von da an in einer Höhle am Oelberge bei Jerusalem als Einsiedlerin lebte.

— **Sophronia,** als Einsiedlerin, Vögel mit Blumen im Schnabel um sich. — Diese sollen nämlich ihren Leichnam auf solche Weise geschmückt haben.

4. Die Abzeichen des klösterlichen Standes.

Da ein großer Theil der Heiligen dem klösterlichen Stande angehört, so kehrt natürlich auch auf den Bildern derselben häufig die Mönchs- und Nonnentracht wieder. Gerade darum aber bedarf es, wie leicht sich auch diese Kleidung im Allgemeinen von andern unterscheiden läßt, zur Wiedererkennung der einzelnen Heiligen einer genaueren Kenntniß der einzelnen Ordenstrachten, und diese sollen hier näher angegeben werden.

Was die Klostertracht im Allgemeinen betrifft, so besteht sie bei Mönchen aus folgenden Stücken:

1) Auf dem bloßen Leibe wird ein enges Hauskleid, meist von grobem Tuch oder Zeug getragen.

2) Ueber diesem das weitere Chorkleid, oder die Kutte, auch Kappe (cappa) genannt.

3) Ueber diesem das Scapulier, eine Art Schulterkleid, bestehend aus zwei Stücken Tuch, von denen das eine die Brust, das andere den Rücken bedeckt, und das bis an die Kniee, oft auch bis zu den Füßen reicht.

4) Die Mozetta, ein Brustkragen, wird entweder über dem Scapulier getragen, oder dieses hat selbst oben die Gestalt eines solchen Kragens.

5) Zur Bedeckung des Kopfes diente entweder der Cucullus

(Caules, Gaules, Gugel), eine Bearnerkappe oder Mütze, die den ganzen Kopf und Hals gegen die Kälte schützte, wie sie von Reisenden, Jägern und Seeleuten zum Theil noch jetzt getragen wird, oder das Almutium, (der eben erwähnte Schulterkragen mit einer daran befindlichen Mütze, die über den Kopf gezogen oder zurückgeschlagen getragen wurde), oder endlich das *caputium*, die Capuze, eine an die Kutte selbst hinten angenähte Mütze.

Bei den Nonnen

1) Das Chorkleid, das über dem engen Hauskleid getragen wird.

2) Das, in der Regel weiße Vortuch oder Wimpel, welches Hals und Brust umschließt.

3) Der Weihel, ein mehrentheils schwarzes Tuch, welches den Kopf bedeckt.

4) Der Schleier, falls dieser nicht mit dem Weihel verbunden ist.

1. Der Orden des heiligen Basilius.

St. Basilius der Große, geboren 329, seit 370 Bischof von Cäsarea in Kappadocien, wo er 379 starb, berühmt als Theologe durch seine gediegene Schriften dogmatischen Inhalts und durch seine leidenschaftslose, gründliche Bekämpfung der Arianischen Ketzerei, gefeiert und bewundert als einer der größten Redner im christlichen Alterthum, und hochverdient durch seine Verbesserung der Liturgie und durch die Regulirung der Kirchenzucht, weshalb die Griechische Kirche ihn als einen ihrer vorzüglichsten Heiligen ehrt und seinen Festtag noch jetzt mit besonderer Auszeichnung feiert, war der Begründer des eigentlichen Klosterlebens in der Orientalischen Kirche. Die Klosterregel, welche er für die Mönche und Nonnen entwarf, und wodurch er sie zum Gelübde 1) der Armuth, 2) der Keuschheit, 3) des Gehorsams und außerdem 4) zu einem contemplativen Leben verpflichtete, gilt noch heut in allen orientalischen Mönchs- und Nonnenklöstern, wie sie überhaupt allem Klosterleben zum Grunde liegt, und die von ihm vorgeschriebene Tracht:

eine einfache schwarze Kutte, um den Leib mit einem Gürtel zusammengeschnürt,

ist noch gegenwärtig allen Mönchen und Nonnen der griechischen Kirche gemeinsam. Sie gehören alle dem Orden der Basilianer an. Die Disciplin war und ist noch gegenwärtig sehr streng. Gänzliche Enthaltung von allen Fleischspeisen, harte Fasten, strenge Abhaltung der Andachtsübungen — bei den Mönchen und Nonnen der griechischen Kirche ist der Rosenkranz im Gebrauch, die Laien haben ihn nicht — und eine Menge von Casteyungen machen hier das Klosterleben

zu einem entsagungsreichen, so daß man recht wohl begreift, wie eine große Zahl russischer Bojaren, Fürsten und Edelfrauen ehemals, und zum Theil noch jetzt, den Leichtsinn und die Sünden einer im Rausch weltlicher Freuden verlebten Jugendzeit nicht besser und vollständiger büßen zu können meinten, als wenn sie ihre späteren Lebensjahre im Kloster zubrachten.

Da die Klosterregel überall dieselbe war, so konnte jeder Mönch freiwillig das eine Kloster verlassen und in ein anderes ziehen. Dieses Herumziehen der Mönche aber, das in der That nicht selten ein wahres Vagabundenleben war, hatte so viel Anstößiges und leistete der Verbreitung des Aberglaubens beim Volke so großen Vorschub, daß der 1551 erlassene Stoglawnik verordnete: „Da viele Mönche vorgeben, die Träume deuten und die Zukunft vorhersagen zu können, ferner mit Heiligenbildern von Ort zu Ort herumlaufen und von den Leuten, vorgeblich zur Erbauung von Kirchen und Klöstern, auf die unverschämteste Weise Geld erpressen, so sollen solche Vagabunden angehalten, die Heiligenbilder und das von ihnen eingesammelte Geld abgenommen, und an die Kirche abgeliefert werden."

In früheren Zeiten lebten an mehreren Orten Mönche und Nonnen gemeinschaftlich zusammen, wie z. B. in dem Lazaruskloster zu Gorodez. Da dies aber häufig große Unordnungen zur Folge hatte, so wurde 1503 auf einem Concil zu Moskwa das Zusammenleben streng untersagt. Allerdings war damit dem Unfug nicht auf immer gesteuert, und je reicher die russischen Klöster im Laufe der Zeit geworden waren, desto mehr hatte namentlich im XVII. Jahrhundert die Sittenlosigkeit in ihnen zugenommen. So berichtet Bollin *), daß zu Pskow Mönche und Nonnen zusammen ins Bad gegangen seien; daß Mönche in Nonnenklöstern gewohnt hätten, vorgeblich als Pröpste und Beichtväter 2c. 2c. Ernstgesinnte und fromme Bischöfe suchten zwar auch in diesen Zeiten des größten Verfalls die alte, strenge Klosterzucht wieder herzustellen; indeß gelang dies nur sehr allmälig, und erst die neuere Zeit scheint dem Ziele wieder näher zu kommen, das man damals leider so oft vergeblich erstrebte.

Was die Heiligen der griechischen und russischen Kirche betrifft, die in der schwarzen Ordenstracht der Basilianer dargestellt sind, so ist ihre Zahl zu groß und sie sehen einander äußerlich zu ähnlich, als daß sie hier einzeln angeführt zu werden brauchten. Ein Verzeichniß derselben wird weiter unten folgen.

---

*) Vergl. seine Noten zu Le Clerk's „Geschichte von Rußland" I. S. 301.

2. Der Benedictiner-Orden.

Wie **St. Basilius** im Orient, so wurde **St. Benedict** von Nursia (in Umbrien) im Occident der Patriarch der Mönche. Er war 480 in Nursia geboren, wählte schon in seinem 14. Jahre eine Höhle in der Wüste Subiaco, 40 Miglien von Rom, zu seinem Aufenthalt, entwarf darauf, da sich mehrere Gleichgesinnte um ihn gesammelt hatten, 515 eine Klosterregel, welche zuerst in dem 529 von ihm gestifteten Mönchskloster auf dem Monte Cassino bei Neapel eingeführt wurde, das an der Stelle eines zerstörten Apollotempels erbaut worden war. Auch in ihr bildeten die drei Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams die Grundlage. Außer dem „Werke Gottes" aber, wie Benedict das Gebet und die andern geistlichen Uebungen nannte, forderte er von den Mönchen auch, daß sie sich in nützlicher Weise beschäftigten. Handarbeiten, Unterweisung der Jugend in der christlichen Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen, und Abschreiben von Manuscripten wechselten nach einer weisen Zeiteintheilung mit den einsamen und gemeinschaftlichen Andachtsübungen und erwarben dem Orden nicht nur bei der fernsten Nachwelt bleibende Ansprüche auf die ehrendste Anerkennung, sondern auch schon bei der Mitwelt zahlreiche Freunde und Nachahmer. Bald hatte er in Frankreich, Spanien, Deutschland und England eine Menge Klöster. Alle Mönche im Occident vom VI. bis in das XII. Jahrhundert waren Benedictiner, und die seit dem XI. Jahrhundert gestifteten neuen Orden nur durch Tracht und Namen und einige besondere Vorschriften von dem der eigentlichen Benedictiner verschieden, die Klosterregel und Verfassung aber ziemlich dieselbe.

Die ursprüngliche Tracht der Benedictiner war:

Ein schwarzer Chorrock mit weiten Aermeln; die Capuze, weit um die Schulter herumliegend; weißes Scapulier.

Bei den Benedictinerinnen in Frankreich war der Chorrock weiß; ebenso bei den Columbanern, welche der Irländer Columbanus († 615) um sich gesammelt und zu der Regel der Benedictiner verpflichtet hatte. Nach den späteren Verordnungen dagegen sollte bei allen der über das engere Hauskleid gezogene, weite Chorrock oder die Kutte schwarz, und das Scapulier weiß sein.

Was die dem Benedictinerorden angehörenden Heiligen betrifft, so erscheinen nicht alle in der einfachen Benedictinertracht, sondern mehrere sind als Bischöfe mit den Insignien dieser Würde dargestellt, und nur der schwarze Chorrock läßt sie als Benedictiner erkennen.

In der einfachen Mönchstracht werden dargestellt:

— **Placidus**, mit einem Schwert auf seine ausgerissene Zunge

deutend. — Er wurde auf Befehl des Maurischen Königs Abdallah, nachdem ihm die Zunge ausgerissen worden, geköpft, 541.

— **Magnus**, von wilden Bestien oder Schlangen umgeben. — Er lebte anfangs mit **Gallus**, dem Gründer der Abtei St. Gallen zusammen, zog dann nach Kempten und von da in die Julischen Alpen, wo er das Kloster Füßen gründete († 666). Ueberall soll er die wilden Thiere und den Götzendienst bekämpft und ausgerottet haben, und je mehr sich die Benedictiner neben ihren Verdiensten um die geistige Cultur der Völker, auch um die Cultur des Landes verdient gemacht haben, desto mehr hat man Grund, jene wilden Thiere nicht bloß als Symbole des Heidenthums zu deuten.

— **Johannes v. Rheims**, einen gefesselten Drachen haltend, als Symbol des überwundenen heidnischen Götzendienstes.

— **Adjutor**, ein Stück Fessel in einen Abgrund werfend. — Er war aus der Gefangenschaft der Saracenen sammt seinen Fesseln wunderbar befreit worden, und schloß durch Hereinwerfen dieser um Christi willen getragenen Ketten einen gefährlichen Schlund in der Seine. Er starb 1131.

Als Benedictinernonne wird dargestellt:

— **Scholastica**, die Schwester des heil. Benedict (um 542); ihre Seele in Gestalt einer weißen Taube emporfliegend.

Mit den Insignien der bischöflichen Würde erscheinen:

— **Benedictus**, einen Becher mit der Schlange in der Hand; seitswärts einen Raben mit einem Brot im Schnabel. — Der Legende zufolge soll ihm nämlich ein Rabe das zu seiner Vergiftung bestimmte Brot davon getragen haben. Das Gift im Becher sonderte sich in Folge des Kreuzeszeichen als Schlange aus. Die Dornen, die er zur Seite hat, deuten darauf hin, daß er sich zur Selbstcasteyung öfter in Dornen gelegt habe.

— **Maurus**, als Abt mit dem Bischofsstabe, auf dem Wasser gehend. — Sein Lehrer Benedict hatte ihm befohlen, dem oben erwähnten Placidus, der in einen See gefallen war, zu Hülfe zu kommen. Dieser, dem Gelübde des Gehorsams treu, that es und das Wasser trug ihn, als wäre es fester Erdboden. Später wurde er Abt zu Grandfeuil, einem von ihm selbst 543 zu Anjou gestifteten Kloster.

— **Herculanus**, als Bischof mit einem Schwert, als Zeichen seines Märtyrerthums.

— **Lanfrancus**, als Bischof, eine Monstranz tragend, Teufel zu seinen Füßen. — Die Monstranz deutet auf Lanfrank's Kampf gegen Berengar von Tours hin. Dieser war im Gegensatz zu der Transsubstantiationslehre des Paschasius Radbert seit 1035 mit der Lehre aufgetreten: Brot und Wein würden im Abendmahle nicht in wirkliches

Fleisch und Blut verwandelt, sondern seien nur die Unterpfänder der verklärten menschlichen Natur Christi. Lanfrank dagegen glaubte durch die Ausdrücke: signa, figurae und pignora: deren sich Berengar bedient hatte, den Glauben an die wirkliche und wesentliche Gegenwart Christi im Abendmahl auf das Bedenklichste gefährdet, und bestand darauf: daß Brot und Wein nicht bloße Zeichen und Unterpfänder, sondern nach der Consecration der wirkliche Leib und das wirkliche Blut Christi wären. Der Teufel zu seinen Füßen soll seinen siegreichen Kampf gegen Berengar's Ketzerei andeuten. Er starb 1089.

— **Odilo**, als Abt mit dem Krummstab, bisweilen ein Feuer oder einen Schlund, aus welchem weiße Tauben auffliegen, zur Seite. — Er war Abt des Klosters Clügny, das ursprünglich mit Benedictinern besetzt war. Diesen hatte jedoch der Abt Odo, da ihm die bisherige Klosterregel entweder nicht streng genug schien, oder nicht streng genug befolgt wurde, eine neue Ordensregel gegeben, wonach den Mönchen alles Reden in der Kirche, im Eß- und Schlafsaal und in der Küche untersagt, und unbedingter Gehorsam für jeden einzelnen Befehl der Vorgesetzten gefordert war. Von da an (seit 912) bildeten diese Benedictiner einen eigenen Cluniacenser-Orden, der sich bald weiter ausbreitete. Odilo, einer der berühmteren Aebte dieses Cluniacenserklosters, ist vornehmlich als Urheber der Feier des Aller-Seelenfestes (am 2. Novemb.) bekannt, das er 998, zunächst in seinem Kloster, einführte, weil er durch eine Vision belehrt worden war, welch einen heilsamen Einfluß das Gebet für die Verstorbenen und die Seelenmessen für die im Fegfeuer Befindlichen hätte.

— **Guilelmus** (um 1157) und **Clodoaldus** (Cloud, um 560) erscheinen gleichfalls gewöhnlich in Benedictinertracht, haben aber außerdem die Insignien der ritterlichen und königlichen Würde.

3. Der Camaldulenser-Orden.

Der Stifter dieses Ordens, der wie der Cluniacenser-Orden die Benedictinerregel zur Grundlage hatte, und nur durch eine strengere Disciplin sich unterscheiden sollte, war Romualdus († 1027), der in den Apenninen bei Arezzo die Einsiedelei Camaldoli gründete, und so Urheber des Eremitenordens der Camaldulenser wurde (1012). Die Tracht war bei ihnen, wie bei den Benedictinern, anfangs schwarz. Da jedoch Romuald einst in einer Vision seine Mönche auf einer Himmelsleiter in weißen Kleidern auf- und absteigen sah, so änderte er die bisherige Tracht, und es erhielten seitdem

Die Mönche: eine weiße Kutte mit weißem Gürtel und ein weißes Scapulier,

und die Nonnen: einen weißen Rock, weißes Scapulier, einen weißen wollenen Gürtel, über dem Scapulier zusammengebunden und in langen Enden herabhängend, weiße Wimpel und einen weißen Schleier, darüber einen schwarzen Weihel.

Von den in Camaldulensertracht dargestellten Heiligen mögen hier nur erwähnt werden.

St. Romualdus, auf eine Himmelsleiter zeigend, auf welcher weißgekleidete Mönche auf- und niedersteigen.

— **Thomassus**, Wassergefäße tragend, weil er einst Wasser in Wein verwandelte. Er starb 1337.

4. Der Vallombrosaner-Orden.

Dem Camaldulenser-Orden ziemlich nahe verwandt war der Cönobitenorden von Vallombrosa, 1038 gestiftet von Johannes Gualbert († 1073) in der Einsiedelei Vallombrosa unweit Florenz in den Apenninen.

Die Ordenstracht war eine Kutte von grauer, jetzt schwarzer Farbe; das Scapulier schwarz; als Kopfbedeckung diente ein breitkrempiger Hut.

Was die Heiligenbilder betrifft, so sieht man die Vallombrosaner-Tracht selten; nur **St. Gualbertus** wird stets in ihr dargestellt, außerdem kenntlich durch ein Christusbild, das er in der Hand hält, weil es sich beim Gebet ihm zuneigte.

5. Der Cartheuser-Orden.

Der Stifter desselben war Bruno, ein Chorherr zu Rheims, geboren zu Cöln (1030), und gleich ausgezeichnet durch seine wissenschaftliche Bildung, wie durch seinen tiefen christlichen Ernst. Die Sittenlosigkeit seiner Zeit bewog ihn, die Einsamkeit aufzusuchen. Daher begab er sich mit sechs gleichgesinnten Freunden zu dem heiligen Hugo, Bischof von Grenoble, der ihnen ein enges, von zwei schroffen, mit Schnee und Dornen bedeckten Felsen eingeschlossenes, schauriges Thal, Chartreuse, vier Stunden von Grenoble, als Aufenthaltsort anwies. Hier bauten sie ein kleines Oratorium, richteten sich jeder eine besondere Zelle ein, und verpflichteten sich zur strengsten Mönchsdisciplin. Durch unermüdeten Fleiß schufen sie binnen Kurzem die grausenhafte Einöde, die bis dahin nur der Aufenthalt wilder Thiere war, in eine lachende Gegend um, lebten dabei in der größten Armuth, genossen nie Fleisch, sondern nur Obst, Gemüse und Kleienbrot und waren, außer ihrer Arbeit im Garten und Feld, mit Gebet, Lesen und

Abschreiben von Büchern beschäftigt. Bruno, 1089 von seinem vormaligen Schüler, dem Papst Urban II. nach Rom zu den höchsten geistlichen Würden berufen, schlug Alles aus und erbat sich nur die Erlaubniß, in der Einöde von della Torre in Calabrien eine zweite Carthause zu gründen, wo er am 6. October 1101 starb. Im Jahre 1623 wurde er von Gregor XV. canonisirt. Der Orden selbst erhielt 1170 allgemein die päpstliche Bestätigung, und hatte in den früheren Zeiten äußerst strenge Statuten. Außer dem unbedingten Verbot des Fleischessens war den Mönchen nur Donnerstags einige Stunden hindurch und an den Capiteltagen das Sprechen gestattet, sonst fortwährendes Schweigen auferlegt, und zu den gesetzlichen Casteyungen gehörte unter andern, daß sich jeder fünfmal im Jahre zur Ader lassen mußte.

Späterhin, als der Orden reicher wurde, wußte man sich die Einsamkeit auf mancherlei Weise, oft sehr kunstsinnig, zu verschönern. Jede Carthause, zu welcher 13 Mönche, 16 Laienbrüder (fratres conversi) und 7 Donaten (niedere Diener) gehören, umfaßte, statt der ehemaligen kleinen und engen Zellen, nachmals dreizehn höchst bequeme und freundliche Wohnungen, jede mit mehreren Zimmern und einem netten Gärtchen. Die Laienbrüder besorgten die häuslichen Wirthschaftsangelegenheiten, die Donaten die niederen Hausdienste und die Feld= und Gartenarbeit, und die Mönche selbst, meist gebildet, kunstsinnig und durch nichts an das rohe und schmutzige Wesen der Bettelmönche erinnernd, zeichneten sich durch Wohlthätigkeit und Gastfreiheit aus.

Die Ordenstracht ist bei den Mönchen: eine weiße Kutte mit einem weißen ledernen Gürtel oder einem hanfenen Strick zusammengebunden. Capuze und Scapulier, die hier ein einziges Kleidungsstück bilden, bei welchem unten an den Knieen das Vorder= und Hinterstück durch zwei handbreite weiße Streifen verbunden sind, von weißem Tuch. Dies ist die Klostertracht. — Als Stadtkleid wird eine schwarze Kutte, oder über dem weißen Klosterrock ein schwarzer Mantel getragen, und über diesem eine vorn runde, hinten zugespitzte weiße Mozetta, an welcher hinten die schwarze Capuze, eine hinten spitz zulaufende Mütze, angenäht ist.

Bei den Nonnen, deren Carthausen seit 1116 bestehen, und die eine nicht ganz so strenge Disciplin hatten, indem sie die Erlaubniß erhielten, zusammen zu speisen, und das Stillschweigen öfter zu unterbrechen, ist gleichfalls Rock, Wimpel und Scapulier weiß; auch hier sind bei dem letzteren Vorder= und Hinterstück durch zwei handbreite weiße Tuchstreifen verbunden. Der Weihel allein, der bis an die Ellenbogen reicht, ist schwarz.

Von Heiligen, die hierher gehören, sind besonders zu nennen:

St. Bruno, der Stifter des Ordens, ein Crucifix in der Hand, dessen Enden in Blätter ausschlagen, als Symbol des durch ihn neubelebten christlichen Sinnes, einen Stern auf der Brust und eine Glorie mit Sternen um das Haupt.

— **Hugo,** als Cartheuser, mit der Bischofsmütze (er war, wie oben bereits erwähnt ist, Bischof von Grenoble) drei Blumen in der Hand und einen Schwan zur Seite, als Symbol der Einsamkeit. Häufig auch einen Engel neben sich, der ihn vor dem Blitz schützt. Er † 1132.

6. Der Font-Evraud-Orden.

Der durch eine Menge seltsamer Bußübungen, insbesondere aber durch seinen Eifer bei der Bekehrung gefallener Mädchen bekannte Robert v. Arbrissel († 1117) war der Stifter dieses Ordens (1094), der seinen Namen von Font-Evraud (Ebraldsbrunnen), einem Thal an den Grenzen von Poitou und Anjou erhielt, wo Robert ein weitläuftges Klostergebäude anlegte, in welchem bald mehrere Tausende, nicht bloß Mönche, sondern (seit 1100) auch Nonnen aufgenommen wurden. Ordensregel war die geschärfte Benedictinerregel, und dieser gemäß wurden die Religiosen beiderlei Geschlechts nicht nur zu Andachtsübungen, sondern auch zu Handarbeiten verpflichtet. Als Oberhaupt des Ordens wurde die Jungfrau Maria, und als irdische Stellvertreterin derselben die jedesmalige Aebtissin des Klosters betrachtet, die demnach auch über die Mönche die Oberherrschaft führte. Meist war es eine vornehme Dame. So wurde Bertrade, da sich der König Philipp I. von Frankreich von ihr scheiden lassen mußte, Aebtissin von Font-Evraud, und unter weiblicher Oberherrschaft konnte natürlich die anfängliche Strenge der Disciplin sich nicht auf die Dauer erhalten, und das Gesetz der strengen Absonderung beider Geschlechter wurde vielfach übertreten, was manche verdrüßliche Folgen hatte. Daher verlor der Orden, so rasch er sich anfangs in Spanien und mehr noch in Frankreich ausgebreitet hatte, und so reich er durch eine Menge Schenkungen geworden war, späterhin immermehr an Ansehen, und in der Zeit der Revolution erlosch er gänzlich.

Die Ordenstracht der Mönche war ein schwarzer Chorrock, über diesem ein Scapulier, das etwas über den schwarzwollenen Gürtel reichte, und an welchem oben eine große Capuze angenäht war; über dem Scapulier die Mozetta.

Die Nonnen hatten zwei weiße Röcke, von denen der eine bis zu den Füßen, der darüber getragene bis zu den Knieen reichte, eine weiße Wimpel, und über dem weißen die Stirn umschließenden Tuch einen schwarzen Weihel.

Als Chorkleid hatten außerdem beide Geschlechter einen schwarzen, mantelartigen Ueberwurf mit weiten Aermeln, der vorn offen getragen wurde.

Unter den Heiligen ist es vornehmlich

St. Robert v. Arbrissel, der Stifter des Ordens, der in dieser Tracht erscheint, kenntlich außerdem an der unter dem Ordenskleide hervorragenden ritterlichen Rüstung, weil er, um sich zu casteyen, fortwährend einen eisernen Panzer auf dem bloßen Leibe trug.

7. Der Cistercienser-Orden.

Wie der Orden der Cluniacenser, so sollte auch der Cistercienser-Orden, gestiftet 1098 von Robert v. Molesme, einem Edelmanne zu Champagne, der in den geistlichen Stand getreten und Abt zu Molesme geworden war, nur ein verbesserter und durch größere Strenge sich auszeichnender Benedictiner-Orden sein. Den Namen hatte er von dem Stammkloster zu Cistercium (Citeaux) unweit Dijon, und seine rasche Ausbreitung, sein hohes Ansehen und seine allgemeine Beliebtheit verdankte er vornehmlich dem umsichtigen und regen Eifer des heil. Bernhard v. Clairvaux, der 1113 Cisterciensermönch geworden war. Schon fünfzig Jahre nach der Stiftung des Ordens zählte er 500 Abteien, nnd obwohl das Gesetz gegeben wurde, daß neben einer schon bestehenden Abtei im Umkreis von zehn Meilen keine neue errichtet werden sollte, so stieg doch die Zahl der zu Citeaux und Clairvaux gehörigen Abteien allmälig auf zweitausend.

Ursprünglich wollten die Cistercienser weder von Almosen, noch von Geschenken, sondern von ihrer Hände Arbeit leben, und lange Zeit hindurch zeichneten sie sich auch wirklich durch Fleiß und sorgfältigen Anbau des Landes aus. Je reicher sie jedoch wurden, desto mehr beschränkten sie sich auf die durch ihre Ordensregel (charta caritatis, entworfen 1119 von St. Stephan) vorgeschriebenen, zahlreichen Andachtsübungen, und die nach und nach erlangte gänzliche Unabhängigkeit von den Bischöfen bewirkte, daß sie ziemlich bald einen aristokratisch-republikanischen Mönchsstaat bildeten, der unter der Oberaufsicht der Aebte von Citeaux, Clairvaux, La Ferte, Pontigny und Morimond stand, die jedoch wiederum von den Aebten der übrigen Cistercienserklöster zur Rechenschaft gezogen werden konnten. Die Ordenstracht ist eine weiße Kutte, darüber ein schwarzes Scapulier, über diesem eine schwarze Mozetta, an welche die Capuze angenäht ist.

Von den Heiligen aus diesem Orden sind zu nennen:

St. Robert v. Molesme, der Stifter, in der Ordenstracht, häufig ein Kloster zur Seite.

— **Bernhard v. Clairvaux**, ein Buch in der Hand, als Hindeutung auf seine große Gelehrsamkeit und schriftstellerische Thätigkeit, einen Bienenkorb und einen Hund zur Seite, jenen, wegen seiner Beredsamkeit — er hieß darum auch Doctor melifluus — diesen als Symbol der Wachsamkeit für die seiner Hirtentreue anbefohlenen Schafe.

— **Lutgardis**, gewöhnlich als Cisterciensernonne dargestellt, weil sie, vorher Aebtissin eines Benedictinerklosters, später Cistercienserin wurde; bisweilen auch abgebildet, wie sie vor einem Crucifix knieend von Christus mit dem einen, vom Kreuz losgemachten Arm umarmt wird. Erscheint sie auf dem Bild als blind, so bezieht sich dies darauf, daß sie 11 Jahre vor ihrem Tode (1246) erblindete.

8. Der Prämonstratenser-Orden.

Der Stifter desselben war der Chorherr Norbert aus Xanten, der vorher als wohlhabender Edelmann sehr üppig gelebt hatte, bis ihn eines Tages ein Blitzstrahl, der ihn zu Boden warf, ohne ihm weiter zu schaden, zur gänzlichen Sinnesänderung bewog. Er verkaufte all sein Hab und Gut, vertheilte das Geld dafür an die Armen, und ging von da an, ohne auf den Spott seiner früheren Lebensgefährten zu achten, barfuß und in Schaffelle gekleidet als Pilger einher. Lange konnte er keinen Ort finden, der ihm für das Klosterleben, das er zu führen entschlossen war, rauh genug, und keine Klosterregel, die ihm hinlänglich streng war. Im Jahre 1120 wählte er endlich für sich und dreizehn auserwählte Genossen eine, seiner Aussage nach in einer Vision ihm gezeigte, öde Heide (pré montré, pratum monstratum) bei Laon zum Aufenthaltsort, und die Armuth des neuen Ordens war anfänglich so groß, daß man kaum Brot hatte, die Disciplin so streng, daß man sich durchaus alles Fleischgenusses enthielt. Doch schnell wuchs das Ansehen desselben, und die Armuth machte bald einer großen Wohlhabenheit Platz. Kurz vor der Reformation hatte er an 2000 Klöster, darunter 500 Nonnenklöster, die meisten in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England. Je mehr aber sein Reichthum zunahm, desto mehr gerieth die Klosterzucht in Verfall, und desto mehr verlor der Orden an Ansehen. Im XVIII. Jahrhundert hatte er in Italien keine, in Frankreich nur noch 42 Mönchsklöster, und gegenwärtig nur eine geringe Anzahl von Klöstern in Polen und den Oesterreichischen Staaten, namentlich in Böhmen, wo ihm in Prag ein reiches und schönes Kloster geblieben ist.

Die Ordenstracht besteht in einem schwarzen Rock, darüber ein weißes Scapulier mit weißer Mozetta, und über diesem ein weißer Mantel. —

Von Heiligen in Prämonstratenser-Tracht sind zu nennen:

St. Norbert, einen Kelch mit einer Spinne in der Hand. — Während der Messe war ihm nämlich einst eine Spinne in den Abendmahlskelch gefallen, nachdem dieser bereits consecrirt war. Der kirchlichen Vorschrift zufolge durfte er sie nicht herausnehmen, sondern mußte den Kelch, wie er da war, ausleeren. Bald darauf aber kam ihm das Niesen an und dadurch wurde er von dem giftigen Thier wieder befreit. — Er † 1134 als Erzbisch. v. Magdeburg.

— **Gottfried**, Graf von Kappenberg, eine Schüssel mit Broten in der Hand, um an seine Mildthätigkeit gegen Arme zu erinnern. — Tief ergriffen von der Predigt des St. Norbert hatte er sich 1121 an diesen angeschlossen, alle seine Habe an die Armen vertheilt und mit seiner Gemahlin Jutta drei Klöster gestiftet, die er dem Prämonstratenser-Orden überließ. Er selbst starb im 31. Jahre 1127 in dem von ihm erbauten Kloster Ilmenstadt bei Frankfurt a. M.

— **Hermann Joseph**, einen Apfel in der Hand, Christus mit einem Beil zur Seite. — Der Apfel bezieht sich darauf, daß er, das Kind armer Bürgersleute von Cöln, schon in seiner frühsten Jugend eine kindliche und innige Andacht zur Mutter Gottes bewies, und in dieser seiner Liebe dem Christkinde auf dem Marienbild in der Kirche St. Mariä zum Capitol einst einen Apfel als Geschenk darreichte, der von demselben auch angenommen wurde. Christus mit dem Beil erinnert an die schon erwähnte Fürbitte für ein verderbtes Kloster,

9. Der Carmeliter-Orden.

Schon im IV. Jahrhundert hatten sich christliche Anachoreten den Carmel, jenes bekannte Vorgebirge in Palästina an der südlichen Grenze von Galiläa, zum Aufenthalt gewählt, und eine Höhle daselbst soll bereits der alte Prophet Elias bewohnt haben. Hier stiftete nun gegen Ende des XII. Jahrhunderts Berthold, ein Mönch aus Calabrien, den Orden Unsrer Lieben Frauen vom Berge Carmel oder den Carmeliter-Orden, dem der Patriarch Albrecht v. Jerusalem 1209 die alt orientalische Basiliusregel und der Papst Honorius III. 1224 die päpstliche Bestätigung gab. Gehört aber auch sonach der Ursprung dieses Ordens erst den Zeiten des Mittelalters an, so blieben doch die Carmeliter Jahrhunderte lang steif und fest bei der Meinung: der Prophet Elias sei der eigentliche Stifter ihres Ordens, und alle heiligen Männer und Frauen des Alterthums, die Propheten, Pythagoras, die Gallische Druiden, die Essäer und Pharisäer, die Jungfrau Maria und die andern heil. Frauen des N. T. seien Glieder desselben gewesen, und noch im XVIII. Jahrh. stellten sie eine Statue des Propheten Elias in der Peterskirche zu Rom zu Ehren ihres Stifters auf.

Seit 1240 von den Saracenen verdrängt, verbreiteten sie sich in den verschiedenen Ländern Europa's, und während sie vorher ein wirkliches Einsiedlerleben geführt hatten, erhielten sie 1247 eine mildere Regel, die ihnen das klösterliche Zusammenleben gestattete. Von da an theilten sie sich auch nach und nach in vier verschiedene Congregationen.

1. Die beschuhten Observanten machten den Hauptttheil aus, und wäre ihren Angaben zu trauen, so hätten sie im XVIII. Jahrh. 7500 Klöster und 180,000 Ordensglieder beiderlei Geschlechts gehabt.

2. Die Congregation von Mantua, seit 1438 von den Observanten geschieden und durch weiße runde Hüte ausgezeichnet, mit etwa 50 Mönchs- und wenigen Nonnenklöstern.

3. Die Theresianerinnen oder Barfüßerinnen in Spanien, 1562 von Theresia gestiftet.

4. Die Barfüßer in Italien, die sich 1600 von der Theresianer-Congregation, die anfänglich auch Mönchsklöster umfaßte, getrennt und ihrerseits selbst Nonnenklöster gestiftet hatten. Sie zählten im vorigen Jahrhundert gegen 8000 Mönche und Nonnen.

Die Ordenstracht war anfangs der schwarze Basilianerrock, darüber fein weiß und braun gestreifter Mantel, den sie 1287 mit einem weißen vertauschten. Seit der Mitte des XV. Jahrh. trugen sie eine dunkelbraune Kutte, darüber ein weißes oder graues Scapulier und einen weißen Mantel.

Heilige aus dem Carmeliter-Orden sind:

St. Cyrillus, über ihm eine Wolke, aus der ein Engel zwei Tafeln herabreicht. — Er empfing nämlich während der Messe in einer Nebelwolke, die ihn plötzlich einhüllte, von einem Engel zwei silberne Tafeln mit griechischer Schrift, mit dem Befehl, sie als neue Statuten für den Orden auf Pergament abschreiben, aus dem Silber aber einen Kelch und ein Rauchfaß machen zu lassen. — Er war der dritte Generalprior des Ordens und † 1244

— **Angelus,** als Carmeliter; Lilien und Rosen aus seinem Munde fallend, was der Legende zufolge bei seiner Predigt wirklich geschehen sein soll. Auf göttlichen Befehl verließ er den Berg Carmel und predigte den Ketzern in Sicilien den wahren Glauben, wurde dafür aber von ihnen 1225 ermordet.

— **Albertus Siculus,** eine Lilie (Symbol seiner Herzensreinheit und Keuschheit), ein Buch (Symbol seiner Gelehrsamkeit) und eine Lampe (Symbol seiner nächtlichen Studien und Andachtsübungen) haltend. Er † 1306 und gilt in Sicilien als Schutzpatron gegen das gelbe Fieber.

— **Simon Stock,** sogenannt, weil er, ehe er Generalprior zu Bordeaux wurde, als Einsiedler in einem hohlen Baum oder Stock ge-

lebt hatte, ein Scapulier in der Hand. — Er hatte dasselbe von der Jungfrau Maria bekommen, mit der Zusage, daß, wer in demselben begraben würde, nicht in's Fegfeuer komme, — eine Auszeichnung, die dem Orden bald großes Ansehen verschaffte.

St. Theresia, die schon genannte Stifterin der Theresianer-Congregation oder des Ordens der Carmeliter-Barfüßerinnen in Spanien, († 1582) ein brennendes Herz in der Hand, ein Crucifix mit vier Edelsteinen (Rubinen, um die vier blutigen Wundenmaale anzudeuten) vor sich, weil ihr bei ihrer jedesmaligen Andacht die Wunden Christi wie Edelsteine entgegenfunkelten.

— **Maria Magdalena de Pazzis**, gleichfalls ein brennendes Herz in der Hand, und ein Crucifix mit den Wundenmaalen Christi vor sich; außerdem eine Dornenkrone auf dem Haupte, die sie unter dem Kopftuch trug, um sich zu casteyen. Sie † 1607.

10. Der Dominicaner-Orden.

Der Stifter dieses ursprünglich aus regulirten Chorherren bestehenden Ordens war bekanntlich der Spanier Dominicus de Guzman, von adeliger Herkunft und Archidiaconus zu Osma in Castilien. Sein Zweck war, zur Bekehrung der ketzerischen Albigenser eine Prediger-Gesellschaft zu stiften, und schon 1217 erhielt der kaum seit zwei Jahren bestehende Orden von Honorius III. die päpstliche Bestätigung als Orden der Predigermönche, die in Frankreich, weil das erste, von Matthias v. Paris, dem Vicar des Dominicus, zu Paris gestiftete Kloster in der St. Jacobsstraße stand, auch Jacobiten hießen.

Außer diesem Mönchsorden hatte Dominicus schon 1206 ein Nonnenkloster für Dominicanerinnen angelegt, wozu kurz vor seinem Tode (er † 1221 zu Bologna) noch ein dritter, gleichfalls von ihm gestifteter Orden der Ritterschaft Christi kam, ursprünglich ein Verein von Edelleuten und Rittern zur kriegerischen Bekämpfung der Ketzer, nachmals aber in einen Orden von der Buße des heil. Dominicus für beide Geschlechter umgewandelt, und weil er die dritte von seinen Stiftungen war, gewöhnlich Orden der Tertiarier genannt.

Die Ordenstracht besteht in einem weißen Rock, darüber bei den Mönchen ein weißes, bei den Laienbrüdern ein schwarzes Scapulier, und über diesem bei Allen ein schwarzer Mantel.

Von Heiligen in Dominicanertracht sind vornehmlich folgende zu nennen:

St. Dominicus, einen Hund mit brennender Fackel im Maule, die Erdkugel beleuchtend, und einen Sperling neben sich. — Der Hund bezieht sich darauf, daß seiner Mutter während ihrer Schwanger-

schaft einst träumte, sie brächte einen schwarz und weißgefleckten Hund zur Welt, der mit einer angezündeten Fackel die ganze Erde erleuchtete. — Auch hier soll er übrigens zugleich Symbol der Wachsamkeit für den wahren Glauben sein; denn die Dominicaner waren die ersten und eifrigsten Ketzerrichter. Das Spanische Inquisitionstribunal bestand bekanntlich aus Dominicanern, und die Fackel im Maule des Hundes hat in den Scheiterhaufen der Inquisition eine nur zu wahre und schreckliche Deutung gefunden. — Der Sperling bezieht sich darauf, daß dem Heiligen der Teufel einst in dieser Gestalt erschien.

— **Petrus Gonzalez,** auch **Elmus** genannt, in seinen Mantel gehüllt auf einem Kohlenfeuer liegend. — Er war, nachdem er Dechant zu Astorga in Spanien gewesen, in den Dominicaner-Orden getreten, und als strenger Sittenprediger bekannt. Eine vornehme, schöne Dame wollte ihn verführen. Er entfloh ihr aber in ein anderes Zimmer, wo er, in seinen Mantel gehüllt, sich auf ein brennendes Kohlenfeuer hinlegte, und darauf die Dame rufen ließ. Er war unversehrt geblieben, und dies machte auf sie einen so tiefen Eindruck, daß sie sich von Stund an bekehrte. Später verließ er den Hof, und wandte sich mit seinem geistlichen Rath und Trost vornehmlich den armen Fischern und Schiffern an der Meeresküste zu, die ihn nachmals als ihren Schutzpatron verehrten. Er † 1246.

— **Petrus Martyr,** einen Säbel im Kopf, das Wort „*Credo*" zur Seite, oder mit Blut auf dem Fußboden geschrieben. — Er war Inquisitor in Mailand und wurde auf Veranlassung einiger Ketzer durch Meuchelmörder getödtet, 1252.

— **Hyacinthus,** den Hostienkelch und ein Marienbild tragend. Er war ein Schüler des heil. Dominicus und in Polen, Litthauen und weiterhin in Rußland ein eifriger Apostel der römisch-katholischen Kirche. Bei der Zerstörung von Kiew durch die Tataren (1241) trug er den Abendmahlskelch und das Marienbild der Kirche, um wenistens diese zu retten, mitten durch den Kriegstumult sicher und ungefährdet hindurch. Er † 1257.

— **Raymundus de Pennaforte,** auf seinem Mantel über das Meer schwimmend. — Er war bald nach dem Tode des heil. Dominicus in den Orden eingetreten, und durch seine große Gelehrsamkeit zu den höchsten Kirchenämtern gelangt. Der König Don Jago wollte ihn, da er mit seiner Aufführung unzufrieden, Majorca zu verlassen beschlossen hatte, nicht ziehen lassen. Raymund aber ließ sich nicht halten, sondern sprang in seinen Mantel gehüllt in's Meer, das ihn sicher an die jenseitige Küste trug. Er † 1275.

— **Thomas von Aquino,** einen Hostienkelch in der Hand, eine Taube über seinem Haupte. — Berühmt als **Doctor angelicus,** war

er einer der größten und gelehrtesten Theologen des Mittelalters. Der Hostienkelch soll daran erinnern, daß das noch jetzt gebräuchliche Officium beim Frohnleichnamsfest, wozu der bekannte von ihm gedichtete Hymnus „Pange lingua gloriosi corporis mysterium" gehört, von ihm herrührt; die Taube ist das bekannte Symbol der Inspiration. Er † 1274.

— **Vincentius Ferrerius,** eine Sonne mit den Buchstaben IHS haltend, oft Juden und Saracenen um sich. — Die Buchstaben IHS sind bekanntlich die Anfangsbuchstaben des Namens Jesu *(ΙΗΣΟΥΣ)* und die Sonne ist Symbol des Lichtes, das mit der Verkündigung Jesu und seines Evangelii für die Heiden anbrach. Daher deutet die Sonne mit jenen drei Buchstaben, ein auch bei den Jesuiten sehr beliebtes Zeichen, überall auf die Missionsthätigkeit hin und ist Abzeichen der christlichen Missionare. Daß Vincentius sich hauptsächlich um die Bekehrung der Juden und Saracenen verdient machte, wird auf den Bildern dadurch angedeutet, daß er von diesen umgeben dargestellt wird. Er † 1419.

— **Katharina v. Siena,** die Wundenmaale Christi an den Händen — er selbst hatte sie ihr eingedrückt — einen Ring in der Hand, den Christus ihr als Brautring gegeben. Sie † 1380.

— **Rosa de Lima,** eine Rose in der Hand und eine Stachelkrone auf dem Haupt. — Sie war von Spanischer Abkunft, in Peru geboren, und hieß eigentlich Isabella; ihrer reizenden Schönheit wegen aber wurde sie Rosa genannt. Die Lobsprüche jedoch, die sie überall von den Bewunderern ihrer Reize hören mußte, veranlaßten sie, ihre Gesichtsfarbe freiwillig zu verderben. Sie ward Dominicanernonne und trug als solche bis zu ihrem Tode (1617) unter dem Weihel eine Krone mit Stacheln.

11. Der Franciscaner-Orden.

Die Franciscaner oder Minoriten (fratres minores, wie sie sich aus Demuth nennen sollten), nächst den Dominicanern der bedeutendste und einflußreichste Bettlerorden, hatten zu ihrem Stifter den heiligen Franciscus, geboren zu Assisi in Umbrien, 1182, der in der Taufe den Namen Johann erhalten hatte, und späterhin erst, wegen seiner Fertigkeit im Französischen, wodurch er bei dem Handelsgeschäft, zu dem ihn sein Vater bestimmt hatte, sehr gute Dienste leistete, Franciscus genannt worden war. Von Natur sanft, gefällig und freigebig genoß er als Jüngling die Freuden der Welt, obwohl nicht in übertriebenem Maße, aber durch einen Traum, in dem er eine Menge Waffen, alle mit dem Kreuz bezeichnet, sah und die Worte vernahm, daß sie für ihn und seine Freunde bestimmt seien, belehrt, nahm er bald darauf Kriegsdienste in Apulien, bis ein zweiter Traum ihn belehrte, daß der geistliche Krieger-

stand damit gemeint gewesen sei. Darauf verkaufte er alles, was er hatte, verschenkte das Geld an die Armen, kleidete sich in eine Mönchskutte und gürtete sich mit einem Knotenstrick, der ihm zugleich als Bußgeißel diente, und von dem die Franciscaner in Frankreich den Namen *Cordeliers* erhielten. Bald fanden sich mehrere Gleichgesinnte um ihn, und schon 1210 bestätigte der Papst Innocenz III. die neue Ordensgesellschaft, deren erster Grundsatz der sein sollte, gar kein eigenthümliches Privilegium, am wenigsten irgend welchen äußeren Besitz zu haben. Um das Jahr 1220 unternahm Franciscus eine Wallfahrt nach Palästina, und zurückgekehrt von dieser lebte er als Eremit auf einem Berg in den Apenninen, wo er, wie die Legende meldet, in einer Vision einen gekreuzigten Seraph sah, der seine Hände, Füße und die rechte Seite durchbohrte, so daß nunmehr auch er die Wundenmaale des Herrn an sich trug. Davon erhielt der Orden selbst späterhin den Namen des seraphischen, und hieraus erklärt sich auch der Beiname **Doctor Seraphicus**, der dem Johannes Bonaventura († 1274), einem der berühmtesten Franciscaner, gegeben war.

Jemehr der Orden mit unglaublicher Schnelligkeit an Bedeutung und Ansehung gewann, desto natürlicher war es, daß er dem Dominicaner-Orden bald als Nebenbuhler an die Seite trat, und um mit ihm rivalisiren zu können, mußte er auch auf dem Gebiet der theologischen Wissenschaft den Dominicanern Ordensmitglieder entgegenstellen, die jenen das Gleichgewicht hielten. Während daher jene auf ihren Albertus Magnus († 1280) und besonders auf ihren großen Thomas Aquinas stolz waren, rühmten diese ihren Alexander Halesius († 1245) als den **Doctor irrefragabilis** und **Monarcha theologorum**, und mehr noch ihren Duns Scotus († 1308) als den **Doctor subtilis**, und nannten den Thomisten gegenüber mit Stolz sich Scotisten, besonders in ihrem Streit für die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria. Minder stolz und streng als jene, wußten sie sich mit einer oft ins Gemeine und Niedrige ausartenden Vertraulichkeit die Liebe des Volkes zu gewinnen, und ihre Klöster gelangten durch die einträgliche Bettelei des Ordens bald zu so bedeutenden Reichthümern, daß es in der That keine unpassendere Bezeichnung für sie geben konnte, als wenn die Deutschen in ihrem gutmüthigen Spott sie immer noch, nach wie vor, „Nullbrüder" nannten.

Ihr Stammkloster war bei der St. Marienkirche zu Portiuncula, woher der, ungeheure Schätze einbringende Portiuncula-Ablaß seinen Namen hat, den der Papst Honorius III. dem Orden durch eine Bulle vom Jahre 1222 bestätigte, in welcher Jedem, der in der Portiuncula-Kapelle betete, vollkommene Sündenvergebung verheißen war. Gefeiert wird das Portiunculafest bekanntlich noch jetzt am 2. August.

Die Ordenstracht der Franciscaner besteht in einem Rock von braunem, früher grauem Zeuge, mit einem weißen, dicken Gürtel-

strick mit Knoten; darüber eine große Mozetta, vorn und hinten etwas zugespitzt, an welche hinten die runde und kurze Capuze angenäht ist. Auf Reisen tragen die terminirenden (collectirenden) Brüder einen braunen Mantel und Hut.

Als Heilige aus diesem Orden sind zu nennen:

St. Franciscus, die fünf Wundenmaale Christi an seinem Körper, eine Lilie in der Hand, oft ein geflügeltes Crucifix als Himmelserscheinung vor sich. — Er † 1226.

— **Antonius v. Padua**, auf italienischen Bildern häufig ohne weiteres Attribut, bloß in der dunkelbraunen Franciscanerkutte dargestellt; auf andern Bildern ein Christkind tragend, einen Lilienstengel in der Hand, den Fischen predigend, oder einen Esel zur Seite, dem er die geweihte Hostie vorhält, vor welcher das Thier ehrfurchtsvoll niederkniet. — Durch dieses Wunder hatte er einst einen Ketzer von seiner Geringschätzung des Altarsacraments geheilt. Er † 1231.

— **Johannes Bonaventura**, in der Ordenstracht, mit den Insignien der bischöflichen Würde; zum Zeichen seiner Verdienste als Kirchenlehrer ein Buch in der Hand; einen Engel vor sich, der ihm das Sacrament reicht. — Aus Demuth wagte er nämlich oft nicht, dasselbe zu empfangen; daher brachte ihm einst ein Engel während der Messe eine consecrirte Hostie. — Den Zunamen Bonaventura verdankt er dem heiligen Franciscus, dem er als todtkrankes Kind von seiner Mutter zur Heilung gebracht worden war, die auf das Gebet des Heiligen auch bald erfolgte, und beim Anblick des Kindes hatte dieser im prophetischen Hinblick auf die künftige Wirksamkeit desselben ausgerufen: O bona ventura!

— **Conrad v. Piacenza**, als Franciscaner, kleine Vögel um sich. — In seiner Jugend ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber zündete er einst im Walde ein Feuer an, um das Wild aus dem Dickicht zu verscheuchen. Dieses griff um sich, und es entstand ein großer Waldbrand, der einem armen Manne Schuld gegeben wurde. Auf der Folter bekannte dieser sich auch dazu. Bald darauf jedoch meldete sich Conrad als Thäter, leistete die Buße, verkaufte alle seine Güter, um den Schaden zu vergüten und trat zu Rom in den Franciscanerorden. Von da wandte er sich später nach Sicilien, wo er sich insbesondere der Krankenpflege widmete, und 1351 als Einsiedler starb.

— **Johannes Capistranus**, ein rothes Kreuz auf der Brust, die Kreuzesfahne in der Hand. — Er durchreiste ganz Europa, predigte überall den Kreuzzug gegen die Türken, und nahm selbst an dem Krieg gegen sie Theil, indem er dem Heere des Johannes Corvinus die Kreuzesfahne in der Schlacht vorantrug. Er † 1456.

— **Bernhardin v. Siena**, einen Stab, an dessen oberem Ende eine Strahlensonne mit dem Zeichen **I H S** befindlich, in der Hand

tragend, das bekannte Missionarzeichen. — Er war, wie seine beiden Zeitgenossen Johannes Capistranus und Vincentius Ferrerius, als feuriger und kräftiger Prediger berühmt, und predigte einst so gewaltig gegen die üppige Weltlust, daß viele Zuhörer ihre Spieltische und allen weltlichen Tand verbrannten. Ein armer Handwerker, der sich dadurch in seinem Gewerbe ganz ruinirt sah, stellte ihm seine Noth vor, und der Heilige bedeutete ihn, er solle von nun an nur Sonnen mit dem Jesuszeichen machen. Er that dies und wurde dadurch ein reicher Mann. St. Bernhardin † 1441.

— **Petrus v. Alcantara,** ein Kreuz im Arm und eine Geißel in der Hand, als Zeichen seiner überaus strengen Bußübungen; häufig eine Taube am Ohr, als Symbol der göttlichen Offenbarungen, die ihm zu Theil wurden. Er † 1562.

— **Johannes de Deo,** gewöhnlich als Franciscaner-Barfüßer, um den Hals einen Strick, an dem zwei Töpfe hängen, mit denen er täglich für seine Hospitalkranken in der Stadt collectirte. Er war bekanntlich der Stifter des Ordens der barmherzigen Brüder, dem Pius V. im Jahre 1575 das Ordenskleid und die Augustinerregel gab und der sich durch seine aufopfernde, stille und anspruchslose Wirksamkeit um die leidende Menschheit unvergängliche Verdienste erworben hat und noch erwirbt. — Er † 1550.

— **Salvator ab Horta,** ein Bäumchen in der Hand, über glühende Kohlen gehend. — Das Bäumchen ist wahrscheinlich nur Hindeutung auf das Kloster Horta bei Tortosa, in dem er lebte und von welchem er den Namen hat; das Gehen auf glühenden Kohlen war eines seiner Wunder. Er † 1567.

— **Margaretha de Cortona,** als Franciscanernonne, einen Hund neben sich. — Sie hatte neun Jahre lang als Lustdirne gelebt, bekehrte sich aber, da sie von dem Hunde ihres Buhlen am Kleide fortgezogen zu einer Grube geführt wurde, in der sie denselben ermordet fand, ging alsbald ins Kloster und starb unter strengen Bußübungen 1297.

— **Elisabeth,** die schon oben angeführte Landgräfin v. Thüringen, wird gleichfalls häufig in der braunen oder grauen Franciscanertracht abgebildet. Die Rosen, die sie bisweilen in einem Körbchen trägt, beziehen sich darauf, daß sich einst die Lebensmittel, die sie den Armen brachte, als ihr Vater, Andreas II. von Ungarn ihr begegnete und sie über ihre zu weit getriebene Mildthätigkeit ausschelten wollte, in Rosen verwandelten.

12. Der Clarissen-Orden.

Schon 1209 hatte der heil. Franciscus einen Orden für Nonnen gestiftet, die von den Stammkloster bei der St. Damiankirche in Assisi

Damianistinnen, späterhin nach ihrer ersten Priorin St. Clara, die 1234 in den Orden eintrat, Clarissinnen hießen. Von dem Papst Urban IV., der für das Clarissenkloster Longchamps bei Paris eine besondere Regel gab, nannte sich ein Theil derselben auch Urbanistinnen.

Die Ordenstracht besteht in einem langen, engen, grauen oder braunen Rock mit ziemlich engen Aermeln, und einem weißen Gürtelstrick mit Knoten, darüber eine weiße Wimpel. Kopf und Stirn sind mit einem weißen Tuch bedeckt und darüber ein schwarzer Weihel oder Schleier. Bei den Urbanistinnen verhüllt die Wimpel noch das halbe Kinn, und wie die übrigen Clarissinnen tragen auch sie im Chor außerdem noch einen langen weiten Mantel, der am Halse über dem schwarzen Weihel zusammengehakt ist.

Von Heiligen in dieser Ordenstracht sind besonders zu erwähnen;

St. Clara, eine Monstranz haltend. — Als nämlich der Kaiser Friedrich II. die Saracenen hatte nach Italien kommen lassen, wollten diese bei der Belagerung von Assisi auch das St. Damiankloster plündern. Clara, die Priorin des Klosters, obwohl damals äußerst schwach und krank, ließ sich gleichwohl an die Klosterpforte tragen mit dem Sacrament, das in einer elfenbeinernen Büchse und einem silbernen Gehäuse eingeschlossen war, und die Saracenen, welche bereits die Mauern erstiegen hatten, wurden durch ihr Gebet und die vorgehaltene Monstranz so kräftig abgewehrt, daß sie die Flucht ergriffen. — Sie † 1253.

— **Katharina v. Bologna**, das Christkind auf dem Arm tragend. — Sie war vorher häßlich und ganz braun im Gesicht. Einst aber, als ihr, da sie inbrünstig betete, die Jungfrau Maria das Christuskind in die Arme gab, ließ der freudige Schreck über eine solche Auszeichnung sie so erblassen und erröthen, daß sie von da an die reizendste und frischeste Gesichtsfarbe erhielt. — Sie † 1463.

13. Der Augustiner-Orden.

Augustinus, der hochberühmte Kirchenlehrer und Bischof, von welchem dieser Orden den Namen hat, ist zwar durch Wort und That Beförderer des Mönchslebens gewesen; unerwiesen aber ist die Behauptung, daß er selbst einen Mönchsorden mit einer bestimmten Ordensregel gestiftet habe. Die verschiedenen Zweige des Augustinerordens, regulirte Chorherren, Augustiner-Eremiten, Augustinerinnen und Tertiarier, entstanden vielmehr erst im XI. Jahrhundert und erhielten erst seit dieser Zeit ihre Ordensregel. So wurden erst 1256 die vorher ohne Ordensverband zerstreut lebenden Augustiner-Eremiten zur Clausur vereinigt, und 1567 von Pius V. als der vierte Bettelorden nach den Dominicanern, Franciscanern und Carmelitern bestätigt. Uebrigens

hatten die Augustiner schon vor der Reformation an 2000 Mönchs- und 300 Nonnenklöster, und bekanntlich war auch Luther vorher Augustinermönch.

Die Ordenstracht ist eine schwarze Kutte mit einem Gürtelriemen; darüber ein schwarzer Mantel; bei den Nonnen ist Rock und alles Uebrige weiß, nur der Schleier schwarz.

Heilige, in der Augustinertracht dargestellt, sind:

St. Theotonius, ein Abt zu Coimbra; † 1166.

— **Nicolaus v. Tolentino**, eine Schale mit Geld und einen Lilienstengel haltend; zur Seite ein Stern; bisweilen auch musicirende Engel über ihm. — Den Stern hatte man schon bei seinen Lebzeiten von St. Angelo, einem armseligen Dorf, in dem er geboren war, nach Tolentino, wo er Kanonikus wurde, ziehen sehen, zum Zeichen, daß der auf dem kirchlichen Gebiet von Tolentino leuchtende Stern in jenem schlechten Dorf aufgegangen sei. Die Schale mit Geld ist Symbol seiner Mildthätigkeit gegen Arme. — Er † 1308.

— **Maria v. Ognies**, als Augustinerin. — Sie lebte zu Ognies in Brabant, wo sie auch begraben liegt, berühmt durch viele Visionen und eine Menge Wunder; † 1213.

14. Der Cölestiner-Orden.

Den Damianistinnen gegenüber bildete sich um die Mitte des XIII. Jahrhunderts ein Mönchsorden, unter dem Namen der Eremiten des heil. Damianus, die der Praxis ihres Schutzpatrons getreu den größten Werth auf blutige Geißelungen legten. Der Papst Cölestin V. bestätigte sie und gab ihnen die Regel des heil. Benedict (1274). Da der Orden jedoch sich nur dem beschaulichen Leben widmete, und außerdem durch die harten Geißelungen die Meisten zurückschreckte, so hat er nie in der Kirche sonderliche Bedeutung erlangt.

Die Ordenstracht war ein weißer Rock mit weiß wollenem oder ledernem Gürtel; darüber ein schwarzes Scapulier; über diesem eine runde, nur die Schultern bedeckende Mozetta, an welcher hinten die Capuze angenäht war, die bis auf die Mitte des Rückens herabreichte. Im Chor und in der Stadt wurde statt des weißen Rockes eine große schwarze Kutte getragen.

Unter den Heiligen erscheint nur der Papst Cölestin in dieser Tracht; bisweilen die Tiara neben sich, weil er sie 1293 niederlegte, und sich in die Einsamkeit zurückzog, wo er 1300 starb. Die Taube an seinem Ohr ist Symbol der Inspiration, und die Dämonen, die er um sich hat, sollen an seinen unablässigen Kampf gegen Sünde und Teufel erinnern.

15. Der Trinitarier-Orden.

Der Zweck dieses 1198 in Spanien von Johannes v. Matha und Felix v. Valois gestifteten Ordens von der heil. Dreieinigkeit war, Almosen zur Loskaufung gefangener Christensclaven zu sammeln, und in kurzer Zeit entstanden, dem einmal gegebenen Beispiel folgend, in Spanien, Portugal, Frankreich, Italien, Polen, selbst in Amerika Gesellschaften, die sich zu demselben milden Zweck vereinigten, und in Spanien gab es schon seit 1201 auch weibliche Klöster dieses Ordens, der in Frankreich, weil die Trinitarier ihr erstes Kloster in Paris bei einer Kapelle des heil. Mathurin angelegt hatten, Mathuriner-Orden hieß.

Anfangs war es ein geistlicher Ritterorden, dem der Papst Innocenz III. in Folge einer Vision als Abzeichen ein weißes Kleid mit einem rothen und blauen griechischen Kreuz gab. Später gestaltete er sich ganz zum Mönchsorden um, und die Ordenstracht war seitdem ein weißer Rock mit spitz zulaufender Capuze; darüber ein weißes Scapulier mit dem erwähnten zweifarbigen Kreuz, und über diesem ein schwarzer Mantel, gleichfalls mit diesem Kreuz bezeichnet.

Als Heilige in der Trinitariertracht sind die beiden Stifter des Ordens zu nennen:

St. Johannes v. Matha, ein Stück Kette, oder einen gefesselten Sclaven haltend. Er † 1213.

— **Felix v. Valois**, gleichfalls Ketten in der Hand; außerdem einen weißen Hirsch mit einem Kreuz zwischen dem Geweih zur Seite, der hier Symbol der von den Saracenen gequälten und fast zu Tode gehetzten Christen ist, die zu dem Heiligen ihre Zuflucht nehmen und bei ihm Schutz und Rettung finden. Um ihn von Johannes v. Matha zu unterscheiden, sind ihm in der Regel als Hindeutung auf seine fürstliche Herkunft die Insignien der Fürstenwürde beigegeben.

16. Der Brigitten-Orden.

Gestiftet wurde dieser Orden von Brigitta, einer schwedischen Prinzessin († 1373), die schon in der Jugend einem strengen Andachtsleben sich hingebend, als Ehefrau und Wittwe dabei beharrte, und um auch Andere dazu anzuleiten, den Orden des Welterlösers stiftete, in welchem, wie im Orden von Font-Evraud, Mönche und Nonnen zusammen wohnten, und die Wallfahrten nach Jerusalem und St. Compostella sehr empfohlen waren. Urban V. bestätigte den Orden 1370, der unter der weiblichen Leitung einer Aebtissin von Wadstena stand.

Die Ordenstracht war ein schwarzer Rock, mit weißer Wimpel

und weißem Weihel, der vorn über der Stirn einen schwarzen Besatz hatte, so jedoch, daß ein schmaler weißer Rand zu sehen war.

St. Brigitta, die Stifterin des Ordens, wird in dieser Tracht dargestellt. —

17. Der Minimen-Orden.

Der Stifter dieses Ordens war Franz v. Paula (geb. 1416 † 1507), dem weder die Disciplin der Franciscaner, noch ihre Bezeichnung als fratres minores oder Minoriten demüthig genug schien. Daher gestattete er den Mönchen, was die Nahrungsmittel betraf, nur Brot, Oel und Wasser, und anspruchsloser, als jene, sollten sie sich fratres minimi nennen.

Die Ordenstracht ist ein langer, schwarzer Rock, ein schwarzes, vorn und hinten nur bis zu den Hüften reichendes und unten abgerundetes Scapulier, an dem die kleine runde Capuze angenäht ist. Der schwarze, wollene Gürtel, in fünf Knoten geschürzt, hängt vorn bis auf die Füße herab. Darüber wird beim Ausgehen ein schwarzer Mantel getragen, auf dem Kopf ein kleines Käppchen. Das Wappen des Ordens ist das Wort „Charitas" mit goldenen Buchstaben und von Strahlen umgeben, in blauem Felde.

Die Minimen-Nonnen, deren Ursprung in das Jahr 1495 fällt, haben gleichfalls Rock und Scapulier schwarz; den Gürtel ebenso, wie die Mönche; außerdem eine weiße Wimpel, einen schwarzen, weißgefutterten Weihel, und den Mantel.

Von Heiligen in dieser Ordenstracht sind zu nennen:

St. Franciscus de Paula, kenntlich an dem Wort „Charitas" in einer Glorie; öfters auch auf seinem ausgebreiteten Mantel über das Meer fahrend; denn so soll er einst in Ermangelung eines Schiffes nach Sicilien gefahren sein.

— **Euphrasia,** einen Stein tragend, Symbol ihrer Casteyung und Abtödtung. — Sie starb 1534.

18. Der Capuciner-Orden.

Der Stifter des Ordens war der Franciscaner-Observant Matthäus de Bassi (1525) und der Zweck desselben kein anderer, als der, den Franciscaner-Orden wieder zu seiner ursprünglichen Form und Strenge zurückzuführen. Dies sollte sich schon äußerlich darin kund geben, daß die Tracht des heiligen Franciscus wieder eingeführt, und namentlich die große, spitz zulaufende, viereckige Capuze wieder am Rock angenäht getragen werden sollte. Der Papst Clemens VII. bestätigte 1528 den Orden, dessen Glieder außerdem den Bart wachsen

lassen, ein strenges Leben führen und Bettelmönche sein sollten, und Paul III. gab ihnen in einer Bulle vom J. 1536, wegen der ihnen eigenthümlichen Capuze, den Namen „Capuciner".

Ihre Ordenstracht ist ein brauner Rock mit lang herabfallender, spitz zulaufender Capuze; darüber ein Mantelkragen, der bis in die Mitte der Schenkel reicht; ferner ein Gürtelstrick, und ein daran hängender Geißelstrick. Außerdem sind sie kenntlich durch den langen Bart und die Sandalen, die sie als Barfüßermönche tragen.

Heilige, in dieser Ordenstracht dargestellt, sind:

St. Felix a Cantalicio, das Christkind tragend. — Die Jungfrau Maria gab es ihm einst, da er inbrünstig vor ihr betete, vom Bilde heraus auf seinen Arm. Er starb 1587.

— **Rainerius**, einen Stier neben sich. — Ein wild gewordener Stier war einst auf ihn, da er eben beim Gebet war, zugerannt und hatte ihn mit den Hörnern hoch in die Luft geschleudert. Unversehrt aber war er von seinem Falle wieder aufgestanden und hatte sein Gebet fortgesetzt. Er starb 1589.

— **Fidelis v. Siegmaringen**, mit einer Stachelkeule, der schon oben erwähnte Dr. Marcus, der wegen seiner eifrigen Predigten gegen die Calvinisten in einem Volkstumult erschlagen worden war. (1622.)

19. Der Oratorianer-Orden.

Gestiftet wurde derselbe 1574 zu Florenz von Philipp v. Neri (geb. 1515 † 1595). Die Mitglieder waren und blieben Weltpriester, denen keine besonderen Mönchsgelübde abgenommen wurden, und die wieder austreten konnten, sobald sie in ein Kloster gehen wollten. Zweck ihrer Vereinigung war die gemeinschaftliche Andacht in einem Bethause (oratorium, woher auch der Name), womit späterhin wissenschaftliche Arbeiten verbunden wurden, und daher haben die Oratorianer außer dem berühmten Baronius noch manche andere auf dem Gebiet der Wissenschaft rühmlich bekannte Männer unter ihren Mitgliedern.

Die Tracht ist der lange schwarze Weltpriesterrock, mit einem Schlitz auf der Brust, der mit zwei Köpfen geschlossen ist, oben ein knapp umgeschlagener Hemdekragen, und ein langer schwarzer Mantel; auf dem Kopf ein Birrett.

St. Philipp v. Neri wird meist in dieser Tracht dargestellt.

20. Der Jesuiten-Orden.

Wie bei den Oratorianern, so ist auch bei den Jesuiten, deren Orden, was seinen Stifter und seine Geschichte anbelangt, zu bekannt ist, als daß es hier besonderer Notizen bedürfte, die Kleidung, wie bei

den Weltgeistlichen, und die Ordensregel erlaubte außerdem noch ausdrücklich, daß man sich überall „nach Landesgebrauch" kleiden dürfe.

Die Heiligen aus diesem Orden würden sich daher schwer unter einander und von andern Priestern unterscheiden lassen, wenn sie nicht an besonderen Attributen kenntlich wären.

St. Ignatius v. Loyola ist kenntlich an dem I H S (auf der Brust, oder an dem obern Ende eines Stabes angebracht und von Sonnenstrahlen umgeben.) Der Legende zufolge soll Christus ihm mit dem Kreuze in einer Vision erschienen sein und ihn mit den bekannten: In Hoc Signo vinces gestärkt haben, alle, gegen die Stiftung seines Ordens erhobenen Schwierigkeiten zu überwinden. Nach anderen Erklärungen soll das I H S „Iesus Hominum Salvator," oder „Iesus Homo Sanctus" oder „In Hoc Salus" heißen. Die einfachste und richtigste Erklärung aber läßt es die Anfangsbuchstaben des Namens Jesu sein.

— **Franciscus Xaverius**, ein Kreuz oder das eben erwähnte Missionszeichen in der Hand. — Als Heidenapostel unermüdet thätig war er von Ostindien aus bis nach Japan vorgedrungen, und hatte bis 1552, wo er starb, Tausende von Wilden bekehrt.

— **Aloysius Gonzaga**, ein Kreuz und eine Lilie in der Hand. — Er hatte das Marquisat von Castiglione an seinen jüngeren Bruder abgetreten und war ins Kloster gezogen, wo er 1591 im 23. Lebensjahre starb. Die Lilie ist Symbol seiner jungfräulichen Herzensreinheit und er selbst in dieser Beziehung ein von den Jesuiten besonders hochverehrtes Vorbild.

— **Franciscus Borgia** mit dem Cardinalshut, den Fürstenhut neben sich, weil er Grande v. Spanien und Herzog v. Gandia gewesen, ehe er Jesuit wurde.

— **Johannes de Goto**, eine Lanze in der Hand, als Hindeutung auf seinen Märtyrertod als Missionar.

— **Stanislaus Kostka**, als zarter Jüngling, einen Engel neben sich. — Er war in Wien in einem protestantischen Hause erkrankt, wo ein Engel ihm das Altarsacrament reichte. Auf seinen Wunsch, Jesuit zu werden, prüfte Canisius ihn lange und sandte ihn endlich nach Rom zu Franz Borgia, dem Jesuitengeneral, der ihn aufnahm. Doch schon im zehnten Monat seines Noviziates starb er (1586) im Rufe großer Heiligkeit.

5. Die Abzeichen des priesterlichen Standes.

Obwohl die priesterliche Tracht im christlichen Alterthum ungleich einfacher war, als in der späteren Zeit, so ist doch, da es den Malern

im Mittelalter weniger auf historische Richtigkeit, als vielmehr darauf ankam, von den Zeitgenossen verstanden zu werden, für die dem Priesterstand angehörigen Heiligen meist die mittelalterliche Priestertracht üblich geworden, und wie störend es auch dem Historiker sein mag, wenn er den heil. Hieronymus, der 420 starb, in dem flachen, breitkrempigen, rothen Cardinalshut sieht, der erst 1245 auf einem Concil zu Lyon den Römischen Cardinälen als Abzeichen ihrer Würde gegeben wurde, so sehr erleichtert doch die anachronistische Praxis der Maler das Wiedererkennen der Heiligen auf den Bildern. Wäre, um durch ein Beispiel dies klar zu machen, der Märtyrer Stephanus in der herkömmlichen Aposteltracht dargestellt worden, so würde der, als Hindeutung auf seine Steinigung, ihm beigegebene Stein nicht hingereicht haben, ihn von Timotheus, zu unterscheiden, da dieser gleichfalls mit einem Stein darzustellen war. Indem aber der Maler den Märtyrer in das Diakonen-Gewand seiner Zeit kleidete, konnte für den Beschauer des Bildes kein Zweifel mehr sein, daß es den in der Bibel als Diakon bezeichneten Stephanus darstellte.

Was die geistliche Tracht im Allgemeinen betrifft, so ist sie im Wesentlichen und bei Allen, die am Kirchendienste Theil haben, folgende:

1. Der Talar oder Chorrock (vestis camisialis) ein langer Tuchrock, meist von schwarzer, doch auch von anderer Farbe, namentlich bei Klostergeistlichen, deren Chorrock auch beim kirchlichen Gottesdienst natürlich immer die in der Ordensregel vorgeschriebene Farbe haben muß. Diesen, auch in der evangelischen Kirche beibehaltenen Talar — nur daß er hier faltenreich und mit weiten Aermeln versehen ist, während er in der katholischen enge Aermel hat und knapp anliegt — trägt der Bischof ebenso gut, wie der niedrigste Kerzenträger, und kein beim Kirchendienst Betheiligter darf im Chore oder dem für den geistlichen Stand bestimmten Raum in der Kirche, ohne Chorrock erscheinen.

2. Ueber dem Talar wird ein zweites kürzeres Gewand getragen, das je nach der höheren oder niedrigeren Stellung der Person verschiedene Formen und Namen hat:

a. Als Superpelliceum oder Chorhemde (ein weiß leinener Ueberwurf, entweder mit Schlitzen an der Seite, um die Arme durchzustecken, oder mit weiten Aermeln versehen) wird es beim Altardienst von denen getragen, die mit den niederen Functionen, Kerzenhalten, Schwingen des Rauchfasses ꝛc. beauftragt sind; außerdem von den Priestern bei der Predigt und von den Domherren im Chor beim Absingen der Horen.

b. Als Alba (sc. Tunica) oder Meßhemde, auch Càsel (casula) genannt, steht es denen zu, die mit dem eigentlichen Meßgottesdienst zu thun haben. Es heißt:

Tunicella bei dem Subdiakon, und ist als solche das charakteristische Zeichen seiner Würde;

Dalmatica bei dem Diakon; als solche ihm eigenthümlich. Sie war ehedem ein ringsum geschlossener Mantel, der an beiden Seiten aufgehoben werden mußte, um die Arme gebrauchen zu können. Jetzt ist sie an beiden Seiten offen, so daß sie den freien Gebrauch der Hände nicht hindert. Auf den Schultern ruhend hängt sie vorn und hinten bis in die Gegend der Knie herunter, ganz ähnlich der

Planeta, oder dem Meßgewand des Priesters, das sich von der Diakonen-Dalmatica nur dadurch unterscheidet, daß es unten rund zugeschnitten ist und auf der Rückseite ein großes goldgesticktes Kreuz hat.

Bei den Bischöfen heißt das über dem Talar getragene kurze, nur bis an die Kniee reichende Gewand Rochetto (Röckchen) und ist gewöhnlich aus durchsichtigem Gewebe mit Spitzen. Der Grund hiervon ist, daß der Regel nach jeder Geistliche höheren Ranges unter dem, seine höchste geistliche Würde charakterisirenden Oberkleid zugleich alle charakteristischen Kleidungsstücke der niederen Würden tragen muß, und bei der feierlichen Ankleidung in der Kirche sonach eigentlich jedesmal durch das Anlegen der verschiedenen Kleidungsstücke vom niedrigsten Kirchendiener im einfachen Talar zum Subdiakon, Diakon, Presbyter rc. gemacht wird. Wären nun die Subdiakonen- und Diakonenkleider bei dem Bischof so reich mit Gold gestickt, wie sie es bei denen sind, die kein anderes Gewand darüber zu tragen haben, so würde er unter der Last der Kleidungsstücke förmlich erliegen. Diese Unterkleider müssen daher möglichst fein und leicht sein.

Zu den beiden genannten Gewändern kommt bei der höheren Geistlichkeit, vom Diakon an, nächst dem Cingulum oder Gürtel, mit dem das letztere um die Hüften festgebunden wird,

3. die Stola oder das Orarium, ein etwa drei Zoll breiter Streifen, der an den Enden, wo Kreuze darauf gestickt sind, etwas breiter zuläuft. Der Diakon trägt sie als Stola transversa über der linken Schulter und an der rechten Hüfte zusammengeschlungen; der Priester und Bischof auf beiden Schultern, so daß sie vorn mit beiden Enden bis an die Kniee herabhängt. Beim Meßopfer werden die beiden Theile vorn auf der Brust kreuzweise über einander gelegt und mit dem Cingulum befestigt; der Bischof jedoch trägt sie auch hier gerade herabhängend und nur mit dem Cingulum befestigt. Frei herabhängend wird sie außerdem auch vom Priester bei den übrigen Sacramenten und bei der Predigt getragen, und die beiden kleinen weißen Streifen, welche der protestantische Geistliche unter dem Halse auf dem schwarzen Talar trägt, sind wesentlich nichts anderes, als das alte Orarium oder die Stola in einer freilich sehr verkürzten Form.

Außerdem ist den Bischöfen, weil sie seit der Zeit, da die eigentlich wissenschaftliche Bildung nur in den Klöstern zu Hause war und nur

dort erlangt werden konnte, fast ausschließlich aus der Klostergeistlichkeit gewählt wurden, die der Klostertracht zugehörige Mozetta eigenthümlich, auf welcher das Brustkreuz (crux pectoralis) getragen wird. Ein der Regel nach nur den Erzbischöfen und Patriarchen zukommendes, und nur ausnahmsweise und selten an Bischöfe ertheiltes Kleidungsstück ist das Pallium, ursprünglich ein wirklicher Mantel, der aber nach und nach zu einer bloßen, etwa drei Finger breiten weißwollenen Binde wurde, die rund um die Schultern herum getragen wird, mit drei Streifen, von denen zwei hinten, und einer vorn, etwa eine Spanne lang herabhängt, und von denen jeder oben und unten mit einem Kreuz versehen ist, so daß das ganze Pallium sechs Kreuze enthält. Da diese Streifen zu kurz sind, als daß sie durch ihr eigenes Gewicht glatt anliegen könnten, so sind die Enden mit kleinen Bleiplatten beschwert. — Uebrigens sollen auch die Erzbischöfe das Pallium nur an besonders feierlichen Tagen und auch da nur in der Kirche tragen. Der Papst allein hat das Recht, es immer zu tragen, und wie schon in der ersten Hälfte des Mittelalters hinzugefügt wurde, zu vergeben. *) Der Mantel oder die Cappa magna, violett, mit weißem Pelzwerk verbrämt und einer Schleppe, die von einem Geistlichen, dem Caudatarius nachgetragen wird, ist nur Privatkleidung des Bischofs, in der er nach und von der Kirche geht, das Pluviale dagegen oder der Regenmantel, der vom Halse bis zu den Füßen herabreicht, vorn offen, und nur oben von zwei Hacken zusammengehalten ist, wird nicht nur von dem Bischof, sondern bei Processionen auch von dem die Monstranz haltenden Priester getragen.

---

*) Was nämlich der Papst freiwillig schenkte, schien er auch verweigern zu können, und was von so vielen Bischöfen angenommen worden war, schien auch bei dem einzelnen erforderlich, um als wirklicher Erzbischof anerkannt zu werden. Das Decret Gregors I. 8, 5. „Per pallium confertur plenitudo pontificalis officii et nomen archiepiscopale" erhielt ziemlich früh die Deutung, daß nur derjenige Erzbischof, welcher das Pallium persönlich in Rom vom Altar des heil. Petrus geholt, und dabei das Gelübde des Gehorsams gegen den päpstlichen Stuhl geleistet hatte, in kirchlicher Beziehung auf gültige Weise Geistliche weihen, Kirchen einsegnen und Könige salben könne, und daher wollte auch der Erzbischof v. Cöln den König Konrad III. nicht salben, weil er das Pallium noch nicht erhalten hatte. — Bekanntlich war es eine sehr bedeutende Summe, die der Empfänger des erzbischöflichen Würdenzeichens nach Rom zu entrichten hatte; der Erzbischof Marculph v. Mainz mußte das Bein eines goldenen Christus verkaufen, um die Summe zu bezahlen, und noch schlimmer ging es dem Erzbischof Arnold v. Trier, der 1168 vom Papst und Gegenpapst zugleich das Pallium empfing, und für die doppelte Ehre natürlich auch doppelt zahlen sollte. Der Erzbischof Berthold v. Mainz hatte 1484 für das Pallium 14,300 Ducaten zu zahlen, und der Erzbischof Uriel im J. 1508 laut des von dem Handelshaus der Fugger zu Augsburg darüber ausgestellten Schuldscheins 21,000 Gulden.

Was die Kopfbedeckung betrifft, so haben

1. die Priester das viereckige Birrettum, (Barett) als charakteristische Tracht,

2. die Bischöfe die Mitra, eine aus zwei flachen, hohen und oben spitz zulaufenden Blättern (inwendig von Pappe oder Blech) bestehende Mütze, an welcher hinten zwei, mit Kreuzen gestickte und mit Perlen reich verzierte Bänder herabhängen. Von diesen, einem Ueberrest der breiten weißwollenen Kopfbinde oder Infula, mit welcher bei den alten Römern die Priester, Vestalinnen, Supplicanten, ja selbst Opferthiere am Altare erschienen, heißt die Bischofsmütze selbst Inful.

3. Die Cardinäle haben als Abzeichen ihrer Würde den rothen oder violetten, runden und flachen Cardinalshut mit breiter Krempe und seidenen, an den Enden mit Quasten versehenen Schnüren.

4. Der Papst endlich trägt bei allen bischöflichen Functionen die hohe, oben spitz zulaufende und von drei goldenen Kronreifen umgebene Tiara; sonst für gewöhnlich ein rothes Birrettum.

Zu den Insignien der bischöflichen Würde gehört endlich, nächst dem goldenen Ring, den der Bischof bei seiner Einweihung, gleichsam als Verlobungs- oder Trauring von der Kirche erhält und bei allen Amtsverrichtungen trägt, der Bischofsstab (Baculus pastoralis) als Symbol seines Hirtenamtes. Er ist etwa 5 Fuß hoch, gewöhnlich von Blech und inwendig hohl. Bei den Bischöfen der Römischen Kirche endigt er oben in eine Krümmung, daher Krummstab, während er in der Griechischen Kirche ganz gerade und oben mit einem Knopf oder Kreuz versehen ist, welche letztere Form im Occident nur den Stäben der Erzbischöfe eigenthümlich ist. Der Stab mit dem zweifachen Kreuze gebührt nur dem Papst.

Von Heiligen werden dargestellt:

1. in Diakonen-Tracht:

St. Stephanus, einen Stein in der Hand, nach Apostelgesch. 7, 56.

— **Laurentius**, seitwärts den glühenden Rost, auf dem er gebraten wurde.

— **Cyriacus**, einen Drachen zu seinen Füßen, ein besessenes Mädchen heilend.

— **Vincentius**, einen Rost mit spitzigen Zacken neben sich; oft auch einen Raben, weil dieser seinen Leichnam vertheidigte.

— **Felix** v. Nola, einen zerbrochenen Topf neben sich, als Zeichen daß er im Kerker auf Scherben liegen mußte; seitwärts eine Höhle mit einem Spinngewebe, weil dieses ihn einst, da er vor seinen Verfolgern in eine Höhle geflüchtet war, gerettet hatte.

— **Crescentius**, (um 390) Kranke um sich, weil er sich be-

sonders durch den Eifer in der Krankenpflege auszeichnete, was im christlichen Alterthum ganz eigentlich Amt der Diakonen war.

2. In Cardinalstracht oder mit den Insignien dieser Würde:

St. Hieronymus, den Cardinalshut auf dem Kopf, oder neben sich; außerdem einen Stein, mit dem er sich an die Brust zu schlagen pflegte, gleichsam um das starre und steinharte Herz zu erweichen, ferner einen Todtenkopf; ein Buch in der Hand oder schreibend, als Hindeutung auf seine schriftstellerische Verdienste.

— **Petrus Damianus**, häufig als Eremit, den Cardinalshut — er war Cardinalbischof von Ostia — neben sich; eine Geißel in der Hand, weil er die Geißelung eifrig empfahl und an sich selbst vollzog. —

— **Johannes Bonaventura**, der Franciscaner, **Franciscus Borgia**, der Jesuit, aus fürstlichem Geschlecht und **Guarinus**, der Bischof v. Palestrina († 1159) haben gleichfalls den Cardinalshut als Zeichen ihrer geistlichen Würde.

3. Im päpstlichen Ornat:

St. Gregorius Magnus, einer der vier großen Lehrer der abendländischen Kirche (Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregorius). Wenn man daher diese vier Kirchenlehrer zusammen dargestellt sieht, so ist der im päpstlichen Ornat immer Gregor d. Gr., ebenso wie der im Cardinalshute stets Hieronymus.

— **Clemens Romanus**, einen Anker neben sich.

— **Fabian**, ein Schwert in der Hand, eine Taube über sich.

— **Calixt I.**, einen Stein am Halse, oder seitwärts neben sich.

— **Leo**, ein Buch oder eine Rolle in der Hand, als Hindeutung auf seine schriftstellerische Thätigkeit.

— **Marcellus**, eine Krippe und einen Esel neben sich. — Maxentius hatte ihn, den hochgeachteten Bischof v. Rom, um die Christen auf das Empfindlichste zu kränken, zu seinem Stallknecht gemacht. Nach neun Monaten wird er von den Christen befreit und in das Haus einer frommen Wittwe Lucia gebracht, die ihn verborgen hält. Er weiht das Haus zur Kirche ein und hält Gottesdienst darin. Bald aber entdeckt es Maxentius, der das Gotteshaus wiederum zum Stalle macht, in welchem Marcellus aufs neue als Stallknecht dienen muß, und wo er sein Leben 309 beschließt. — Vielleicht ist auch hier die Entweihung der Kirche und die Herabwürdigung ihres Dieners nur symbolisch zu fassen.

— **Telesphorus**, mit einer Keule. — Er war römischer Bischof von 127—138, wo er erschlagen wurde, oder, wie man die Keule richtiger zu deuten hat, als Märtyrer starb, ohne daß man genau wußte, auf welche Weise.

— **Cölestinus**, in der Tracht des Cölestiner-Ordens, den er

selbst gestiftet; die dreifache, päpstliche Krone, die er, um in der Einsamkeit zu leben, niedergelegt hatte, neben sich.

4. Am gewöhnlichsten ist auf Heiligenbildern die bischöfliche Tracht, und hier sind es allein die übrigen, beigefügten Attribute, an denen man die Einzelnen erkennen kann.

a. Die Attribute des Märtyrertodes.

1. Das Schwert: St. Anthemus, Bonifacius, Cyprian v. Karthago, Desiderius v. Langres, Firminus v. Amiens, Flavianus, Irenäus, Kilian, Pancratius, Stanislaus, Zeno, Juvenalis (das Schwert zwischen den Zähnen) Fridericus v. Utrecht (von zwei Schwertern durchstochen).

2. Das Beil: St. Rufus, Josaphat, Thomas v. Becket (das Beil im Kopfe).

3. Die Keule: St. Timotheus, Adalbert, Apollinaris v. Ravenua, Eugenius.

4. Die Lanze: St. Donatianus, Emmeranus, Gerhardus, Lambertus.

5. Messer, Dolch, Zange, Stachel 2c. bei St. Albert v. Vercelli das Messer; bei Kilian der Dolch; die Zange bei Felician, Levinus; der Stachel (zum Augenausstechen) bei Spiridion; eine Hechel bei Blasius; eine Winde (zum Auswinden der Eingeweide) bei Erasmus.

6. Flammen, Scheiterhaufen 2c. St. Fructuosus (auf dem brennenden Holzstoß stehend), Polykarp (auf dem Scheiterhaufen), Januarius (glühender Ofen).

7. Thiere, durch welche die dargestellten Heiligen starben, oder sterben sollten: Löwen bei St. Ignatius, ein Stier bei Saturnin (von ihm geschleift).

8. Den abgehauenen Kopf in der Hand haben: St. Dionysius Areopagita (St. Denys, der Schutzheilige von Frankreich), Albanus, Ursicinus v. Ravenna (aus dem Halsende sprossen Palmzweige hervor), Exuperantius und Nicasius v. Rheims (gewöhnlich die obere Hälfte des Kopfes in der Hand tragend).

b. Die Attribute des kirchlichen Lehramtes:

1. Das Buch 2c. bei St. Chrysostomus, Bonifacius (das Buch ist hier gewöhnlich mit einem Schwert durchstochen) Ludgar (gewöhnlich in demselben lesend, weil er, da er einst zum Kaiser Karl beschieden war, im Brevier erst sein Gebet auslas, ehe er sich aufmachte), Albertus Magnus, dem großen Theologen des Mittelalters, Isidorus v. Sevilla, einem der berühmtesten Kirchenlehrer im VII. Jahrhundert († 636), und Johannes Bonaventura.

2. Der Bienenkorb als Symbol der Beredsamkeit bei: St. Ambrosius, Chrysostomus und Bernhard v. Clairvaux.

3. Götzenbilder (umgestürzte), Schlangen (Drachen) und wilde Thiere als Symbole des durch das Christenthum besiegten Heidenthums bei:

St. Posidonius und Willehad (mit zertrümmerten Götzenbildern dargestellt), Paternus und Romanus (Schlangen oder Drachen neben sich), Hilarius v. Arles (Schlangen vertreibend), Columban (einen Bären neben sich, weil er diesen aus seiner Höhle herauswies und sie sich selbst zum Eremitenleben einrichtete), Corbinian v. Freisingen (einen Bären neben sich, welcher der Legende zufolge das Maulthier des frommen Bischofs zerrissen hatte und zur Strafe dafür ihm nunmehr selbst das Reisebindel tragen mußte); Jacobus v. Tarantaise, einen Bären an den Pflug gespannt neben sich.

c. Die Attribute des Missionseifers:

1. Quellen: bei St. Bonifacius, Columban und Willibrord.

2. Die strahlende Sonne: bei St. Columban und Servatius.

3. Barbaren: bei St. Cyrillus und Methodius, den Bekehrern der heidnischen Bulgaren und Sclaven.

d. Attribut der Beförderung des kirchlichen Gottesdienstes:

Die Kirchenmodelle: bei St. Willibrord, dem Apostel der Friesen († nach 736), bei Severinus, Virgilius, Wolfgang, Petronius (das Modell einer Bologneser Kirche mit den beiden schiefen Thürmen haltend. Er hatte das in der Völkerwanderung zerstörte Bologna und vornehmlich die ganz verfallenen Kirchen daselbst wieder hergestellt), Geminianus, außer dem Kirchenmodell noch kenntlich durch einen Spiegel, den er vor seine Brust hält, und in welchem sich statt dieser das Bild der Jungfrau Maria zeigt; Maternus, eine Kirche mit drei Thürmen tragend, weil er, der Legende zufolge, jener von den Todten auferweckte Jüngling von Nain, späterhin sich nach Gallien gewandt und dort das Christenthum so kräftig gepredigt hatte, daß in Folge seines treuen Eifers die drei Bisthümer von Cöln, Trier und Utrecht entstanden. Daher wird er auch häufig mit drei Infuln, eine auf dem Haupt und zwei auf dem Evangelienbuch abgebildet. Auch Nicolaus v. Bari hat außer dem Schiff (obwohl dies eigentlich schon Symbol der Kirche ist) in der Regel noch ein Kirchenmodell neben sich oder in der Hand.

e. Attribute, die an merkwürdige Handlungen erinnern sollen.

1. Teufelaustreibungen und Heilungen von Besessenen bei St. Hidulphus (von einem Knaben einen Teufel austreibend)

Melanius v. Rennes, Deodatus und Johannes Thaumaturgus (Besessene heilend).

2. Himmlische Erscheinungen: bei St. Dunstan, der Engelschaaren vor sich hat, Paphnutius, dem ein Engel die Klosterregel giebt, Ulricus, dem ein Engel das Kreuz darreicht; bei Bonaventura, dem das Sacrament von einem Engel gereicht wird, Ildefonsus, dem die heil. Jungfrau das Priesterkleid giebt, Anselmus v. Canterbury, dem Christus uud die Jungfrau Maria in der Glorie erscheinen; Narcissus, dessen Seele von Engeln zum Himmel empor getragen wird.

3. Besondere Wunderhandlungen sind angedeutet, wenn St. Germanus v. Paris und Leu v. Sens in betender Stellung vor einem Feuer dargestellt werden, das sie durch ihr Gebet gelöscht haben sollen; wenn ferner St. Deodat dargestellt wird, wie er eine Gewitterwolke verscheucht, und Heribert, wie er durch sein Gebet eine Regenwolke herbeiruft.

Hier, wie überall, ist der den Legendenwundern zum Grunde liegende Gedanke nur der, daß das Gebet des Gerechten viel vermag, wenn es ernstlich ist, und der lebendige und zuversichtliche Christenglaube mächtig genug ist, Berge zu versetzen. Und um dies recht anschaulich zu machen, haben die Legendenerzähler oft die barocksten Formen nicht verschmäht, wofür als Beispiel nur das Bild und die Legende von St. Eligius angeführt zu werden braucht, der gewöhnlich dargestellt wird, wie er einen einzelnen Pferdefuß mit dem Hufeisen beschlägt, während das Pferd, das nicht hatte still halten wollen, unterdeß auf drei Beinen stehend wartet, bis ihm der Fuß wieder angesetzt wird.

6. Die Abzeichen der Pilger.

Die Sehnsucht der frommen Christen, jene heiligen Orte selbst zu sehen und den geweihten Boden zu betreten, wo der Erlöser gewandelt war, gelehrt und gelitten hatte, und der Glaube, daß das dort verrichtete Gebet andächtiger und kräftiger sei, als an jedem anderen Orte, veranlaßte schon frühzeitig zahlreiche Wallfahrten nach Palästina. Hierzu kamen im Mittelalter noch besondere disciplinarische Gesetze der Kirche, nach welchen schwere Vergehungen nur durch eine Wallfahrt nach Jerusalem abgebüßt werden konnten. So mußte ein Laie, der im Kriege gezwungen worden war, einem Bischof die Zunge auszuschneiden, nach der Bestimmung des Papstes Innocenz III. *), zuerst sich strengen Fasten

*) Innocent. Epist. V, 79. 80.

unterwerfen, dann vierzehn Tage lang im härenen Büßerhemde vor der Kirche stehen und sich geißeln lassen, und darauf, die Zunge an einem Faden um den Hals tragend, barfuß nach Jerusalem pilgern.

Alle Pilger übrigens, mochten sie nun durch kirchliche Strafgesetze dazu gezwungen sein, oder dem Drange ihres eigenen Herzens folgen — es kam bisweilen auch vor, daß der Sohn für den alterschwachen Vater oder für die kranke Mutter die Wallfahrt unternahm — durften mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß sie unterweges überall so viel mildthätige Unterstützung finden würden, als sie zur Fortsetzung ihrer Wallfahrt bedurften. Man wußte allgemein, daß ein Pilger an Geld und Geldeswerth nichts bei sich haben durfte, sondern sich nach Jerusalem hin und von da wieder in seine Heimath zurückbetteln mußte, und daher versagte ihm Niemand so leicht ein Obdach oder Speise und Trank; ja für das Versprechen, daß er in Jerusalem angelangt in seinen Gebeten auch Derer gedenken werde, die ihn in ihrem Hause beherbergt hatten, drang man ihm oft mit verschwenderischer Mildthätigkeit das Schönste und Beste auf, was man hatte, oft mehr, als er seinem Gelübde zufolge annehmen durfte, und diese bereitwillige und zuvorkommende Aufnahme hatte nur zu bald die Folge, daß eine Menge faules und lüderliches Gesindel von dem Pilgern Profession machten, und statt sich daheim durch ihrer Hände Arbeit rechtschaffen zu ernähren, ihr ganzes Leben hindurch im Pilgerkostüm von Ort zu Ort zogen und von Bettelei lebten. Wußten sie doch, daß sie, selbst wenn sie krank wurden, in mehr als einem, für erkrankte Pilger angelegten Hospitale die sorglichste Pflege fanden.

Aeußerlich machte den Pilger ein Pilgerstab (mannshoch, oben in einen Gabelhaken endigend, um daran das Reisebündel oder die Kürbisflasche aufzuhängen), die Pilgertasche, der Muschelhut und Muschelkragen kenntlich, letztere als Zeichen, daß der Wallfahrende eine Pilgerreise über das Meer vorhabe oder von einer solchen zurückkomme. Daher hatten anfangs nur die ins heilige Land, nach Jerusalem Pilgernden die Muschel als Abzeichen, späterhin auch die nach Rom oder St. Compostella Wallfahrenden.

In Pilgertracht werden dargestellt, außer dem Apostel **St. Jacobus Major,**

St. Sebaldus, das Modell der Sebalduskirche zu Nürnberg haltend, zwei Ochsen zur Seite, die seinen Sarg von selbst an die Stelle zogen, wo er begraben werden sollte.

— **Servatius,** bisweilen als Bischof, häufiger als Pilger abgebildet (der Grund davon beruht auf der Verwechselung des bischöflichen Hirtenstabes mit dem Pilgerstab), einen Adler zur Seite (vergl. oben S. 72), der auch hier wohl nur Symbol des mächtig waltenden Gottes-

geistes ist, wie er sich in den Predigten des frommen Bischofs von Tongern kund gab.

— **Gallus**, der schon obengenannte Gründer der Abtei St. Gallen, einen Pilgerstab und ein Brot in der Hand, einen Bären zur Seite, dessen Höhle er sich zur Wohnung einrichtete.

— **Richard** (König der Angelsachsen; † 722 als Eremit zu Lucca) mit seinen beiden Söhnen Wilibald und Wunibald als Pilger, auf der Wallfahrt nach Rom; alle drei außerdem an den königlichen Insignien kenntlich.

— **Rochus**, auf sein krankes Bein deutend, einen Hund mit einem Brot im Maule zur Seite. — Aus einer reichen und vornehmen Familie stammend, lebte er fortwährend in großer Strenge, unermüdet thätig für die Pflege der Kranken, besonders zu einer Zeit, da die Pest in Italien heftig wüthete. Er erkrankte zuletzt selbst, und von aller menschlichen Hülfe verlassen, war es allein sein treuer Hund, der ihn pflegte und mit Nahrungsmitteln versorgte. Nach langen Leiden wieder genesen, kehrte er in seine Vaterstadt Montpellier zurück, wo er 1348 starb.

Auch **St. Brigitta** v. Schweden, die obengenannte Stifterin des Brigitten-Ordens, wird wegen ihrer Wallfahrt nach St. Compostella bisweilen mit Pilgerhut und Stab dargestellt.

7. Die Abzeichen des weltlichen Berufes.

Der herrschenden Ansicht zufolge gewährte das gewöhnliche bürgerliche Leben mit seinen weltlichen Berufsgeschäften bei weitem nicht Ruhe genug, um ein Gott wohlgefälliges Andachtsleben zu führen, und wer dies wollte, legte daher seine bisherige Beschäftigung bei Seite und lebte als Einsiedler oder ging in ein Kloster. Daher erscheinen die meisten Heiligen, auf deren Bildern Handwerksgeräthe zu sehen sind, als Einsiedler, in Kloster- oder Priestertracht, und sind als solche bereits genannt worden.

So **St. Bernhard v. Tironio**, welcher Drechslerwerkzeug neben sich hat, weil er vorher Drechsler gewesen und sich auch in seiner Einsamkeit noch mit solcher Arbeit beschäftigte.

— **Apelles**, mit Schlossergeräth umgeben, aus demselben Grunde.

— **Baldomer** (Galmier), als Diakon, eine Zange in der Hand und Schlosserwerkzeug neben sich, weil er vorher in Lyon Schlosser gewesen († 650).

Schustergeräth haben außer dem bereits genannten Einsiedler **Eusens** noch:

— **Aquilas** und **Priscilla**, die schon Apostelg. 18, 2. 3. 26

und Röm. 16, 3 erwähnt werden. Nach der ersten Stelle waren sie, wie er, Zeltmacher, und daher arbeitete er während seines Aufenthaltes in Korinth, wo er bei ihnen im Hause wohnte, gemeinschaftlich mit ihnen. Die mittelalterlichen Künstler gaben ihnen daher, nächst dem Märtyrer-Schwert, als Lederarbeitern Schustergeräth zur näheren Bezeichnung.

— **Crispin** und **Crispinian**, meist zusammen dargestellt. — Sie stammten von einem edlen römischen Geschlecht, begaben sich zur Verkündigung des Evangelii nach Gallien, wo sie, um ihren Unterhalt zu haben, in Soisson als Schuster arbeiteten, und endlich unter Maximin (308) als Märtyrer durch das Schwert starben. Bekannt ist die sprüchwörtliche Redensart, daß sie den Reichen das Leder gestohlen hätten, um den Armen Schuhe daraus zu machen.

— **Theobald**, weil er, aus einer vornehmen Familie stammend, aus Demuth das Schusterhandwerk wählte, und später, da ihm dies noch nicht genügte, Lastträger wurde, und den Armen viel Gutes that. — Er starb 1150.

Webergeräth haben folgende um sich:

— **Severus v. Ravenna**, der im Uebrigen als Bischof dargestellt wird, außerdem noch kenntlich durch die (S. 70 bereits erwähnte) Taube, welcher er, bis dahin ein armer Weber, seine Wahl zum Bischof verdankte.

— **Athanasia**, dargestellt als Aebtissin, einen Webestuhl zur Seite; einen leuchtenden Stern auf der Brust, der ihr auf derselben erschien, als sie eben mit Weben beschäftigt war.

Die Geräthschaften des Zimmerhandwerks, Hobel, Säge, Aexte ꝛc. auf den Bildern des **St. Joseph** bedürfen keiner Erklärung.

Die Abzeichen eines Kohlenbrenners finden sich bei

— **Alexander**, im Uebrigen als Bischof dargestellt, der, obwohl von hoher Abkunft, aus Demuth Kohlenbrenner geworden, nichtsdestoweniger aber von Gregorius Thaumaturgus, der die Tiefe seines Geistes und seiner christlichen Erkenntniß durchschaut hatte, zum Bischof von Comana empfohlen und daher auch gewählt wurde. Ob er unter Decius auf dem Scheiterhaufen endete, oder diese Angabe nur auf einem Mißverständniß der Kohlenbrenner-Attribute beruht, mag füglich dahin gestellt bleiben. Wird man doch selbst die Vermuthung, daß auf der andern Seite die ganze Kohlenbrenner-Historie vielleicht nur auf einer irrthümlichen Deutung des Märtyrertodes auf dem Scheiterhaufen beruht, nicht geradehin als ungereimt zurückweisen dürfen.

Die Körbe auf den Bildern des

— **Johannes Damascenus** — dargestellt als Bischof oder Mönch — sollen daran erinnern, daß er, der Sprößling einer vorneh-

men christlichen Familie, vom Chalifen geehrt und als Kirchenlehrer durch seine Schriften hochberühmt, um sich in der Demuth zu üben und alle Eitelkeit zu überwinden, auf dem Markt zu Damaskus selbstverfertigte Körbe feil geboten hatte.

Die Geräthschaften eines Kochs finden sich bei

— **Johannes de Leon,** genannt Bonus Coquus, im Uebrigen als Klosterbruder dargestellt, ein Buch in der Hand. — Bekanntlich verstand er nöthigenfalls aus bloßem Wasser die kräftigsten Brühen, aus Fischgräten die leckersten Fische und aus Leder das wohlschmeckendste Fleisch zu kochen.

Ein Stück Wäsche nebst den Geräthschaften einer Wäscherin bezeichnet

— **Hunna,** die Patronin der Wäscherinnen, die sich besonders dadurch verdient machte, daß sie für die Kirche und die Armen unentgeltlich wusch.

Apotheker-Apparat, Arzneigläser, chirurgische Instrumente &c. machen

— **Cosmar** und **Damianus,** zwei Brüder, kenntlich, die ihre ärztlichen Kenntnisse im Dienst der christlichen Liebe und Frömmigkeit ausübten, deshalb in der Diocletianischen Verfolgung in Sicilien (303) enthauptet und nachmals als Schutzpatrone der Aerzte und Apotheker geehrt wurden.

In einfacher Bürgertracht erscheint

— **Homobonus,** ein Kaufmann, der 1197 in Cremona, seiner Vaterstadt, starb, ein Muster bürgerlicher und christlicher Tugenden und überhaupt das Ideal des christlichen Bürgerstandes. Auf den Bildern hat er gewöhnlich Kranke um sich, die er verpflegt. Als Patron der Kaufleute, Schmiede und Schneider wurde er vornehmlich zu Cremona und Lyon verehrt.

In Bauerntracht erscheinen:

— **Albert v. Ogna** — eine Taube, die ihm die consecrirte Hostie bringt, zur Seite. — Sein harter Brotherr wollte ihn einst, vorgeblich, weil zu Hause zu viel zu thun sei, nicht in die Kirche gehen lassen. Daher wurde er auf die angegebene Weise entschädigt. Hat er auf dem Bilde eine Sense in der Hand, so kann man diese entweder als Attribut des Landmanns ansehen, oder auf das in der Legende berichtete Wunder beziehen, daß er einst mit seiner Sense einen Stein zerhauen hatte.

— **Isidorus,** als spanischer Bauer; seitwärts ein Engel, der mit weißen Stieren das Feld pflügt. — Obwohl nämlich Isidor mit seinen Arbeiten stets zur rechten Zeit fertig war, so wurde er doch, weil er, so oft er Muße hatte, eifrig betete und sich gottseligen Betrach-

tungen überließ, der Faulheit beschuldigt und von seinem Brotherrn hart gescholten. Zur Rechtfertigung des armen Isidor mußte dieser daher einst mit eigenen Augen sich überzeugen, wie ein Engel das Tagewerk vollbrachte, während der fromme Knecht betete. Er starb 1170 zu Madrid.

— **Werner,** als Bauernknabe. — Er wurde von den Juden zu Oberwesel am Rhein (1285) zu Tode gemartert. Das Schiff aber, auf dem sie die Leiche des Kindes nach Mainz bringen wollten, blieb bei Bacharach unbeweglich stillstehen. Daher verbargen sie die Leiche am Ufer, wo sie gefunden, in der Kirche feierlich beigesetzt und bald darauf als wunderthätig berühmt wurde.

— **Nothburga,** als Bäuerin, Sichel und Brote in der Hand, und von neun Kindern umgeben, oder acht Kinder auf dem Arm haltend, das neunte todt zu ihren Füßen. — Der Legende zufolge stammte sie aus einer Schottischen Königsfamilie, wurde aber nach dem Tode ihres Gemahls von Haus und Hof vertrieben, flüchtete sich nach Deutschland und kam am Rhein mit neun Kindern nieder, für deren Nothtaufe sofort ein Quell aus der Erde hervorsprudelte, als sie in ihrer Noth mit dem Wanderstabe hineinstieß.

C. Die Wunder-Attribute.

Außer den Attributen des Märtyrerthums, des Standes und Berufes kommen auf verschiedenen Heiligenbildern noch andere vor, die hier unter dem Namen „Wunder-Attribute" zusammengefaßt werden sollen. Den Legenden zufolge müßten allerdings fast die meisten schon abgehandelten symbolischen und historischen Attribute auch hier wieder vorkommen. Denn es giebt kaum eins, zu welchem die Legendenerzähler nicht eine Wundergeschichte zu berichten gewußt hätten. Faßt man jedoch, was ursprünglich symbolisch gemeint war, auch eben nur symbolisch auf, so reducirt sich die unübersehbare Menge der Legendenwunder auf eine ungleich geringere Zahl. In dem häufig wiederkehrenden Wunder, daß da, wo ein Heiliger seinen Bischofs- oder Pilgerstab in die Erde gestoßen, oder wo eine Thräne von ihm herabgeflossen, ein klarer Quell entsprungen sei, erkennt man dann leicht, daß damit nur das „Wasser des Lebens" gemeint ist, welches in Folge der christlichen Predigt das dürre Erdreich bewässerte und den, gleichsam in einer Wüste wohnenden Völkern des Heidenlandes den Seelen erquickenden Trank darbot.

Ebenso hören die zahlreichen Jagd- und Fischwundern auf, abgeschmackte Fabeln zu sein, und werden zu sinnigen Allegorien, sobald man sich erinnert, daß Hirsche, Rehe und Fische ursprünglich Symbole des Christen sind. Gleiches gilt, wie man sich aus dem Vor-

angegangenen erinnern wird, von anderen Wundergeschichten, namentlich von der oft wiederkehrenden, daß erst die Taufe den vorher blind Gewesenen zu ihrem Gesicht verholfen habe. So wird von **St. Ottilia** — dargestellt in der Regel als Aebtissin im schwarzen Ordenskleide, ein Buch haltend, auf dessen Blättern zwei Augen zu sehen sind — in der Legende berichtet, daß sie, die Tochter des Königs Adalrich v. Elsaß, von Geburt an blind gewesen sei, weshalb der Vater sie aus dem Hause zu schaffen und zu tödten befohlen habe. Fern vom elterlichen Hause wuchs sie auf, unterrichtet in der christlichen Religion, und bei der Taufe wurden mit einem Male ihre Augen aufgethan, weshalb sie von ihren Taufpathen Nidulph und Erhard den Namen Odilia (man vgl. das *oeil* im späteren Franz.) erhielt. Sie ward späterhin die Gründerin des Klosterlebens im Elsaß und † 720 als erste Aebtissin von Hohenburg. Daß es hier und in den meisten ähnlichen Geschichten die geistige Blindheit des Heidenthums ist, welche schwindet, sobald man durch die Taufe in die Gemeinschaft mit Christo, dem wahren Licht der Welt, aufgenommen ist, braucht kaum erwähnt zu werden.

Aehnliches gilt von den **„Sieben Schläfern,“** die in einer Höhle schlafend dargestellt werden, und von denen die Legende berichtet, daß es sieben fromme Christen gewesen seien, die sich in der Verfolgung unter Decius in eine Höhle bei Ephesus geflüchtet hätten, welche, während sie schliefen, zugemauert worden sei. Dort sollen sie bis zur Zeit des jüngeren Theodosius geschlafen haben, und als dieser die Höhle wieder öffnen ließ, um eine Kirche daselbst zu bauen, erwacht und um nichts älter geworden herausgekommen sein. — Denkt man daran, daß der Ausdruck „entschlafen“ damals, wie noch heut, ein gewöhnlicher Euphemismus für „sterben“ war, und daß man, wenn unter Theodosius ihre Leichname aufgefunden und im feierlichen Pomp in die Kirche gebracht wurden, recht wohl bildlich von einer Auferstehung aus der Schmach zur Ehre reden konnte, so enthält die Legende auch für den größten Wunderfeind nichts Anstößiges, und daß sie so aufzufassen ist, beweist eine alte Darstellung, nach welcher alle Sieben mit Attributen des Märtyrertodes versehen sind. St. Johannes, Constantin und Maximilian haben jeder eine Keule, St. Martinian und Malchus Beile, St. Serapion eine Fackel und St. Danesius einen großen Nagel.

Bei andern Wundern freilich, die auf Heiligenbildern angedeutet und in den Legenden berichtet sind, reicht die symbolische oder allegorische Erklärung nicht aus. Wenn z. B. **St. Galla** von Rom und **St. Paula Barbata** als Jungfrauen mit langem Barte dargestellt werden, und die Legende von ihnen meldet, daß sie um den Nachstellungen der Männer zu entgehen, in der Angst darum gebetet hatten, daß ihnen ein

Bart wachsen möge, was auch sofort geschehen sei, so wird man in der Deutung solcher Berichte sich darauf zu beschränken haben, daß damit der Gedanke veranschaulicht werden sollte, wie Gott zum Schutz seiner Heiligen selbst die auffallendsten Dinge geschehen läßt, was nach der Ansicht der Legendenerzähler ja überhaupt der Zweck der Wunder war. Sie sollten auf der einen Seite factische Zeugnisse sein, daß dem lebendigen Glauben des frommen Christen nichts unmöglich sei, auf der andern wiederum den Beweis liefern, daß derjenige, in dessen Leben von solchen übernatürlichen Thatsachen zu berichten war, wirklich ein auserwähltes, hochbegnadigtes Werkzeug Gottes gewesen, und aus diesem Grunde betrachtete man auch nachweisliche und erwiesene Wunder als eine wesentliche Bedingung zur Canonisation.

XII. Die Reformation auf dem Gebiet der Kunst.

Mit Recht hebt Kugler in seinem Handbuch der Kunstgeschichte (S. 624) als wesentliches und charakteristisches Merkmal der modernen Kunst das gesteigerte Bewußtsein der persönlichen Geltung hervor, vermöge dessen der Sinn sich mehr auf das Einzelne der Erscheinung richtete, und an die Stelle jener schwärmerischen Sehnsucht, welche die körperliche Form möglichst zu vergeistigen strebte, einen gewissen Realismus treten ließ, der das körperliche Leben in seiner Selbstständigkeit aufzufassen und darzustellen suchte.

Auch hierin ging die Kunst Hand in Hand mit der Theologie. Das eigenthümliche Gepräge, welches der mittelalterliche Katholicismus der theologischen Wissenschaft verlieh, ist auch auf den alten Heiligenbildern nicht zu verkennen, und die Reformation auf dem Gebiet der Kunst war nicht nur äußerlich gleichzeitig mit der des wissenschaftlichen und kirchlichen Lebens, sondern auch innerlich ihr treues Abbild.

Das klassische Alterthum hatte die Götter zur Erde herniedersteigen lassen. Man hatte sie in bestimmter und compacter Form vor sich haben wollen, und um über ihre Schönheit und Ebenmäßigkeit keinen Zweifel zu lassen, hatten sie fast alle ihre Hüllen abwerfen müßen. Im geraden Gegensatz dazu hatte das Christenthum seine Bekenner den Blick gen Himmel richten und nur in der heißen Sehnsucht nach dem Jenseits Trost, Frieden und wahre Genüge suchen und finden gelehrt. Bei ihrem Widerwillen gegen das Materielle und Grobsinnliche konnte es den Christen kaum einfallen, in der Sculptur mit den heidnischen Künstlern wetteifern zu wollen, und es dauerte geraume Zeit, ehe sie sich überhaupt nur dazu entschlossen, auch diesen Zweig der Kunst zur Verschönerung der Kirchen zu benutzen. Weit lieber hatten sie sich der minder materiellen Malerei zugewandt. Aber auch hier sind es nicht volle, runde und lebenskräftige Gestalten, die ihre Schönheit unverhüllt zur Schau tragen,

sondern blaße, lange und hagere, in weite, faltenreiche Gewänder gekleidet, die außer dem bleichen, langen und ernsten Gesicht nur die abgemagerten Hände und Füße blicken lassen — sprechende Conterfey's der in strengen Fasten und Bußübungen sich gefallenden Frömmigkeit einer Zeit, in der man allen heiteren Lebensgenuß für Sünde hielt. Jemehr aber die Heiligen hienieden allen äußeren Prunk verschmäht hatten, desto reichlicher suchte die bewundernde Nachwelt sie zu entschädigen und auf den Bildern mit den kostbarsten Gewändern und einem oft überladenen Prunk auszustatten; ja, man malte sie, um den wunderbaren Lichtglanz, von dem sie in ihrer Verklärung umflossen wären, wenigstens anzudeuten, ganz auf Goldgrund. Im Laufe der Zeit nahm dieses echt orientalische Prunken mit Gold immer mehr überhand, während die Malerei selbst, die sich bei den Byzantinischen Künstlern bis ins XII. Jahrh. noch auf einer ziemlichen Höhe erhalten hatte, nach und nach anfing, in Mumienartigen Gestalten zu erstarren und zu vertrocknen, wozu allerdings der kirchlich recipirte Typus der Christus- und Marienbilder und der an bestimmten Bildern haftende Wunderglaube wesentlich beitrug.

Ungünstiger noch, als im Byzantinischen Reiche, stand es mit den bildenden Künsten im Occident, und der sogenannte **Romanische Styl** (X.—XIII. Jahrh.) läßt bei dem unverkennbaren byzantinischen Einfluß nur schüchtern die zarten Keime blicken, die sich später zu den schönsten Blüthen entfalten sollten. Noch immer sind die Gestalten lang und gedehnt, die Gesichtszüge starr, und nicht selten stehen, auch wenn das Gesicht im Profil dargestellt ist, die beiden Augen gerade zu. Die Augenhöhlen sind vertieft, und bei Steinbildern mit Blei ausgegossen, bei Gußwerken von Bronce oder edlerem Metalle, bisweilen auch auf Tafelbildern, mit Edelsteinen ausgefüllt. Lange, in einfache Falten gelegte Gewänder bedecken den Körper, und die arabeskenartigen Verzierungen am Saum bilden, trotz der Falten, eine fortlaufende Reihe.

Schon zu Anfang des XIII. Jahrh. jedoch finden sich in dem östlichen Sachsen Spuren von einer freieren Entwickelung der Kunst, die zwar immer noch den byzantinischen Styl zur Grundlage hat, aber statt des ängstlich nachbildenden Mechanismus schon eine gewisse Selbstständigkeit blicken läßt. Eines der beachtenswerthesten Werke dieser **Sächsischen Schule** ist die mit Reliefsculpturen verzierte Kanzel der Kirche zu Wechselburg, die in der Mitte den thronenden Erlöser zeigt, umgeben von den vier Evangelisten-Attributen; zu beiden Seiten Maria und Johannes, die Fürbitter am Tage des Gerichts; weiterhin das Opfer Isaaks und die eherne Schlange und darunter Kain und Abel, ihre Opfer darbringend. — Zwar ist das Material nur roher, hinterher farbig bemalter Sandstein; die Ausführung jedoch verräth ebenso sehr jenen stillen und in gedankenreiches Spiel mit Sinnbildern so gern sich vertiefenden

christlichen Ernst, als das rüstige Streben, die Form mehr und mehr zu bewältigen, um sie zum entsprechenden Ausdruck des warmen, innigen Gefühls zu machen, was einen so wesentlichen Grundzug in dem Geistesleben des Mittelalters bildete und bilden mußte. Denn die Dogmatik war fertig, und die Kirchenlehre hatte dem Geist ringsum so bestimmte Grenzen gezogen, daß von Streifzügen weiter hinaus keine Rede sein konnte. Auf dem angewiesenen Gebiet also mußten Kopf und Herz ihre Befriedigung suchen, jener in den spitzfindigen Räthselfragen der Scholastik, dieses in den wundersamen Träumereien der Mystik.

Ueberraschend ist die große innere Verwandschaft zwischen den Werken der ebengenannten Sächsischen Schule und denen des italienischen Meisters Nicola Pisano (geb. um 1200), der in einem Relief an der Vorderseite des Domes von Lucca, die Abnahme Christi vom Kreuz, (im J. 1233 gearbeitet), gleiche Tiefe der Empfindung und einen ebenso großartigen Ernst erkennen läßt. Natürlich sind die italienischen Kunstkenner keinen Augenblick zweifelhaft, daß der Ruhm der Originalität auch hier auf ihrer Seite und jene Sächsischen Meister nur die Nachahmer sind. Aber die Werke der Letzteren sind erweislich früher, und man wird in Betreff der in Italien arbeitenden Deutschen wohl eher anzunehmen haben, daß sie die Lehrer, und die Italiener ihre Schüler waren. — Einen Beweis dafür liefert die italienische Malereri der Romanischen Periode. Während sich in den Miniaturen der Deutschen, Französischen und Niederländischen Handschriften mehr und mehr das Bestreben zeigt, die conventionellen Formen der Byzantiner zum Ausdruck eines tieferen, wärmeren Gefühls zu machen, und somit den Beginn eines neuen Germanischen Styls einzuleiten, verrathen die ziemlich rohen Federzeichnungen der Italienischen Handschriften und ebenso die Mosaiken jener Zeit eine fast sclavische Abhängigkeit von Byzanz; so z. B. die Mosaikarbeiten in der St. Marcuskirche zu Venedig, Scenen aus dem A. T. darstellend, ferner das große Mosaikbild des Domes von Torcello bei Venedig, die Auferstehung der Todten und das Weltgericht, und die Mosaiken am Kuppelgewölbe von St. Giovanni zu Florenz.

Selbst die Werke des **Giovanni Cimabue** (1240—1300) haben noch, namentlich die früheren, einen vorherrschend byzantinischen Charakter. So insbesondere ein großes Madonnenbild, das in der Akademie zu Florenz aufbewahrt wird, und ein zweites in der Kirche zu St. Maria Novella zu Florenz; und erst nach und nach werden die Formen edler, freier und naturgemäßer, und die Darstellung zarter und gefühlvoller. — Wie sehr sich aber auch hierdurch die letzten und vollendetsten Arbeiten des Romanischen Styls den Werken des Germanischen näheren, so blieb doch immer der wesentliche Unterschied, daß der letztere mit frommer Gewissenhaftigkeit die einmal gegebenen Formen beibehielt, und durch eine gewisse geistige Ver-

klärung zu heben und zu veredlen suchte, während der erstere, da er, weiter fortgeschritten, mit ihnen nichts mehr anzufangen wußte, sie ganz bei Seite schob und durch heidnisch-klassische zu ersetzen anfing. Denn schon bei Cimabue ist der Einfluß des durch das sorgfältige Studium der Antike gebildeten Nicola Pisano nicht zu verkennen; ja, das eine Wandgemälde von ihm in der Oberkirche St. Francesco zu Assisi, welches die Brustbilder einiger Heiligen enthält, verräth mit den dabei angebrachten blumigen Ornamenten und Genien schon eine, so zu sagen, wörtliche Benutzung der antiken Muster.

Was den **Germanischen Styl** (XIII.—XV. Jahrh.) sonst noch betrifft, so würde eine ausführlichere Charakteristik hier um so weniger am Orte sein, da sie einerseits in speciell kunsthistorischen Schriften mehrfach gegeben ist, andrerseits Worte eben nur Worte sind, die den Mangel eigener Anschauung nicht ersetzen. Daher sollen die verschiedenen Deutschen Malerschulen hier nur kurz genannt werden: die Böhmische, blühend unter Kaiser Karl IV. (1347—1378), mit ihren Hauptmeistern Nicolaus Wurmser v. Straßburg, Kunze und Theodorich v. Prag; die Cölnische, um weniges später, mit ihren Hauptrepräsentanten, Meister Wilhelm (1380) und Meister Stephan (1410), und die Westphälische, ein Zweig der Cölnischen.

In Italien, wo dieser Styl vornehmlich durch das französische Herrschergeschlecht eingeführt ward, das mit Karl v. Anjou (seit 1266) den Thron von Neapel inne hatte, ist es besonders die **Toscanische** Schule, welche in der Sculptur, wie in der Malerei sich auszeichnet. Hierher gehört Giovanni Pisano, der Sohn des Nicola, (geb. um 1240, gest. 1320), ferner der als Baumeister und Bildhauer, mehr noch aber als Maler hochberühmte Giotto (1276—1336) der in allen seinen Werken ein tiefes Geistes- und Gemüthsleben offenbart, und außer diesen Andrea Pisano (1280—1345) und sein Sohn Nino Pisano, die vorzugsweise als Bildhauer thätig waren.

In der Malerei, wo sich der Germanische Styl später, als in der Sculptur geltend macht, treten dafür die beiden Elemente, die er in sich schließt, in der **Florentinischen** und der **Sienesischen** Schule, den beiden Zweigen der Toscanischen um so deutlicher und bestimmter hervor. In allen seinen Werken zeigt **Giotto**, der erste große Meister der Florentinischen Schule jene Gedankenfülle, den tiefen Ernst und die großartige Energie, welche dieser Schule von da an eigenthümlich war, während bei Ugolino da Siena († 1339), bei Simone di Martino (1276—1344) und den übrigen Malern dieser Schule mehr ein zartes, verklärtes Seelenleben mit dem Ausdruck der innigsten Sehnsucht hervortritt, so daß man den Gegensatz von Scholastik und Mystik auch hier wiederfindet. Wie bei den Scholastikern, so ist bei Giotto das didaktisch-

speculative Element die Hauptsache, und jedes einzelne Bildwerk gewissermaßen nur ein einzelner Abschnitt von jenem großartigen System, wie es die Meister der Scholastik, namentlich ein Thomas v. Aquino, in ihren Schriften, einem Riesendom gleich, auferbauten, Giotto dagegen mit seiner Künstlerphantasie in einem großen Panorama vor sich sah. So stellen die Sculpturen an dem im J. 1334 erbauten Glockenthurm des Domes v. Florenz in großartigen Zügen eine Entwickelungsgeschichte der ganzen menschlichen Cultur dar. Unten die Schöpfung und das Leben der ersten Menschen; weiter hinauf der Kampf mit der Natur und ihre Bewältigung, die häuslichen Verhältnisse und das öffentliche Leben; dann die höheren Künste und Wissenschaften; weiterhin die christlichen Tugenden und ganz oben die Gnadenmittel der Kirche, die dem emporstrebenden Geist den Himmel, das Ziel seiner Sehnsucht, erschließen. — In ähnlicher Weise stellte er in seinem Jüngsten Gericht, einem großen Wandgemälde, in höchst geistreichen allegorischen Gestalten die einzelnen Tugenden und Laster, und nicht minder treffend auf einem andern Bilde die drei Ordensgelübde der Franciscaner dar, das Gelübde der Armuth z. B. als eine von Christo vollzogene Trauung des St. Franciscus mit der Armuth, seiner Braut.

Aehnliches gilt von seinem Schüler Taddeo Gaddi (geb. um 1300) und dessen Sohn Angiolo Gaddi, von Taddeo's Schüler Giovanni da Melano, und von Andrea Orcagna (1329 — 1389), der in einem großen Wandgemälde, der Triumph des Todes, (in der Halle des Campo Santo zu Pisa) die Lehre, wie alle Herrlichkeit und Lust der Welt der Macht des Todes erliegt, so ergreifend darzustellen wußte, daß dieses Werk, Giotto's besten Arbeiten würdig zur Seite stehend, als eine der vorzüglichsten Leistungen des Germanischen Styls und der älteren Florentiner Schule zu betrachten ist.

Auch der **Sienesischen** Schule war das didaktische Element und die Allegorie nicht ganz fremd. Während jedoch Giotto und seine Nachfolger, auf den Totaleindruck das Hauptaugenmerk richtend, den einzelnen Personen geringere Sorgfalt widmeten, so daß diese für sich allein betrachtet, bisweilen nichts weniger, als schön erscheinen, war den Meistern jener Schule das innere Leben jedes Einzelnen von Wichtigkeit und in jeder einzelnen Person setzten sie ein inniges, tiefes Gefühl voraus, für das sie die zartesten Formen und die mildesten Farben zu brauchen hätten.

Immer näher rückte indeß die Zeit, mit der ein ganz neues Stadium in der Entwickelungsgeschichte der geistigen Bildung beginnen sollte. — Im Alterthum war es der Staat gewesen, in dem sich Alles concentrirte. Um des Staates willen, mochte er sich nun in der Person eines unumschränkten Alleinherrschers oder in dem Gesammtwillen des Volkes darstellen, war der einzelne Bürger da, an und für sich bedeutungslos, aber

als integrirender Theil des Staatsorganismus von desto größerer Bedeutung. — Im Mittelalter hatte sich die Kirche dem Staat nicht nur gleich, sondern selbst über ihn gestellt, und den irdischen Machthabern zwar das weltliche Regiment zugestanden, dafür aber alles geistige Leben vor ihr Forum und in den Bereich ihrer Oberaufsicht gezogen. Der Einzelne gehörte mit all seinen geistigen Bedürfnissen und Bestrebungen nicht sich, sondern ihr an. Von seinem persönlichen Verhältniß zu Gott war nicht die Rede. Nur mit der Kirche hatte er es zu thun. Sie verbürgte sich, war er in ihrem Mutterschoß, für seine Seligkeit, und um dieser gewiß zu sein, hatte er nur ihr willigen Gehorsam zu leisten.

Das dritte Stadium der Entwickelung konnte demgemäß kein anderes sein, als das Ringen nach Anerkennung der persönlichen Selbstständigkeit des Einzelnen, das sich in politischer Hinsicht zunächst in dem Streben nach einem festgeordneten Bürgerthum und Hausstand äußerte, in religiöser Beziehung aber durch die Reformation sich kundgab, die für den lebhaft gefühlten, aber lange Zeit hindurch nicht klar erkannten, inneren Drang zuerst das rechte Wort finden lehrte. Jemehr nämlich der Trieb nach persönlicher Selbstständigkeit erwachte, desto mehr war auch dem Einzelnen der süße Glaube, daß er, im Mutterschoß der Kirche einschlummernd, im himmlischen Paradies wieder aufwachen werde, abhanden gekommen, und desto deutlicher erkannte er, daß er mit seiner Hoffnung auf Seligkeit sich nicht auf Andere verlassen dürfe, sondern sich selbst darum kümmern müsse.

Wie aber überall das Gefühl weit früher das Richtige trifft, als der Verstand es erkennt, so zeigten sich auch diesmal die ersten Spuren des Kampfes für die Rechte der Persönlichkeit auf dem Gebiet der Kunst viel früher, als auf dem der Wissenschaft. Gegen Ende des XIV. Jahrh. bereits tritt in den Sculpturarbeiten der Toscanischen Schule der Sinn für das frische, körperliche Leben deutlich hervor. Bei den Madonnen, Propheten und Heiligen des Jacopo della Quercia († um 1424) herrscht zwar immer noch der altkirchliche Typus vor, aber durch die Nachahmung der Antike treten sie dem wirklichen Leben schon ungleich näher. Mehr noch gilt dies von Lorenzo Ghiberti, dem berühmten Florentinischen Meister (1378—1455), vornehmlich bekannt durch die beiden großen Broncethüren, die er für das Hauptportal des Baptisteriums zu Florenz zu machen hatte, und die in zehn großen Feldern Scenen aus dem A. T. darstellen, so schön, daß Michelangelo von ihnen sagte: sie verdienten die Pforten des Paradieses zu sein.

Ganz entschieden aber tritt das realistische Element der modernen Kunst in den zahlreichen Sculpturarbeiten des Donatello (1383—1466) hervor. Seine tanzenden, singenden und musicirenden Kinder sind so lustig und von einer so anmuthigen Naivetät, wie nur das frische bunte

Leben sie aufweist, und ganz derselbe Charakter der Naturtreue giebt sich auf der andern Seite auch wieder in der Statue der heiligen Magdalena im Baptisterium St. Giovanni zu Florenz kund, die uns mit ihren abgemagerten Formen ein Muster der strengsten Askese zeigt. Ebenso sind seine Broncestatuen der Judith und des David unmittelbar aus dem Leben gegriffen.

Gleiches gilt von der Malerei, die, weniger als die Sculptur unter dem Einfluß der Antike stehend, noch dreister in das wirkliche Leben hineintritt. Die Heiligen haben nicht mehr jene conventionellen starren Züge. Es sind nicht mehr die über alles Irdische erhabenen und auf die menschlichen Leiden und Freuden gleichgültig herabblickenden Gesichter. Sie theilen vielmehr die Gefühle der Menschenkinder; sie weinen und freuen sich mit ihnen; ja bei manchen Scenen aus dem A. und N. T. oder aus den Legenden schauen oft wirkliche Portraitfiguren, umgeben von dem ganzen Apparat des alltäglichen Lebens der Gegenwart, dem Betrachtenden ins Angesicht.

Wesentlich gefördert wurde diese naturalistische Auffassung schon durch den, als Begründer der Linear-Perspective bekannten Paolo Uccello (zu Anfang des XV. Jahrh.), und in Masaccio (1402 bis 1443), mit dem die moderne Kunst in Italien ihren eigentlichen Anfang nimmt, tritt sie bereits entschieden hervor. Mehr noch ist dies bei seinem Zeitgenossen Fra Filippo Lippi (1412—1469) der Fall, welcher den Widerspruch zwischen der Heiligkeit des Gegenstandes und der Unheiligkeit der Darstellung oft nur durch die anmuthige Kindlichkeit in der Behandlung mildert und vergessen läßt. — Auf den Bildern des Benozzo Gozzoli sind es, außer den Haupt- und Nebenpersonen der Handlung, oft noch Gruppen von Menschen oder spielenden Thieren, oder sonst eine reich ausgestattete landschaftliche Umgebung, wodurch man unmittelbar an die Wirklichkeit erinnert wird. Ebenso zeichnen sich die Bilder des Domenico Ghirlandajo (1451—1495), Lehrer des Michelangelo, durch charaktervolle Lebendigkeit aus.

Eine etwas verschiedene Richtung schlugen die Lombardischen Schulen ein, namentlich die von **Padua**, deren Gründer Francesco Squarcione (1394—1474) mit fast pedantischer Strenge seine Schüler an das Studium der Antike band; daher denn auch die Bilder des vorzüglichsten unter ihnen, Andrea Mantegna (1431—1506) mehr Werke des Meißels, als des Pinsels scheinen. Derselbe Einfluß eines einseitigen Studiums der Plastik zeigt sich bei den Mailändischen und Venetianischen Künstlern, obwohl bei den letzteren das Beispiel des Antonello v. Messina nicht unbeachtet blieb, der sich als Schüler des Johann van Eyck Vieles von der frischen Lebendigkeit und Naturwahrheit der **Flandrischen** Schule angeeignet hatte.

Ebenso aber wußte auch in der **Mailändischen** Schule der große **Leonardo da Vinci** (1452—1519) die Paduanische Strenge in der Formenbildung mit der Florentinischen Lebendigkeit zu verbinden und dem Ganzen eine so hohe Würde, und bei allem Ernst den Ausdruck eines so zarten und innigen Gefühls zu geben, daß eigentlich mit ihm erst die große Glanzzeit der Malerei beginnt. In der von ihm angegebenen Richtung fortschreitend feiert die Lombardische Kunstschule ihre schönsten Triumphe in den Werken des liebenswürdigen **Antonio Allegri** oder **Correggio** (1494—1534), von dem Kugler treffend sagt: „Er weiß in seinen Bildern die seligste Lust einer paradiesisch heiteren Welt, die vollste Inbrunst der Liebe, der göttlichen wie der irdischen, und nicht minder den erschütterndsten Schmerz, der auch die geheimsten Falten des Gemüthes durchdringt, dem Auge gegenüber zu stellen. Dabei ist eine wunderbare Verklärung über seine Gestalten ausgegossen; ein reinerer Aether umfängt sie und spielt leise zitternd um sie her. Eine leicht erfüllte Luft, die auch die Schatten hell zu machen scheint und überall hin den Bewegungen des gesteigerten Empfindungsvermögens folgt; dies ist die Kunst des Helldunkels, auf welcher die technische Meisterschaft des Correggio beruht."

Gleich ausgezeichnet, obwohl in ganz andrer Weise, ist der große **Michelangelo Buonarotti** (1474—1563), der das realistische Streben der Florentinischen Schule im großartigsten Sinn auffaßte und in seinen Gestalten eine wahrhaft gigantische Kraft offenbart, wie dies namentlich die Darstellungen aus der Genesis, die einen, so zu sagen, urweltlichen Charakter haben, und der Sturz der Verdammten mit ihrem Kampf gegen die Dämonen in seinem Jüngsten Gericht, beweisen.

Neben dem Realismus der Florentinischen Schule hatte inzwischen aber auch die, früher durch die Sienesische Schule repräsentirte Mystik ihre Freunde gefunden, namentlich in der **Umbrischen**, deren Hauptsitz Perugia war, wo der Sieneser Taddeo di Bartolo längere Zeit gelebt und gewirkt hatte. Hier war es zunächst Nicolo Alunno gewesen, der die alterthümliche Darstellungsweise der Sieneser den Anforderungen der neueren Zeit anzupassen und dem Ausdruck religiös-schwärmerischer Gefühle eine zarte und anmuthsvolle Form zu geben wußte. Sein großer Schüler **Pietro Perugino** (Pietro Vanucci, aus Perugia, 1446—1524) verband damit das strenge Formenstudium der Paduaner und ließ auch die naturalistische Auffassung der Florentiner nicht unbeachtet. Doch kehrte er bald wieder zu der heimathlichen Zartheit und Weichheit zurück, in der sich sein schwärmerisch-inniges Gefühl so wohlthuend ausspricht. Ihren größten Triumph aber feierte die Umbrische Schule in Perugino's vorzüglichsten Schüler, dem ebenso großen, als liebenswürdigen **Raphael Santi** v. Urbino

(1483—1520), dessen Werke in Beziehung auf Form der Antike würdig zur Seite stehen, aber zugleich durch den milden Geist des Christenthums verklärt sind, und die fromme innige Sehnsucht der christlichen Mystik auf dem Punkt ihrer Entwickelung erscheinen lassen, wo sie das Ziel gefunden, zur klarsten klassischen Ruhe geworden, und in seliger Verklärung den Blick gen Himmel richtend mit Zuversicht spricht: „Ich weiß, an wen ich glaube.“ — Die hohe Würde und der kindlich reine und fromme Sinn des großen Meisters tritt am deutlichsten hervor, wenn man seine Werke mit den Arbeiten seines vorzüglichsten Schülers, Giulio Romano (1492—1546) und denen der **Venetianischen** Schule vergleicht. Jenem fehlte bei aller Meisterschaft doch die Zartheit und der keusche Sinn Raphaels, und obwohl er auch manches treffliche Kirchenbild, z. B. eine Steinigung Stephani, gemalt hat, so wandte er sich doch mit entschiedener Vorliebe dem frischen Naturleben und den mythologischen Stoffen zu, die er mit innigem Behagen in kecken Zügen darstellte. Bei den Meistern der Venetianischen Schule dagegen, die das antikisirende Element der Paduaner mit dem Flandrischen Naturalismus zu verbinden wußten, ist es weniger ein kirchlich-frommer, als ein lebenskräftiger Natursinn, durch den sie sich charakterisiren. So namentlich der kühne und kräftige Giorgione (1477—1511), neben welchem der herrliche Tizian (1477—1576) durch ein wahrhaft zauberisches Colorit als einer der größten Meister dieser Schule glänzt.

Mit den Werken dieser Meister war auf dem Gebiet der Kunst das Reformationswerk vollbracht. Die Fesseln des Traditionszwanges waren gesprengt, und die Rechte der Subjectivität zur Anerkennung gebracht. Die Kirche selbst hatte ihre Freude daran, und gestattete gern, daß die heiligen Hallen mit den künstlerischen Zeugnissen der neuen geistigen Freiheit geschmückt wurden. Desto mehr Schwierigkeiten aber machte sie, als eben derselbe Drang nach Freiheit auf dem Gebiet der Wissenschaft sich regte, und auch hier die Banden des Traditionszwanges abzustreifen anfing. Der Hauptschauplatz dieses Kampfes war Deutschland, und der lieber über das Wesen der Dinge reflectirende, als für ihre äußere Erscheinungsform sich interessirende Sinn des deutschen Volkes erklärt es hinlänglich, warum bei dem ernsten und harten Streit über die höchsten und wichtigsten Fragen das Interesse für die Kunst in den Hintergrund treten mußte. Zudem war diese in den Augen vieler Protestanten selbst des Papismus verdächtig geworden, und Luther, auch hierin einsichtsvoller und unbefangener, als die meisten seiner Freunde und Anhänger, hatte in Wittenberg mehrere Tage hintereinander zu predigen, ehe er die Leute zu der Einsicht brachte, wie unvernünftig Karlstadt's Bilderstürmerei sei; kaum daß sie sich zufrieden gaben, als er ihnen vorstellte: „Die Bilder sollen abgestellt sein, wenn sie angebetet werden sollen,

sonst nicht; wiewohl ich wollte, sie wären in der ganzen Welt abgestellt, von wegen des Mißbrauchs. Aber es sind viele Menschen, die die Sonne, den Mond und die Sterne anbeten. Wollen wir darum zufahren, und die Sterne vom Himmel reißen?"

Wie viel aber auch sein Wort galt, es hätte schwerlich der Kunst viel genützt, wenn man nicht auf den glücklichen Einfall gekommen wäre, wie die Poesie und Musik, so auch die Malerei an dem evangelischen Predigtamt Theil nehmen zu lassen. Der Deutsche mag über alles gern lernen, und das ganze Mittelalter hindurch waren für das Volk so lange Ferien gewesen, daß man sich jetzt mit wahrem Ungestüm beeiferte, das Versäumte nachzuholen. Alles hatte von nun an den Charakter der Lehrhaftigkeit. Alles wurde benutzt, das Volk mit der reinen Lehre bekannt zu machen; warum also nicht auch die Malerei? War dies doch schon im Papstthum vielfach geschehen, wo man den ganzen Inhalt des Katechismus durch Bilder zu veranschaulichen gesucht hatte, nämlich:

I. Die Zehn Gebote, auf den beiden von Mose gehaltenen Gesetztafeln.

II. Das Apostolische Glaubensbekenntniß, veranschaulicht durch die Bilder der zwölf Apostel, von denen jedem ein Spruchband beigefügt war. *)

III. Das Vaterunser mit seinen sieben Bitten und der Englische Gruß, auf mehrfache Weise dargestellt.

---

*) Die Vertheilung war nach der bekannten Tradition über den Ursprung dieses Symbolums folgende:

Petrus: Credo in Deum, Patrem omnipotentem, factorem coeli et terrae.

Andreas: Et in Jesum Christum, filium ejus unicum, Dominum nostrum.

Jakobus: Qui conceptus est de Spiritu Sancto, natus ex Maria virgine.

Johannes: Passus sub Pontio Pilato, crucifixus, mortuus et sepultus.

Thomas: Descendit ad inferna, tertia die resurrexit a mortuis.

Jakobus Alphäi: Ascendit ad coelos, sedet ad dexteram Dei Patris omnipotentis.

Philippus: Inde venturus est, judicare vivos et mortuos.

Bartholomäus: Credo in Spiritum Sanctum.

Matthäus: Sanctam ecclesiam catholicam, sanctorum communionem.

Simon: Remissionem peccatorum.

Judas Thaddäus: Carnis resurrectionem.

Matthias: Et vitam aeternam.

IV. Die sieben Sacramente, in allegorischen Bildern; das Abendmahl z. B. dargestellt durch ein Bild Christi, wie er die Kelter tritt, oder aus seiner Seitenwunde das Blut in den Kelch fließen läßt.

V. Die drei theologischen Tugenden: Fides, Spes, Charitas.

VI. Die vier Cardinaltugenden: Prudentia, Justitia, Fortitudo, Temperantia.

VII. Die sieben Todsünden, häufig in Verbindung mit den ihnen entgegenstehenden Tugenden. [1])

VIII. Die drei *Consilia Evangelia*: Paupertas voluntaria, Castitas perpetua, Obedientia religiosa.

IX. Die drei Arten der guten Werke: Precatio, Jejunium, Eleemosyna. [2])

Es lag daher den Protestanten, sofern sie überhaupt Bilder in den Kirchen gestatteten, wozu sich freilich die Reformirten nie entschließen wollten, nahe genug, jene **Katechismusbilder** so gut es gehen wollte, aus dem Katholischen ins Protestantische zu übersetzen, um an ihnen nicht nur einen würdigen Schmuck der sonst gar zu kahlen Wände, sondern zugleich ein neues Hülfsmittel zur Verbreitung der reinen Lehre zu haben; und wie gewissenhaft man dabei in der Benutzung des Raumes war, zeigen noch jetzt manche Kirchen aus dem XVI. und XVII. Jahrh., in denen sich, namentlich an den Seitenchören, Bild an Bild drängt, so daß das Gotteshaus selbst schon eine Art Bilderbibel und Bilderkatechismus ist. Die Malerei dabei war allerdings nicht immer ein Meisterstück. Doch liegt unter der weißen Tünche, unter welcher der aufklärungssüchtige Rationalismus eine Menge dieser Bilder begrub — denn auch in dieser Hinsicht haben sich die Gemeinen von ihm

---

1) 1. *Superbia*—Humilitas; 2. *Avaritia*—Liberalitas; 3. *Luxuria*—Castitas; 4. *Invidia*—Charitas; 5. *Gula*—Temperantia; 6. *Jracundia*—Mansuetudo; 7. *Acedia*—Pia Sedulitas.

2) Auch hier wurden, da die Kirche leibliche und geistliche Almosen und bei beiden sieben verschiedene Arten unterschied, diese oft in allegorischen Bildern einander gegenübergestellt. Es sind bekanntlich folgende:

1. Die Hungrigen speisen,	Die Sünder bekehren,
2. Die Durstenden tränken,	Die Unwissenden belehren,
3. Die Nackten bekleiden,	Die Zweifelnden zurechtweisen,
4. Die Gefangenen loskaufen,	Für des Nächsten Wohl beten,
5. Die Kranken besuchen,	Die Traurigen trösten,
6. Die Fremden gastfreundlich aufnehmen,	Das Unrecht geduldig ertragen,
7. Die Todten begraben.	Beleidigungen verzeihen.

Vieles weiß machen lassen müssen — gewiß auch manches bessere verborgen.

Ein Hauptrepräsentant dieser didaktischen Richtung in der Malerei ist Luthers Zeitgenosse, Lucas Cranach (eigentlich Luc. Sunder aus Cranach, im Bisthum Bamberg, geb. 1472, gest. 1553, als Bürgermeister von Wittenberg), und seine Bilder sind in dieser Beziehung so instructiv, daß sie, selbst wenn sie in künstlerischer Hinsicht geringere Bedeutung hätten, als es in der That der Fall ist, hier eine genauere Beachtung verdienen.

Eines seiner frühesten Bilder ist die Darstellung der Zehn Gebote, als der ältesten Gesetzgebung, auf dem Rathhaus zu Wittenberg, in zehn einzelnen Feldern, fünf oben und fünf unten, und so eingerichtet, daß das achte Gebot: „Du sollst kein falsch Zeugniß geben" gerade in die Mitte kommt und mit seiner Warnung dem Beschauer zuerst in die Augen fällt. Die Anordnung und Darstellung der Gebote im Einzelnen ist folgende:

I. Gebot: „Du solt kein frembden Gott anbetten." Auf der einen Seite Mose, wie er von Jehovah auf dem Berg Sinai die Gesetztafeln empfängt, auf der andern ein nacktes Götzenbild auf einer Säule, vor welchem zwei Götzendiener knieen.

II. Gebot: „Du solt Gots Namen nit unnütz in dein Munt nehmen." Ein gottloser Kriegsmann, eine Teufelsfrazze als Ohrenbläser im Nacken habend, schwört hoch und theuer einem ehrlichen Bürgersmann, hinter dem ein guter Engel steht, der ihn warnt.

III. Gebot: „Du solt den Feirtag heiligen." Ein frommes Ehepaar, von dem guten Engel begleitet, geht in die Kirche; im Hintergrund ein Bauersmann mit einem kleinen Teufel im Nacken, der auf dem Felde pflügt.

IV. Gebot: „Du solt Vater und Mutter ehren." Der jüngere Sohn trägt gehorsam der Mutter die Schleppe; der ältere, eine Teufelsfrazze im Nacken, verspottet seitwärts stehend die Eltern durch eine gemeine Gebehrde.

V. Gebot: „Du solt Niemand doeten." In einem lüderlichen Hause, kenntlich gemacht durch die auf dem Tisch befindlichen Karten, Würfel und einen Trinkkrug, ermordet ein Bösewicht, der eine Greifenähnliche Teufelsgestalt hinter sich hat, einen unschuldigen Mann.

Die untere Abtheilung beginnt mit dem

VI. Gebot: „Du solt nit stehlen." Der Hausherr liegt schlafend im Bett; der eine Dieb, eine Teufelsfrazze hinter sich, schleicht heran, und ein anderer, auch von einem Teufel begleitet, steigt eine Leiter hinauf.

VII. Gebot: „Du solt nit unkeusch sein." Ein reichgeschmückter Kriegsmann sitzt neben einer schön geputzten Jungfrau im Grünen unter

dem Schatten einer Eiche; dahinter eine Teufelsfrazze. — Um diese Darstellungsweise zu begreifen, darf man nicht vergessen, daß der Soldatenstand damals ganz im Allgemeinen Repräsentant der Gottlosigkeit war, und mit dem reichen Putz auf den Hoffahrtsteufel hingedeutet sein soll.

VIII. Gebot: „Du solt kein falsch Gezeuchnus geben." In einem Gerichtszimmer sitzt der Richter, dessen Strenge durch die Levitenmütze angedeutet ist, am Tisch, das Gesetzbuch vor sich habend. Neben ihm auf der einen Seite ein Kriegsmann, mit einem geschuppten Teufel, auf der andern der ehrliche Mann mit dem guten Engel. Hinter dem ersteren im Hintergrund ein die Hände ringender Mann, den das falsche Zeugniß des Kriegsmannes zu Grunde richtet.

IX. Gebot: „Du solt keines andern Gemal begeren." In einem zweischläfrigen Bett liegt schlafend der kahlköpfige, alte Ehemann, neben ihm die junge hübsche Frau, die sich freundlich einem Kriegsmann zuwendet; hinter ihnen eine weibliche Teufelsfrazze mit herabhangenden Brüsten.

X. Gebot: „Du solt keines andern Gut begeren." An einem Tisch sitzen zwei reiche Kaufleute mit Geld vor sich; der arme barfüßige Handwerksmann, der von ihnen seinen Lohn empfangen hat, sieht begehrlich nach ihren Geldbeuteln; hinter ihm der Teufel.

Ueber das Ganze breitet sich der halbkreisförmige Regenbogen aus, als Symbol der göttlichen Gnade, die auch dem größten Sünder zu Theil wird, wenn er ernstlich bereut.

Noch bestimmter tritt der Charakter des Reformationszeitalters in dem Altarblatt der Wittenberger Stadtkirche hervor, bei welchem das Hauptgemälde das Abendmahl, von den beiden Seitenklappen die eine, für den Beschauer rechts, die Taufe, die andere links, die Absolution, und das untere Querbild die Predigt darstellt, während, wenn das Ganze zusammengeklappt ist, links die Opferung Isaaks und rechts die eherne Schlange in der Wüste als äußere Deckelbilder zu sehen sind.

Die Darstellung des Sacraments der Taufe ist folgende. Am Taufstein steht, etwas erhöht, Melanchthon (Portrait), der das nackte Kindlein in der linken Hand hält und mit Wasser benetzt. Rechts (für den Beschauer) steht neben ihm der bärtige Küster mit der offenen Agende; um den Taufstein herum die drei Taufzeugen, zwei Männer und eine Frau. Weiter unten eine Anzahl hübscher, junger Frauen und Mädchen, die sich übrigens um die heilige Handlung wenig zu kümmern und nur aus Neugier da zu sein scheinen; unter ihnen, ganz in der Mitte, recht breit und auffallend dastehend, eine Frau, die dem Beschauer den Rücken zuwendet, was Cranach's Frau sein soll, die er um ihres inständigen Bittens und Plagens willen auch auf dem Bilde anbrachte, aber zu ihrem großen Verdruß eben nur in der angegebenen Weise.

Bei der Darstellung der **Buße und Absolution** sieht man **Bugenhagen** mit dem offenen und ehrlichen Gesicht des schlichten Pommern, wie er im offenen Beichtstuhl sitzend, in jeder Hand einen Schlüssel, das Amt der Schlüssel verwaltet. Der demüthige und bußfertige Rathsherr zu seiner Rechten empfängt die Absolution; den trotzigen Kriegsmann stößt er von sich, und zum Zeichen, daß seine Schuld nicht gelöst werden soll, sind diesem die Hände gebunden.

Bei dem **Abendmahl** sieht man auf dem Tisch in der Mitte die Schüssel mit dem Osterlamm. Christus, für den Beschauer links am Tisch sitzend (womit vielleicht der Ehrenplatz am obern Ende der Tafel gemeint ist) hat rechts den Johannes neben sich; links sitzt Judas neben ihm, dem er den Bissen in den Mund giebt. Petrus, zu Christo gewendet, legt betheuernd die Hand auf die Brust; die übrigen Jünger (sämmtlich Portraits von Wittenberger Rathsherren, von denen einer, ein Feind Cranachs, in der Person des Judas verewigt ist) scheinen sich gleichgültiger zu unterhalten. Am andern Ende der Tafel erscheint ein Mundschenk, angeblich Cranachs Sohn, der dem einen Jünger, in welchem Cranach sich selbst portraitirt hat, einen gefüllten Becher bringt.

Auf dem die **Predigt** darstellenden Bild sieht man in der Mitte Christum am Kreuz, als Hindeutung auf den evangelischen Glauben an den Gekreuzigten, im Gegensatz zu der Lehre von dem Verdienst der Heiligen; rechts **Luther** auf der Kanzel, die aufgeschlagene Bibel vor sich, und auf das Kreuz hinweisend; gegenüber die Gemeine, vorn Luthers Frau, Katharina, ihren kleinen Sohn, ganz mit den Zügen des Vaters, bei sich; neben ihr Wittenbergerinnen und unter diesen als letzte Figur zur Linken ein sehr hübsches Mädchen, das aber von der Predigt wohl nur wenig behalten wird; es schaut gar zu freundlich und angelegentlich den Beschauer an; hinter den Frauen ehrbare Bürger, welche stehend mit Andacht die Predigt hören.

Eines der merkwürdigsten Bilder aus jener Zeit aber ist unstreitig der **Weinberg des Herrn** von **Lucas Cranach**, dem Sohn, (1515—1586), ein 5 Fuß hohes und 5 Fuß 4 Zoll breites Gemälde auf Holz, das die Familie des **Paul Eber** zum Andenken an den 1569 verstorbenen Vater malen ließ,*) und das zur Erklärung folgende Unterschrift hat:

Wundern magst du dich, o Leser, mild,
Was das sei für ein seltsam Bild,
So stehen thut an dieser Statt
Und viel Gemeldes in sich hat.

---

*) Ein ganz ähnliches Bild mußte Cranach 1582 für die Kirche zu Salzwedel in der Altmark malen, und die Verschiedenheit besteht nur darin, daß die Papisten hier auf der Seite sind, welche auf dem Wittenberger Bilde von den Evangelischen eingenommen wird.

So wiß und merke fleißig drauf,
Was Deutung ha'n die zweene Hauf.
Der Berg die christlich Kirch bedeutt,
Darin sinds böſ' und fromme Leut.
Auf einer Seit Papisten sind,
Ein gottlos, bös und frech Gesind.
Die reißen Gottes Weinberg ein,
So er gebaut durchs Worte sein.
Den Brunn des Lebens sie auch fülln,
Durch ihre Werk Gotts Gnad zu hülln;
Verfinstern also Gottes Wort.
Das leuchtet klar an allem Ort.
Dargegen auf der andern Seit
Stehen viel tapfer gelahrte Leut
Mit ihren Instrumenten all,
So man im Weinberg haben soll.
Die räumen, schneiden, binden, haun,
Den Berg Gottes sie wieder baun.
Sie tilgen aus all falsche Lehr,
Thun treulich fördern Gottes Ehr.
Den Brunn des Lebens auch gar rein
Sie wieder thun aufräumen fein,
Und machen wieder offenbar
Gotts Gnad, so vor verfinstert war.
Die rechte Meinung, o frommer Christ,
Dieses kunstreichen Bildes ist.
Drum dank du Gott für seine Gnad,
Daß er sein Wort uns wieder geben hat.

Das Bild selbst stellt einen wohlumzäunten Weinberg dar. Links für den Beschauer am Eingang ist Christus zu sehen, mit seinen Jüngern, von denen jedoch nur Petrus und Johannes sichtbar sind, wie er den Papst als untreuen Weingärtner mit einem Geldstück ablohnt, und mit seinem stattlichen Gefolge von Bischöfen, Prälaten, Prioren und Priorinnen, Aebten und Aebtissinnen, Mönchen und Nonnen hinausgehen heißt. Weiter oben sieht man auf der einen Seite den Unfug der Papisten, auf der andern den Fleiß und die rüstige Thätigkeit der Evangelischen. Jene verschütten den Brunnen, der den Weinberg bewässern soll, mit Steinen; sie reißen die Weinstöcke aus, verbrennen das Gärtnergeräth. Mönche und Nonnen treiben Unfug, Einige schlafen, Andere balgen sich, noch Andere zechen, und statt des Gebetbuchs fällt dem einen Capuciner ein Spiel Karten aus der Capuze. — Auf der andern Seite steht Luther mit dem Rechen in der Hand, um den Boden zuzurichten und zu ebenen; Melanchthon hat aus der Tiefe des Brunnens den vollen Eimer heraufgewunden, und Johann Forster, der thätige Mitarbeiter an dem Werk

der Bibelübersetzung, gießt ihn auf das dürstende Erdreich aus. Paul Eber beschneidet die wilden Zweige eines Weinstocks; Justus Jonas lockert mit der Harke den Boden auf; Major bindet sorgsam die Reben an; Bugenhagen und Cruciger befestigen die schwankenden Reben an die Stützen; Crell trägt einen Eimer mit Trauben, und außerdem sind eine Menge andrer Arbeiter mit dem Auflesen der Steine, dem Auflockern des Bodens und andern Arbeiten beschäftigt. Außerhalb des eigentlichen Bildes, zur Rechten, ist die Familie Ebers zu sehen, Vater und Mutter knieen vorn; hinter ihnen ihre vier Söhne mit drei Mädchen und sechs Knaben.

Was die Heiligenbilder betrifft, so verstand es sich bei der entschiedenen Opposition des Protestantismus gegen die Heiligenverehrung der katholischen Kirche von selbst, daß sie weder im kirchlichen, noch im Privatgebrauch ihre Stelle behalten konnten. Sie wurden daher gleich anfangs abgeschafft, und man schmückte dafür lieber die Kirchen mit den Portraits treuer Lehrer und Seelsorger in dankbarer Erinnerung an ihre Verdienste.

Von besonderem Nutzen aber schien der mit dem Beginn des XV. Jahrh. und anfangs allerdings noch in ganz rohen Versuchen hervortretende Holzschnitt, der zuerst zu Spielkarten und Heiligenbildern gebraucht worden war. Schon um die Mitte dieses Jahrhunderts fangen die xylographischen Bilderbücher an, gewöhnlich Darstellungen aus der Apokalypse und dem Hohenliede, die sogenannte Armenbibel, den Heilsspiegel 2c. enthaltend, und bald schließen sich an sie die illustrirten Evangelienbücher und Katechismen an, deren Bilder durch die Ausbildung, welche die Holzschneidekunst inzwischen durch Michael Wohlgemuth (1434–1519), seinen großen Schüler Albrecht Dürer (1471—1528) und Lucas Cranach erlangt hatte, von ihrer Steifheit und Ungelenkigkeit immer mehr verloren.

XIII. Die kirchlichen Verhältnisse

des XVII. und XVIII. Jahrhunderts mit ihrem Einfluß auf die bildende Kunst.

Puritanismus, Roccocogeschmack, Rationalismus.

Wie viel Treffliches auch nach dem Zeitalter der Reformation auf dem Gebiet der Kunst von einzelnen hervorragenden Meistern geleistet worden ist, im Ganzen haben die Werke der beiden folgenden Jahrhunderte den Charakter einer gewissen Erschlaffung und eines von der religiösen Begeisterung und der kirchlichen Würde der früheren Zeit sich immer weiter entfernenden und dem Realismus einer rein praktischen Nützlichkeit sich zuwendenden Lebens.

In der Reformirten Kirche hatte man von Anfang an nicht nur gegen die Bilder, sondern gegen die Künste überhaupt protestirt, und die Strenge, mit welcher Calvin sie aus dem Gottesdienst verbannte, findet, wenn nicht ihre Rechtfertigung, so doch ihre befriedigende Erklärung darin, daß es Völker des leicht erregten und gern dem sinnlichen Eindruck sich hingebenden Südens waren, unter denen er als Reformator wirkte und zunächst Anhänger fand. Hier galt es, mit wahrhaft ängstlicher Sorgfalt Alles fern zu halten, was der Sinnlichkeit irgendwie Nahrung geben und die ausschließlich auf die Predigt des Wortes Gottes zu richtenden Gedanken zerstreuen konnte; und das Ueberspringen von dem einen Extrem zum andern ist zu sehr im Wesen der menschlichen Natur begründet, als daß man sich wundern könnte, wie die bisherige Verehrung der Bilder, sobald man einmal mit dem Papismus gebrochen hatte, in die bitterste Feindschaft gegen sie umschlagen konnte. Nur im directen Gegensatz zu dem Römischen Katholicismus glaubte man vor seinen Gefahren hinreichenden Schutz zu finden, und jemehr man dort das sinnliche (ästhetische) Element vorherrschen sah, desto mehr glaubte man sich einzig und allein in der Sphäre des Spiritualismus sicher.

Daß der Calvinistische Abscheu vor den Bildern auch von den Protestanten in England und Schottland getheilt wurde, hat seinen Grund einerseits in der Strenge, mit der man überhaupt an dem Calvinischen Lehrbegriff festhielt und dem durch die politischen Verhältnisse oft bis zur fanatischen Wuth gesteigerten Haß gegen die Papisten, andererseits in der durch den Nationalcharakter bedingten Gleichgültigkeit gegen die Werke der Kunst, sofern sie außer dem Kunstinteresse noch ein anderes in Anspruch nahmen.

Die Puritaner zerstörten die Bilder aus den katholischen Zeiten um so lieber, weil sie ihren Verlust am leichtesten verschmerzten, da sie auch als bloße Bilder ihnen nicht sonderlich ans Herz gewachsen waren. Denn selbst wenn ihnen die Ausschmückung der Kirchen mit Gemälden nicht die mindeste religiöse Bedenklichkeit gemacht hätte, würden sie doch kaum ein inneres Bedürfniß danach gefühlt haben. Eben dieselbe Abneigung und Gleichgültigkeit gegen die Werke der Kunst, sofern sie kirchlichen Zwecken dienen will, sprach sich auch in der bischöflichen Kirche früh genug sehr deutlich aus. Auch hier ist bekanntlich, der Calvinischen Zählung gemäß, das Bilderverbot ausdrücklich als das zweite Gebot im Dekalog hervor gehoben, und jeden Sonntag hat die Gemeine hier, wie bei den übrigen Geboten, zu respondiren: „Herr, erbarme dich über uns, und mache unsere Herzen geneigt, dies Gebot zu halten." — Daher sind auch die Kirchen, mögen sie im Uebrigen noch so geschmackvoll ausgestattet sein, doch in Beziehung auf Bilderschmuck den andern reformirten durchaus ähnlich, und ein paar Tafeln, von denen die eine den Dekalog, die andere das Glaubensbekenntniß enthält, sind das Einzige was hier hat Platz finden dürfen. — Noch größere Einfachheit herrscht in den Meetings der Quäker, Methodisten und Baptisten, die selbst in den bescheidenen Zierrathen, welche die Episkopalkirche noch gestattete, nur das sündliche Prunkwesen Belials sahen.

Natürlich konnten solche Ansichten nicht ohne rückwirkenden Einfluß auf die Kunst und die Künstler bleiben. Immer wird, wie die Religion selbst das Höchste und Erhabenste ist, wozu der menschliche Geist sich erheben kann, so auch die Kunst nur auf religiösem Gebiet das Höchste und Erhabenste leisten, verscheucht von demselben aber nie jene großartigen Werke hervorzubringen im Stande sein, deren höchster Werth eben darin besteht, daß sie der Ausdruck der reinsten und schönsten Gefühle sind, die den Künstler in den Stunden religiöser Weihe erfüllten. Die Englischen Maler hatten weder eine äußere Veranlassung, noch auch in Folge ihrer von Jugend auf erhaltenen Erziehung eine innere Aufforderung, für ihre religiösen Gefühle einen entsprechenden künstlerischen Ausdruck zu suchen. Das religiöse Gefühl drängte sie wohl, in die Kirche zu kommen, diesen oder jenen Prediger zu hören, die Bibel zu lesen,

oder ein anderes Andachtsbuch, nicht aber, den Pinsel in die Hand zu nehmen. Der glaubenseifrige, fromme Christ in der Kirche und der Maler in seinem Atelier waren zwei ganz verschiedene Personen. Jenen durften keine Gedanken an die Arbeiten des Künstlers in der Andacht, diesen keine frommen Betrachtungen des Kirchgängers in der Arbeit stören. Dazu kam außerdem noch der für den Künstler maßgebende Geschmack des Publicums. Was man auch von ihm verlangte, ein Portrait oder eine Landschaft, ein Schlachtgemälde oder einen Triumphzug, ein Jagdstück oder eine Blumenvase, — immer war es nur ein Kunstwerk, das man für sein Kabinet haben wollte, und bei dem man wohl die künstlerische Auffassung, die geschickte Ausführung im Einzelnen und die wohlgelungene Copie der Natur bewunderte; aber sonst auch weiter nichts. Selbst die Werke der älteren Italienischen Meister, die da gebetet hatten, was sie malten, und deren Bilder nur der künstlerische Ausdruck für die Gefühle religiöser Erhebung und glühender Andacht gewesen waren, wie es bei Andern Worte sind, galten, als die Passion für Gemälde guter Ton geworden, immer nur als Kunstwerke, ja selbst als solche oft nur um des hohen Preises willen, den man für sie gezahlt hatte.

Auch die in den Niederlanden mit besonderer Vorliebe betriebene, und von daher überhaupt erst allgemeiner in Aufnahme gekommene Kabinetmalerei mit ihren Genrebildern, Landschaften, Seestücken, Thierstücken, Stillleben und Blumen beruht wesentlich auf der, durch die Grundsätze der Reformirten dogmatisch bedingten, allerdings aber auch, wie man hinzufügen muß, durch den Charakter jener Zeit überhaupt herbeigeführten Trennung der Kunst von dem religiösen und kirchlichen Leben. Zwar hatte man schon weit früher in der Flandrischen Schule, im Gegensatz zu den stereotypen Formen der altkirchlichen Malerei, einen gewissen Naturalismus geltend gemacht. Aber bei den kirchlichen Bildern war immer durch den Stoff und den Zweck der Darstellung zugleich eine höhere Würde bedingt. Wie man nicht in Knittelversen, selbst nicht in dem sonst gewohnten Vulgärdialekt betet, so wird auch der Maler zur Darstellung religiöser Gegenstände nicht leicht Formen wählen, die dem niedrigsten Alltagsleben angehören, und selbst das werthloseste Kirchenbild des schlechtesten Malers wird im Vergleich mit seinen übrigen Bildern immer einen gewissen sonntäglichen Anstrich haben. Wo nun für den Künstler der Sonntag mit seiner festtäglichen Stimmung gerade der Tag ist, an dem alle Arbeit ruht, da müssen die Bilder natürlich vorherrschend den Charakter des Werkeltaglebens haben, und es ist keinesweges bloß eine sonderbare Eigenthümlichkeit der Niederländischen Maler, daß sie sich fast der Mehrzahl nach in der Darstellung des Bauerlebens gefielen. Hatte man sich vorzugsweise dem Naturleben zugewendet, und die Aufgabe gestellt, dieses so treu als möglich zu copiren, so ließ sich freilich

alles mögliche malen, das Pferd im Stall, die Kuh auf der Weide, das Federvieh auf dem Küchentisch, der Braten auf der Tafel und die Raupe an dem abgenagten Blatt. Besonders aber mußte man sich zu solchen Scenen hingezogen fühlen, in denen sich die derbe Natürlichkeit am freisten und am wenigsten durch die Gesetze der Convenienz gebunden aussprach.

Unleugbar hat die Malerei als Kunst den Niederländischen Meistern viel, sehr viel zu verdanken, und wie sie den kräftigen Peter Paul Rubens (1577—1640), den Gründer der Schule von Brabant, der sich bei aller Natürlichkeit doch stets auf einer lichten Höhe über der Trivialität erhalten weiß, den ihm verwandten Anton van Dyck (1599 bis 1641) und den geheimnißvoll dunklen Paul Rembrandt (1606—1674) mit Stolz zu ihren größten Meistern rechnet, so wird sie neben ihnen auch die Repräsentanten jener Richtung, David Teniers (1610—1690), Adrian van Ostade (1610—1685) und seinen Bruder Isaak stets mit hoher Achtung nennen. Denn gerade die buchstäblich treue Copie der mannigfaltigen Formen des Natur- und Alltagslebens erforderte eine Feinheit der Beobachtung und eine Meisterschaft in der Darstellung, durch welche die Kunst außerordentlich gefördert werden mußte.

Nur führte eben diese Richtung zugleich den Nachtheil herbei, daß der Maler mit all seinen Leistungen mehr und mehr von der Liebhaberei einzelner Großen abhängig wurde, und seine Bilder, die in den Kirchen aufgestellt, Allen zugänglich gewesen wären und für Alle ein Bildungs- und Veredelungsmittel hätten werden können, nunmehr in Privatkabinetten verschwanden.

War man hier durch die Polemik gegen die Kirchenbilder in der Malerei bis zu dem schmutzigen Treiben in Dorfschenken und Wachtstuben gekommen, so verlor man sich in Frankreich aus Mangel an religiösem und kirchlichem Sinn auf ein ganz entgegengesetztes Gebiet.

In den Ländern des Südens war dem Trieb des Reformationszeitalters nach Selbstständigkeit und individueller Geltung durch das Freiwerden der Kunst genügt worden. Damit war man zufrieden, und je bereitwilliger die Kirche die reformatorischen Werke der Maler auf- und annahm, desto williger zeigten sich wiederum diese, nach besten Kräften und mit allen ihren Mitteln ihr zu dienen. Die Malerei hatte, wenn gleich der Charakter einer gewissen Gereizheit und eines gespreizten Wesens, den der Katholicismus durch die Jesuiten erhielt, auch hier allmälig mehr und mehr hervortritt, namentlich in den ersten Zeiten nach jener großen Glanzperiode so manche Meister, die sie stets als würdige Nachfolger jener hohen Muster und Vorbilder nennen wird. Es genügt hier, an Tintoretto (1512—1594) und Paolo Veronese (1528—1588) zu erinnern, an welche sich im XVII. Jahrhundert die Eklektiker und die Naturalisten anschlossen, von denen die ersteren, im Gegensatz zu der

manieristischen Nachahmung der großen Meister des XVI. Jahrh., die besonderen Vorzüge der Einzelnen mit deutlichem Bewußtsein aufzufassen und zu einem Ganzen zu vereinigen suchten, während die letzteren, in einer einseitig naturalistischen Richtung befangen, nur dem individuellen Gefühl folgten. Unter jenen ist besonders Lodovico Caracci (1555 bis 1619) zu Bologna mit seiner Schule, zu welcher auch Domenichino (1581—1641) und der liebliche Guido Reni (1575—1642) gehört, unter diesen Caravaggio (1569—1609), Spagnoletto (1590 bis 1656) und sein Schüler Salvator Rosa (1615—1673) zu nennen. Alle übrigens, auch die Naturalisten, mit Ausnahme des Salvator Rosa, der sich mit entschiedener Vorliebe der Landschafts- und Genremalerei, namentlich der Darstellung von Räuberscenen zuwandte, gehören mit ihrer Thätigkeit vorzugsweise dem kirchlichen Gebiet an.

Mehr noch gilt dies von den Spanischen Malern. Die älteren spanischen Bilder sollen lebhaft an Albrecht Dürer erinnern, was sich sehr einfach dadurch erklärt, daß hier, wie dort, der alterthümlich kirchliche Typus mit all seinem feierlichen Ernst und seiner Strenge vorherrscht. Etwas gemildert durch italienischen Einfluß erscheint dieser mittelalterlich-kirchliche Ernst bei Luis de Morales, mit dem Beinamen „el Divino“ (1509—1590), und mehr noch in der Schule von Sevilla, welche all ihre schwärmerische Andachtsgluth in kühner Verbindung mit einer wahrhaft üppigen und trunkenen Sinnlichkeit in **Murillo** (1618—1682) vereint, in welchem das Streben der spanischen Kunst überhaupt seinen Culminationspunkt erreicht.

Auch in Frankreich hatte die Katholische Kirche durch die Reformation äußerlich nur wenig verloren. Alles war ziemlich geblieben, wie vorher. Aber desto weniger war man innerlich mehr, was man äußerlich noch scheinen wollte. Wie den Protestanten in Deutschland, so war auch den französischen Katholiken, wenigstens den Großen und Vornehmen, jene kindlich gläubige Zuversicht, mit der man sich im Mittelalter an die Heiligen gewendet hatte, mehr und mehr fremd geworden. Nur fühlte oder dachte man hier bloß im Stillen bei sich selbst, was man dort laut in die Welt hinausrief. Aus den Kirchen ließen sich nun die Heiligenbilder nicht so leicht wegnehmen. Für die Verhältnisse und Bedürfnisse des gewöhnlichen socialen Lebens aber sah man gar keinen Grund, weshalb man jene mittelalterliche Vorliebe für sie noch ferner heucheln, und sich nicht lieber ganz ungenirt dem neuerwachten Eifer und der enthusiastischen Schwärmerei für das klassische Alterthum überlassen sollte. Schon längst hatte man für die Kirche zur Darstellung der Cardinaltugenden, der Capitalsünden und anderer abstrakter Begriffe der christlichen Ethik allegorische Gestalten aus der Mythologie entlehnt, und die Reize des klassischen Alterthums konnten ihre Wirkung um so

weniger verfehlen, da sie hier durch den Reiz der Neuheit erhöht wurden. Der Beifall, den die ersten Versuche fanden, war auch wirklich so groß, daß man bald anfing, Alles um sich her, und sich selbst ins Allegorische zu übersetzen. Und wie viel Witz, wie viele Artigkeiten ließen sich dabei anbringen! Wenn der Fürst mit Jupiter verglichen oder in der Gestalt desselben dargestellt wurde, so war dies zwar nach christlichen Begriffen nur ein leeres Phantom; aber es erinnerte doch sehr schmeichelhaft an die höchste Götterwürde. Wenn der Liebende der Geliebten klagte, daß Cupido's Pfeil ihn tief im Herzen verwundet habe, so konnten sich zwar beide damit trösten, daß sie als gute Christen an dergleichen Calamitäten eigentlich nicht glaubten; immer aber mußte solch Unglück einen Stein, geschweige denn ein fühlendes Herz erbarmen, und wenn alt ehrwürdige Gouvernanten auf die Frage, wie sie geschlafen, antworteten: „Bien reposé dans les bras de Morphée," so konnte kein Mensch etwas Arges denken, und doch klang es viel süßer und schöner, als ein einfaches und trocknes Bien.

Je sicherer und fester man sich im Christenthum glaubte, desto sorgloser fabelte man sich in die griechische und römische Mythenwelt hinein. War doch alles eigentlich nur Spaß. — Aber der Spaß hatte auch seine ernsteren Folgen. Das ewige Spielen mit der Mythologie und den Allegorien brachte es nach und nach dahin, daß in den vornehmeren Kreisen Keiner mehr erschien, wie er wirklich war, sondern immer in einer Rolle. Der Empfangsaal wie das Wohnzimmer wurde zur Bühne, und ein hohles, gespreiztes Theaterwesen mit all seinen leeren Tiraden und falschen Goldflittern nahm mehr und mehr überhand. Die ernsteren Lebensverhältnisse lösten sich in allegorische Festspiele auf, und es kam bald die Zeit, wo Unschuld und Keuschheit nur noch allegorisch vorhanden war, in den vielbeliebten und süßen Schäferspielen einer patriarchalischen Unschuldswelt, in die man sich um so lieber hineinträumte, je weiter man im wirklichen Leben davon entfernt war. Am wunderlichsten war dabei die Art und Weise, wie man die altklassischen Göttergestalten für seine allegorisch-theatralischen Zwecke brauchte. Von einem tieferen Eingehen in das Studium des Alterthums und seiner Mythologie und einer gründlicheren Aneignung der alterthümlichen Anschauungsweise konnte und sollte nicht die Rede sein. Alles war ja, wie gesagt, bloßer Spaß, und die mit ihrem Costüm, wie mit ihren Reden und Gebehrden an die Olympischen Götter erinnernden Herren und Damen waren, wie sie sich wiederholentlich versicherten, immer eigentlich gut katholische Christen, die regelmäßig die Messe besuchten, und glaubten und thaten, was der Beichtvater verlangte. Auch kam es ihnen weit weniger darauf an, eine Venus darzustellen, wie die Alten sie sich wirklich gedacht hatten, als vielmehr darauf, dieser oder jener gefeierten Schönheit des Tages das

Compliment zu machen, daß jene, wofern sie nur einigen Geschmack hatten, sich die Göttin der Schönheit gar nicht anders hätten denken können. Nur glaubte der des mittelalterlichen Verkehrs mit den Heiligen überdrüssig gewordene und auf dem Gebiet der Mythologie seine Entschädigung und Befriedigung suchende Zeitgeschmack den gewaltigen Rückschritt in eine uralte Vergangenheit wenigstens dadurch wieder gut machen zu müssen, daß er den alten Göttern all die Grazie und Zierlichkeit zueignete, welche die Hofetikette forderte, mit einem Wort, sie französirte.

Es war dies das Zeitalter des Roccocogeschmacks, und was er seinem innersten Wesen nach zu bedeuten hat, sagt uns hinlänglich der auf dem Gebiet der Theologie ziemlich gleichzeitig hervortretende und nahe verwandte Naturalismus. Denn dieser sprach eigentlich nur in klaren und runden Worten aus, was das Liebäugeln mit jenem wunderlich modernen Alterthum sagen wollte; und wie pünktlich man auch noch lange Zeit in Kirche und Haus die mittelalterlich-katholischen Formen der christlichen Frömmigkeit beibehielt, so gewiß ist es doch, daß der deistische Naturalismus in dem religiösen Bewußtsein der Vornehmeren lange vorher Platz gegriffen hatte, ehe die Schriften des Herbert v. Cherbury († 1648), der als „Vater der Deisten" genannt wird, allgemeiner bekannt wurden.

Die überkommenen Formen und Formeln wurden in der katholischen wie in der protestantischen Kirche für die sogenannten Gebildeten immer mehr zu bloßen Formen und Formeln, und was man vom Christenthum aus wahrer innerer Ueberzeugung noch gelten ließ, war neben der Gott- Tugend- und Unsterblichkeits-Trinität nur noch die Moral, die sich denn auch nicht nur in den Predigten und Andachtsbüchern, sondern auch in den Komödien und der Unterhaltungsliteratur jener Zeiten so breit, wie möglich, machte. — Daß sie auch in der Malerei ihren Repräsentanten hatte, beweisen die Werke des William Hogarth (1698—1764), der ganz in derselben moralisch-humoristischen Weise malte, wie seine Zeitgenossen und Freunde Swift, Fielding, Sterne, Smollet und Johnson schrieben. „Der Weg der Buhlerin" (sechs Blätter), „der Weg des Lüderlichen" (acht Blätter), „Fleiß und Faulheit" (zwölf Blätter), „die Biergasse", „das Branntweingäßchen", „die vier Stationen der Grausamkeit" ꝛc. haben alle, trotz des genialen Muthwillen und der satirischen Laune, eine ernste moralische Tendenz, und bei den Blättern von dem fleißigen und faulen Lehrling hatte es der Künstler von Anfang an auf die unteren Stände, Fabrikanten und Handwerksleute abgesehen. — Neben diesem moralischen Zweck tritt aber auch der bei den starren Formen der Orthodoxie und des kirchlichen Lebens um so ungebundener sich geltend machende Spott unverkennbar hervor. Das innerlich todte, mechanische Formenwesen der aristokratischen Staatskirche

ist vielleicht nirgends so treffend geschildert, wie auf seinen Bildern, und ebenso treten uns die Vorurtheile, mit denen der damals zuerst bekannt werdende Methodismus im Volk zu kämpfen hatte, auf dem Bild „Leichtgläubigkeit, Aberglaube und Fanatismus", das den Gottesdienst einer Methodistengemeine darstellt, so lebendig und klar entgegen, daß wir uns mitten in jene Zeit versetzt glauben. — Man hat gewöhnlich bloß einen frivolen Spaß darin gefunden, daß auf dem Bild, welches die Trauung des Lüderlichen darstellt, die Glaubensbekenntnißtafel nur die Anfangsworte: J believe (ich glaube) enthält, alles Uebrige verwittert und unsichtbar geworden ist. Aber gerade in solchen Zügen sprach sich eigentlich nur der Charakter jener Zeit aus. Wo der Kirchendienst von solchen Personen verwaltet wird, wie der hier dargestellte Pastor und Küster — Lichtenberg nennt sie treffend „zwei Liturgie-Uhren, die auf Trauung gestellt sind" — da kann bei der Gemeine, sofern es nicht auf bloße Worte und Formeln, sondern auf die innerste Ueberzeugung ankommt, von dem christlichen Glaubensbekenntniß nicht viel mehr übrig sein.

Der in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts lauter und entschiedener auftretende Rationalismus sprach demnach nur in bestimmterer Form und freimüthiger aus, was man, trotz alles äußeren Scheines von strenger Kirchlichkeit im Innern längst meinte und dachte, und auch hier war es wiederum Deutschland, wo diese Phase der religiösen Entwickelung sich am ehrlichsten kund gab. In den Lutherischen Kirchen hatte man von den katholischen Zeiten her noch eine Menge Bilder und Bildwerke, und je unduldsamer die Reformirten in dieser Hinsicht waren, desto mehr hielten, bei der feindseligen Stimmung beider Confessionen gegen einander, die Lutheraner darauf, daß nichts davon wegkommen durfte Ja sie waren, um ihre Abneigung gegen die Calvinisten auch hierin an den Tag zu legen, angelegentlich darauf bedacht, ihre Kirchen mit einem möglichst bunten, natürlich aber immer lehrhaft biblischen Bilderschmuck auszustatten. Kaum ein Fleckchen an den ringsumlaufenden Seitenchören ließen sie unbemalt.

Das aber sah der Rationalismus, je deutlicher er sich im Lauf der Zeit dessen bewußt wurde, was er eigentlich wollte, mit desto mißfälligeren Augen an. Auch hier schien es ihm Pflicht, Aufklärung zu verbreiten, und für diesmal war es der Maurergesell mit dem dicken Anstreichpinsel, den er zu seinem Werk brauchte, und so lagerte sich denn eine weiße Kalktünche mit höchst unparteiischer Gleichmäßigkeit über gute und schlechte Bilder, die erst jetzt wieder, nachdem jene winterliche Schneedecke mürbe geworden ist, hier und da schüchtern hervorblicken.

Daß die kirchliche Malerei unter solchen Verhältnissen keine sonderlichen Fortschritte machen konnte, verstand sich von selbst, und protestan-

tischen Maler, die in ihrer religiösen und künstlerischen Begeisterung etwas Erhabneres und Edleres malen wollten, als Männer- und Frauengesichter, Pferde und Hunde, Bäume und Blumen, Schüsseln und Teller, war es wohl zu verzeihen, wenn sie auf den Gedanken kamen, daß sie zur katholischen Kirche übertreten müßten, wenn sie sich vor dem Tode der Erstarrung retten wollten. Auf das Irrthümliche dieses katholisirenden Mysticismus ist bereits oben in der Einleitung hingewiesen worden. Gleichwohl wird man nie verkennen dürfen, daß er aus einem sehr anerkennenswerthen Streben nach Wahrheit und innerer Uebereinstimmung mit sich selbst hervorging. Jemehr sich die Künstler des Zwiespaltes zwischen ihren religiösen Ansichten und ihren künstlerischen Bestrebungen bewußt wurden, desto klarer mußte ihnen werden, daß ihre Bilder, um den Charakter innerer Wahrheit zu haben, auch wirklich der Ausdruck ihrer eigenen, inneren Gefühle sein müßten, andernfalls immer nur handwerksmäßige Arbeiten, keine wahrhaft künstlerische Leistungen sein würden. Man hat es theils beklagt, theils darüber gespottet, daß auch hier wiederum nur deutsche Protestanten es waren, die sich auf jenen Irrweg der Mystik verloren, während selbst die der Religion sonst eifrig ergebenen Italiener solche Kunstansichten nur lächerlich gefunden und bei der Künstlerschaft die Religion ganz aus dem Spiele gelassen hätten. Wer indeß nur etwas tiefer blicken will, erkennt leicht, daß es gerade die deutsche Treue und die protestantische Ehrlichkeit war, die ihnen den Widerspruch zwischen der Glaubenslosigkeit, die man damals bei jedem Gebildeten voraussetzte, und der Glaubensinnigkeit, die, wie sie innerlich fühlten, den wahren Künstler mache, unerträglich werden ließ.

XIV. Die neuere Zeit
mit ihren theologischen und künstlerischen Bestrebungen.

Wie reich auch unsere Zeit an Hülfsmitteln aller Art ist, um die bedeutenderen Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Kunst möglichst schnell zur allgemeineren Kunde zu bringen, und wie sehr sich jeder Gebildete, schon um den Ansprüchen zu genügen, die man heutzutage an ihn macht, genöthigt sieht, von allem, was irgendwie allgemeineres Interesse erregt, Notiz zu nehmen, so wenig läßt sich doch bis jetzt über die Bestrebungen der Gegenwart ein bestimmtes Urtheil gewinnen und aus der Mannigfaltigkeit der verschiedenen einzelnen Richtungen jene Harmonie eines wohlgeordneten Ganzen herausfinden, welche sich einer späteren Generation, wenn sie auf unsre Zeit zurückschaut, vielleicht schon auf den ersten Blick darstellen wird. So viel jedoch ist gewiß: ernstlicher und angelegentlicher ward wohl kaum zu irgend einer anderen Zeit nach Wahrheit gerungen, als jetzt, und der im Reformationszeitalter erwachte, später aber wieder eingeschlummerte Trieb nach Selbstständigkeit und einem auf eigene Anschauung und Prüfung sich gründenden Urtheil macht mehr als je und immer allgemeiner sich geltend.

Obgleich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts viel von den Bedürfnissen einer weiter vorgeschrittenen Zeit und von den Rechten der gesunden Vernunft die Rede gewesen war, — an eine eigentlich wissenschaftliche Prüfung der vielfach angefochtenen Kirchenlehre hatte fast Niemand gedacht, und der sogenannte gesunde Menschenverstand es kaum der Mühe werth gefunden, sich irgendwie darüber zu legitimiren, wenn er mit dem Censorstift zu Gericht saß, und seine Antipathie gegen die symbolischen Bücher sich wie ein rother Faden durch die ganze kirchliche Dogmatik hindurchzog. Man wunderte sich daher nicht wenig, daß Kant überhaupt erst fragte: Wie viel kann denn eigentlich die gesunde Vernunft an und für sich von Gott und göttlichen Dingen wissen? und noch größer war das Staunen, als man in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ die Antwort darauf vernahm. Man hätte

sie gern ignorirt. Aber das ging nicht mehr, und je weniger man hoffen durfte, daß die reine Vernunft in einer zweiten Beichte ein anderes minder rücksichtsloses Bekenntniß ablegen werde, desto angelegentlicher dachte man daran, ihrem Bekenntniß eine historische Grundlage zu geben. Denn war auf der einen Seite nur das, was sie im Kantischen Beichtstuhl bekannt hatte, die wirkliche Wahrheit, und war man auf der andern von früher her immer noch gewohnt, die Bibel als das Buch der Wahrheit anzuerkennen, so mußten jene Aussagen natürlich auch in ihr schon enthalten sein, und zeigten sich hier oder da Widersprüche zwischen beiden, so war dies eben der Ort, wo die exegetische Kunst ihre Meisterschaft zeigen konnte, indem sie friedliche Harmonie und Eintracht da herzustellen suchte, wo der unbefangene Blick nur schroffe Gegensätze sah. Es ist bekannt, wie viel sich die N. T. lichen Schriftsteller dabei gefallen lassen mußten, und vielleicht sind sie bei Lebzeiten in ihren Märtyrerleiden kaum so arg gemißhandelt worden, als nachträglich in ihren Schriften. Erst Röhr und Wegscheider erbarmten sich ihrer wieder. Sie wurden nun nicht mehr mit Gewalt gezwungen, so zu reden, wie man es haben wollte; man ließ sie vielmehr reden, wie sie wollten, nahm aber dieselbe Freiheit, die man ihnen zugestand, auch für sich in Anspruch. Wie konnten sie auch vor achtzehnhundert Jahren wissen, welche Fortschritte inzwischen die wissenschaftliche Bildung machen würde, und wie die Vorstellungen der damaligen Zeit maßgebend sein für alle Jahrhunderte?

Es braucht hier nicht erst daran erinnert zu werden, daß diese Resultate der philosophischen Kritik, welche in consequenter Entwickelung endlich dahin kommen mußte, die persönliche Erscheinung Jesu Christi, inwiefern sich die Idee des ganzen Christenthums in ihr concentrirt, zum Mythus zu verflüchtigen, in ihrer roheren Form gerade in unsern Tagen vorzugsweise Eigenthum des Volkes geworden sind, und wenn es in Sachen des Glaubens überhaupt als ein Vorzug anzusehen ist, mit klarer Einsicht und nach selbstständiger Prüfung sich für das Eine oder das Andere entscheiden zu können, so hat unsere Zeit ihn vielleicht mehr, als jede frühere. Noch vor mehreren Decennien waren die Resultate, welche die rationalistische Kritik aus dem Schacht ihres Wissens zu Tage förderte, kostbare Kleinodien, die den Jüngern der Wissenschaft nur unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit gezeigt und anvertraut wurden. Heutzutage weiß alle Welt darum. Der vormalige Autoritätsglaube hat einerseits eine bewußte Verwerfung, andrerseits aber auch eine bewußte Anerkennung des biblischen Christenthums herbeigeführt, und sollte die todte Mundorthodoxie einem wahrhaft lebendigen Christenglauben weichen, so war dies allerdings nur dadurch möglich, daß man aus dem Schlummer

der Indifferenz zu einem selbstbewußten Geistesleben erwachte und die beiden großen Gegensätze aus eigener Anschauung kennen lernte.

Ganz ähnliche Erscheinungen, wie hier, stellen sich uns auf dem Gebiet der Kunst dar. Wie man auf den Kanzeln den Gemeinen einen durch und durch rationalistischen Inhalt in einer kirchlich-orthodoxen Hülle darzubieten gewohnt war, so hatte man in der Kunst für die Erscheinungen eines ganz modernen Lebens die antiken Formen gebraucht, und dort, wie hier, mußte das Ganze daher den Charakter des inneren Widerspruchs und der Unwahrheit haben. Ein preußischer General im Kostüm eines trojanischen Helden oder römischen Feldherrn konnte füglich keinen andern Eindruck machen, als eine rationalistische Predigt in der Sprache der kirchlichen Orthodoxie; und was auf der einen Seite Kant that, um der Confusion ein Ende zu machen, das thaten auf der andern Johann Winkelmann (1717—1768) und Christian Gottlob Heyne (1729—1812), der letztere durch sein erfolgreiches Streben, die Anschauungsweise des klassischen Alterthums, wie sie wirklich gewesen, nicht wie ein alberner Enthusiasmus, der die olympischen Götter nur zum Spielen haben wollte, sie sich träumte, zur allgemeineren Kenntniß zu bringen, der erstere durch sein tiefer eindringendes Studium der Antike, was eine Rückkehr von dem Schnörkelwesen der früheren Zeit zu der Reinheit der klassischen Formen zur wohlthätigen Folge hatte. Neben C. Schinkel (1781—1841), dessen Bauwerke zuerst wieder eine klare Einsicht in die Formenbildung des klassischen Alterthums erkennen lassen, treten uns in dem Italiener A. Canova (1757—1822), in Dannecker (geb zu Stuttgart 1758), J. G. Schadow (geb. 1764) und dem Dänen B. Thorwaldsen (geb. 1770) Meister entgegen, deren Sculpturarbeiten ebenso sehr von einem tiefen und gründlichen Studium der antiken Meisterwerke zeugen, als sie, fern von aller sclavischen Nachahmung, die edelste künstlerische Freiheit offenbaren, welche jene Formen vollständig zu bemeistern und zum Ausdruck des eigensten, innersten Geisteslebens zu benutzen weiß. Minder großartig, aber dafür auf das individuelle Leben des Einzelnen mit desto größerer Treue und Sorgfalt eingehend zeigt sich Chr. Rauch in seinen Werken, während die Arbeiten des Franzosen David und seiner Schule sich zu einer mehr genrehaften Auffassung und Behandlung hinneigen.

Wie man in der Architektur und Sculptur mit Vorliebe sich den Formen des klassischen Alterthums zuwandte, so konnte man auch in der Malerei den Blick nur sehnsüchtig in die Vergangenheit zurückwenden, in eine Zeit, welche das christliche Gefühl mit all seiner Tiefe und Glaubensinnigkeit am treusten abspiegelte. Während daher die Düsseldorfer Schule, gelangweilt durch die pedantische Klassicität des antikisirenden Styls, wie er sich bei den Franzosen, vornehmlich in der Schule

des glänzenden, aber von einer gewissen theatralischen Affectation nicht ganz freien J. L. David kund giebt, einem muntern, lebensfrohen Kinde gleich, sich in das bunte frische Leben der Wirklichkeit wagte, um mit den Fröhlichen lustig und mit den Traurigen traurig zu sein, hier zu spielen und zu scherzen, dort eine Thräne des Mitgefühls zu weinen, suchte die Münchener Schule, gleichsam die ältere, ernstere Schwester ein ernsteres Ziel. Sie ließ dem harmlosen Naturkinde seine schnell wechselnden Spiele und die schnell trocknenden Thränen, und schaute dafür in frommer, schwärmerischer Andacht an den gigantischen Pfeilern des dunkeln gothischen Domes empor, wo sie sich heimathlich wohl fühlte und zurückträumte in jene Zeit, welche solche Riesendenkmäler der christlichen Frömmigkeit entstehen ließ.

Einen sehr erfreulichen Mittelweg endlich zwischen der einseitigen und ceremoniösen Klassicität der David'schen Schule und der muntern Lebendigkeit der Genremalerei wußten in Frankreich Horace Vernet und P. Delaroche zu finden, denen der unermüdlich fleißige Schopin und Güé nicht unwürdig zur Seite stehen. Fast alle ihre Bilder zeugen von der großen Gewandtheit, mit der sie die Würde der Historienmalerei und die individualisirende Lebendigkeit des Genre zu vereinen wissen. Nicht minder gilt dies von dem genialen Lessing, von Bendemann und andern deutschen Künstlern, deren Namen und Werke zu bekannt sind, als daß sie hier erst angeführt zu werden brauchten.

Je erfreulicher aber in neuerer und neuester Zeit die Leistungen der Kunst sind, desto schwerer läßt sich die Frage unterdrücken, warum nicht auch sie mit ihren reichen und schönen Mitteln Theil nehmen soll an der Förderung einer wahrhaft christlichen Bildung, für welche auf dem Gebiet der Wissenschaft und des praktischen Lebens jetzt so Vieles gethan und so rüstig gestritten wird. Die ehemalige Puritaner-Polemik gegen die Bilder in der Kirche ist großentheils verstummt, und sollte sie aufs neue ihre Stimme erheben, wer wird sie hören wollen, oder welche Gründe könnte sie geltend machen, um sich die allgemeine Zustimmung zu erzwingen? Für jene didaktischen Zwecke allerdings, zu deren Erreichung man im Mittelalter auf den Gebrauch der Bilder angewiesen war, haben wir jetzt andere, zureichendere Mittel. Der Laie braucht nicht mehr die biblischen Geschichten an den Wänden gemalt zu sehen: er kann sie selbst in der Bibel lesen. Aber wer mag das Entbehrliche darum auch verwerflich nennen? Die Heiligenbilder sind, wie es heißt, von jeher Beförderungsmittel eines bedenklichen Aberglaubens gewesen. Aber ist dieser auch da noch zu fürchten, wo eine, alle Kreise des Volkes durchdringende, höhere Geistesbildung ihm kräftig entgegenwirkt, und die Bilder nichts anders, als ein würdiger Schmuck der Kirchen sein sollen, wie sich schon längst eine Zierde der Privatwohnungen sind? Täuschen wir uns nur nicht

mit Redensarten, denen wir selbst innerlich keinen Glauben beimessen! Eine gegründete Furcht vor erneuertem Mißbrauch hat im Reformationszeitalter die Bilder aus den Kirchen entfernt; der geheime Widerwille gegen die stummen Zeugen aus einer glaubenskräftigeren Zeit hat die noch übrig gebliebenen ausgestrichen; der unkirchliche Sinn sich die leeren, kahlen Wände ganz ruhig gefallen lassen, und der Egoismus, der sich daheim gern alles so elegant wie möglich einrichtet, hält es nicht für nothwendig, zur Ausstattung der Kirche etwas herzugeben, da er in ihr ja doch höchstens wöchentlich eine oder ein paar Stunden zubringt. Erklärt er aber die Bilder um des zu befürchtenden Aberglaubens willen gar für bedenklich, so erinnert dies lebhaft an jene Leute, die keinem Menschen etwas geben wollen, aus Furcht, sie könnten leicht einmal einem Unwürdigen helfen.

In neuerer Zeit ist mit dem neuerwachten christlichen Leben auch ein kirchlicherer Sinn rege geworden, und was die katholische Kirche betrifft, so geschieht namentlich in Frankreich nnd Bayern auch äußerlich viel für sie. Wird die protestantische hierin zurückbleiben? Auch ihr kann es, wenn sie von den mittelalterlichen Heiligenlegenden keinen Gebrauch machen will, nicht an Stoff zu Bildern fehlen. Die ganze Geschichte der christlichen Religion, ein unerschöpflich reiches Gebiet, gehört ihr so gut, wie der katholischen Kirche; denn auch sie beginnt mit der ersten Verkündigung des Christenthums, nicht erst mit der Reformation, obwohl auch deren Geschichte ihr einen noch wenig benutzten Stoff darbeut; und wenn Bilder, wie „Jeremias unter den Trümmern von Jerusalem“, „die Hußitenpredigt“, die beiden Bilder Gué's „le dernier soupir de Jesus Christ“ und „die Auferweckung der Todten“ (le jugement dernier) und A. auf Jeden, der irgend Sinn dafür hat, einen tiefen Eindruck machen, sollten sie ihn weniger machen, wenn sie oder andere Bilder, welche diesen oder jenen Hauptmoment in der Geschichte des Christenthums veranschaulichen, in einer protestantischen Kirche ihren Platz fänden? Es ist möglich, daß sie die Gedanken von der Predigt abziehen und zerstreut machen. Aber noch viel möglicher ist es, daß der, welcher nicht mit Aufmerksamkeit zuhören will, sich durch die geringste Kleinigkeit zerstreut machen lassen kann, und daß die Abwesenheit der Bilder bei ihm ebenso wenig helfen, als ihre Anwesenheit dem, welcher die Predigt zu hören gekommen ist, schaden wird. Die christliche Andacht kann der Bilder sehr wohl entbehren; aber sie ist auch nicht von so gebrechlicher Natur, daß der Anblick derselben sie stören oder ihr hinderlich werden sollte. Wenn aber das Wesen des Christenthums darin eben besteht, zwischen Geist und Sinnlichkeit, Wahrheit und Schönheit jenen Bund des Friedens zu stiften, welcher den Menschen in Einklang mit sich selbst bringt und die geheimnißvolle Tiefe des Wortes von der Versöhnung ihm erschließt,

dann wird es wahrlich weder durch die sinnlich schönen Formen, mit denen der Katholicismus oft einseitig genug nur an das Gefühl sich wandte, noch durch den ebenso einseitigen Spiritualismus, der in der protestantischen Kirche, namentlich bei den Reformirten, nur mit dem Verstande zu thun haben wollte, vollständig zur Anschauung gebracht. Von der christlichen Kirche ist die Wissenschaft und die christliche Kunst ausgegangen. Beide haben sich im Laufe der Zeit von ihr emancipirt, und stehen unabhängig und frei da. Aber in dieser ihrer Selbstständigkeit, neben einander oder einander gegenüberstehend, erinnern sie immer nur an das Judenthum und Heidenthum in ihrer vormaligen unvermittelten Stellung zu einander. Volles Genüge können sie nur dann gewähren, wenn sie sich zu einer höheren Einheit verbinden, und sich bei ihnen äußerlich darstellt, was der christliche Glaube in seinem geheimnißvollen und ahnungsreichen Dogma von den beiden Naturen in Christo längst bekannt und trotz alles Widerspruchs festgehalten hat bis auf den heutigen Tag.

Beilagen.

1. Schutzpatrone

der verschiedenen Stände und Gewerke.

Apotheker — St. Cosmas und Damianus, wegen des Apothekerapparats, den sie auf den Bildern um sich haben. S. 229

Aerzte — Cosmas und Damianus, als Aerzte und christliche Märtyrer. Pantaleon, als Arzt und Märt. († in Nikomedia 300)

Bäcker — Honoratus, B. v. Arles, wegen der Brote (Zeichen der Mildthätigkeit), die er auf dem Bilde hat.

Bauern — Lucia, weil sie sich besonders der Armen und Bedrückten annahm.

Brauer — Adrian, weil er, wie Hans Gerstenkorn in der Volksballade, durch furchtbare Märtyrerleiden einer desto schöneren Verklärung entgegen ging.
Arnold, weil er, dem ein Fisch den verlornen Ring wieder brachte, überhaupt Schutzpatron gegen Verluste (hier gegen den durch ein verunglückendes Gebräu) ist.
Nicolaus, wegen des Schiffes (Symb. der Kirche) auf seinem Bilde, und der Aehnlichkeit des Namens mit Nichus, dem altgermanischen Wassergott (daher auch die Nixen) überhaupt Patron des Wassers und Aller, die damit zu thun haben.

Dirnen, reuige — Afra, weil sie vor ihrer Bekehrung selbst Lustdirne gewesen. S. 168.

Drechsler — Bernhard v. Tironio, als Eremit mit Drechslerarbeit beschäftigt. S. 227

Feuerwerker — Barbara. Der Vollstrecker des Todesurtheils, ihr eigener Vater, wurde dafür vom Blitz erschlagen; daher Patronin gegen den Blitz und gegen allen Feuerschaden, namentlich seitdem ein gewisser Heinrich Rock zu Gorkum in Holland (1448), der durch ein Feuer schon halb verzehrt war, in Folge ihrer Anrufung so lange am Leben blieb, bis er das Viaticum erhielt.

Fischer — Nicolaus, als Schutzpatron des Wassers.

Freudenmädchen, reuige — Magdalena, aus dem N. T. hinlänglich bekannt.

Gärtner — Fiacrius, weil er selbst Gärtner; S. 186.
Urban, bes. Patron der Weingärtner, wegen des Weinstocks auf seinem Bilde, S. 55.

Gastwirthe — Theodotus, als Muster eines ehrlichen, christlichen Gastwirthes, bei dem die Fremden in der Diocletianischen Verfolgung sichere Herberge und alle Hülfsbedürftigen freundliche Aufnahme und Hülfe fanden.

Gelehrte — Gregorius Magnus, der Papst, wegen seiner großen Gelehrsamkeit und Frömmigkeit.

Glaser — Jakobus Allemannus, aus Ulm, früher Soldat, später Dominicaner (1491), wegen eines Sturmes, der sich auf sein Gebet einst plötzlich erhob, die Fensterscheiben eines Wirthshauses alle zerbrach und die wüsten Zecher darin zur Sinnesänderung brachte.

Goldschmiede — Berenwardus, B. v. Hildesheim, weil er sich selbst mit Goldarbeit beschäftigte.

Dunstan, aus gleichem Grunde, und weil er als Bischof streng darauf hielt, daß die Altargefäße von kostbarem Metall wären.

Jäger — Hubertus, wegen seiner Bekehrung auf der Jagd durch einen Hirsch. S. 61.

Eustachius, aus dems. Grunde. S. 61.

Jungfrauen — Andreas Apostolus, weil sein Name an das Ideal eines kräftigen Mannes erinnert (*ἀνδρεία*). Daher auch das Bleigießen, um den Zukünftigen im Voraus kennen zu lernen.

Juristen — Ivo, (lebte zu Orleans, † 1303) wegen seiner großen Kenntniß des geistl. und weltl. Rechtes und seiner strengen Rechtlichkeit.

Kaufleute — Nicolaus, weil er als Patron des Wassers und wegen des Schiffes auf seinem Bilde, Patron der Seefahrer ist.

Kindbetterinnen — Vitalis, († in der Dioclet. Verfolg. als Märt.) wohl nur des Namens wegen.

Kinder — Ursula, wegen der 11000 Jungfrauen, die meist als kleine Mädchen erscheinen, daher auch die von St. Angela zu Brescia (1537) gestiftete Schwesterschaft, die sich zur Kranken- und Armenpflege, vornehmlich aber zum Unterricht junger Mädchen vereinigte, den Namen Ursuliner-Nonnen annahm.

Köche — Laurentius, weil er selbst auf dem Rost gebraten wurde.

Johannes de Leon, als mild- und wunderthätiger Klosterkoch. S. 229.

Leinweber — Severus; er war, ehe er B. v. Ravenna wurde, Leinweber. S. 70.

Maler — Lucas Evangelista, wegen der ihm zugeschriebenen Bilder Christi und Mariä.

Lazarus, Mönch zu Konstantinopel, weil er mit schon verbrannten Händen noch Kirchenbilder malte.

Maurer — Marinus, weil er bei der Erbauung von Rimini Maurer- und Steinmetzdienste that, und daher auch auf den Bildern solche Geräthschaften um sich hat. S. 190.

Müller — Arnold, wegen des Ringes, den ihm ein Fisch wiederbringt, Schutzpatron derer, die bei ihrem Beruf auf das Wasser angewiesen sind; vielleicht auch schon darum, weil Müller und Brauer meist zusammengehörten.

Musiker — Caecilia, weil sie kurz vor dem Märtyrertode zu ihrem frommen Gesang die Orgel spielte.

Philosophen — Katharina v. Alexandria, weil sie das Christenth. gegen alle Einwürfe der heidnischen Philosophen siegreich zu vertheidigen wußte.

Reisende — Julianus Hospitator, wegen seiner sorgsamen Pflege derselben. S. 189.

Reiter — Georg, weil er, meist zu Pferde dargestellt, im Mittelalter das Ideal eines christlichen Ritters war.

Römerinnen — Agatha, wegen ihrer strengen Keuschheit und ihres in der Verfolg. unter Decius (251) muthig bekannten Christenglaubens das Ideal einer christlichen Jungfrau.

Sattler — Gualfardus, weil er Sattler zu Augsburg gewesen. S. 188.

Schäfer — Drogo (Druon), weil er entweder selbst vorher Schäfer gewesen, oder sein geistliches Hirtenamt irrthümlich von einem wirklichen Hüten der Schafe verstanden wurde.

Wendelin, aus gleichem Grunde. S. 54.

Schauspieler — Genesius, weil er, vorher Schauspieler (daher auch im Gewand eines röm. Histrionen dargestellt) auf der Bühne selbst, wo er in einem Schauspiel, das die christl. Religion lächerlich machen sollte, durch die Taufe, die er dabei possenhafter Weise empfing, plötzlich bekehrt wurde, und bald darauf als Märt. zu Rom starb (unter Diocletian).

Gelasius, ein Märt. der griech. Kirche, von dem ganz dasselbe berichtet wird.

Schauspielerinnen — Pelagia Mima; auch sie war vor ihrer Bekehrung Schauspielerin. S. 193.

Schiffer — Nicolaus, als Patron des Wassers und wegen des Schiffes auf seinem Bilde.

Christophorus, wegen der Bereitwilligkeit, mit der er Reisende (zuletzt das Christkind) über den reißenden Waldstrom trug.

Schlemmer, reuige — Martin, B. v. Tours, weil der Kais. Maximin sich bei einem Gastmahl von ihm den Becher reichen ließ. S. 184.

Schlosser, Schmiede — Eligius, wegen des Hammers und der Zange, womit er (früher Goldschmied und Münzmeister unter dem fränk. König Chlotar II. später Bisch. v. Noyon, † 659) abgebildet wird.

Schneider — Johannes Baptista, wegen des Kleides von Kameelhaaren, das er sich selbst gemacht.

Homobonus, als Ideal eines frommen christlichen Bürgersmannes.

Schützen — Sebastian, wegen der Pfeile, seinem Märtyrer-Attribut.

Schuhflicker — Euseus, weil er selbst einer war.

Theobald, aus dems. Grunde.

Schulleute — Gregorius Magnus, wegen seiner Gelehrsamkeit und der von ihm eingerichteten (Sängerknaben-) Schulen.

Hieronymus, wegen seiner Gelehrsamkeit.

Katharina, aus gleichem Grunde.

Mathurinus v. Nantes, weil er sich des Schulunterrichtes sehr thätig annahm.

Schuster — Crispin und Crispinian, weil sie, von edler Herkunft, aus Demuth das Schusterhandwerk gewählt hatten.

Soldaten — Georg, als mittelalterliches Ideal eines christl. Kriegsmannes.

Stallknechte — Anna, die Mutter der Jungfr. Maria, bei deren Geburt man ganz dieselben ärmlichen Verhältnisse voraussetzte, wie bei der Geburt Christi in einem Stall.

Steinmetze — Marinus, weil er bei der Erbauung von Rimini als Steinmetz thätig war.

Reinhold, wegen des Schlägels, mit dem er abgebildet wird. Bei dem Bau eines Klosters zu Cöln soll er, von dem Abt über die Steinmetzen gesetzt, dadurch, daß er fleißiger arbeitete, als sie, ihren Neid erregt haben und deshalb von ihnen erschlagen worden sein.

Tänzer — Vitus, weil Frauenzimmer, die an der Krankheit des Veitstanzes litten, im Mittelalter zu einer bei Ulm befindlichen Kapelle des St. Vitus zu wallfahrten pflegten, wo sie als Rasende so lange tanzten, bis sie unter Verzuckungen in Ohnmacht fielen, wodurch sie für das ganze Jahr vor einem neuen Anfall gesichert blieben. Im Mai des folgenden Jahres aber empfanden sie neue Unruhe, und die Wallfahrt mußte wiederholt werden.

Theologen — Augustinus, wegen seiner großen theol. Gelehrsamkeit.

Thomas Aquinas, aus dems. Grunde.

Tischler — Joseph, der Pflegevater Jesu, als Zimmermann und Tischler.

Töpfer — Goar, wegen des Topfes auf seinem Bilde; S. 187.

Trunkenbolde, reuige — Martinus v. Tours, aus dem bei den Schlemmern bereits angegebenen Grunde.

Verbrecher, die zum Tode geführt werden — Dismas, der gute Schächer, der sich am Kreuz noch bekehrte.

Wäscherinnen — Hunna, weil sie selbst Wäscherin war. S. 229.

Weber — Severus, weil er, ehe er zum Bisch. gewählt wurde, Weber war.

Wundärzte — Rochus, wegen seiner Pflege der Pestkranken. S. 227.

Zimmerleute — Joseph, weil er nach Matth. 13, 55. Zimmermann war.

2. Patrone

für glückliches Gedeihen und zur Abwehr von Unglück und Leiden.

Armuth — St. Anna, weil sie selbst in großer Dürftigkeit gelebt.

Augen — Clara, (geb. 1193 zu Assisi, gest. 1253) wohl hauptsächlich des Namens wegen.

Augenübel — Lucia, weil ihr bei ihrem Martyrium beide Augen ausgestochen wurden.

Ottilia (Odilia), weil sie, vorher blind, durch die christl. Taufe sehend wurde.

Aussatz — Hiob, aus dem A. T. hinreichend bekannt.

Beine, kranke — Quirinus, weil ihm, einem Bisch. zu Sissek in Ungarn, der in der Diocletian. Verfolgung den Märtyrertod starb, auf sein Gebet die Ketten, mit denen man ihn an den Füßen gebunden, abfielen; daher besonders von Gichtkranken angerufen.

Besessensein — Romanus, wegen seines siegreichen Kampfes gegen den großen Drachen (Gargouille) zu Rouen.

Biß giftiger Thiere — Phocas von Antiochien, weil die Schlangen, die zu ihm ins Gefängniß gebracht wurden, ihm nicht schadeten.

Blitz — Barbara, weil der Vollstrecker des Todesurtheils vom Blitz erschlagen wurde.

Scholastica, weil kurz vor ihrem Tode, da Benedict v. Nursia, ihr Bruder, sie besuchte, gegen Abend aber wieder verlassen wollte, um zu rechter Zeit zu Hause zu sein und den Mönchen seines Klosters kein böses Beispiel zu geben, während sie gern mit ihm die ganze Nacht mit Psalmensingen und gottseligen Gesprächen zugebracht hätte, auf ihr stilles Gebet ein furchtbares Ungewitter sich erhob, das den Bruder nöthigte, ihren Bitten zu willfahren.

Blutfluß — Casilda, weil sie, selbst einst vom Blutfluß wunderbar geheilt, auch Andere durch ihr Gebet davon befreit hatte.

Brandwunden — Johannes Evangelista, weil er, unter Domitian in einen Kessel siedenden Oels geworfen, unbeschädigt daraus hervorkam.

Brüste, kranke — Agatha, weil ihr bei ihrem Martyrium in der Verfolgung unter Decius die Brüste mit Zangen abgerissen wurden.

Drüsengeschwüre — Cosmas und Damianus, als Aerzte.

Dürre — Genoveva v. Paris, weil auf ihr Gebet mehr als einmal zur Zeit der Dürre ein fruchtbarer Regen kam, was sie bei dem gemeinen Volk sogar in den Verdacht einer Hexe brachte.

Eingeweide, Schmerzen in dens. — Erasmus, weil ihm bei seinem Martyrium die Eingeweide mit einer Winde herausgewunden wurden.

Entzündungen — Benedictus, weil er mehrere Kranke durch Gebet und das Zeichen des Kreuzes von der Rose und andern Entzündungen geheilt.

Epilepsie — Johannes Baptista, wegen des Lammes (Symb. Christi), das er auf den Bildern hat, zunächst Patron der Lämmer und Schafe, der die bei ihnen gewöhnlichen Krankheiten, namentlich die Drehkrankheit abwehrt, dann Patron gegen die Epilepsie überhaupt.

Johannes Chrysostomus, wegen der wunderbaren Heilung, die einigen Epileptischen durch ihn zu Theil ward.

Cornelius, B. v. Rom, aus gleichem Grunde.

Valentinus Romanus, weil er, in den Verfolgungszeiten von den Heiden aufgefordert, zum Beweise der Wahrheit seiner Lehre einen Epileptischen gesund zu machen, durch sein Gebet sofort die Heilung desselben bewirkte.

Vibiana, weil sie bei ihrem Martyr. zu Epileptischen und Wahnsinnigen gebracht wurde, um von ihnen gemißhandelt zu werden, diese aber statt dessen sie mit der größten Freundlichkeit behandelten und zum Theil durch sie geheilt wurden.

Feldfrüchte, Gedeihen ders. — Jodocus (Josse) v. Ponthieu, weil da, wo er mit dem Bischofsstabe in das dürre Erdreich gestoßen, alsbald ein frischer Quell hervorgesprudelt war.

Feuersbrunst — Florian, weil er mit einem einzigen Kübel Wasser einst ein großes Feuer gelöscht.

Laurentius, weil er, auf dem Rost gebraten, im Feuer seine Glaubenstreue bewährte.

Agatha, — weil sie bei ihrem Martyr. auf glühende Kohlen gelegt und mit glühenden Zangen gezwickt wurde.

Fieber — Salvator ab Horta, Franciscaner, entweder wegen des Namens, oder wegen der Aehnlichkeit der Fieberhitze mit der von glühenden Kohlen, die ihm nichts schadeten.

Petronilla, eine Märt. des I. Jahrh. zu Rom, deren Reliquien, von Fieberkranken berührt, alsbald die Heilung erfolgen ließen.

Fieber, gelbes — Albertus Siculus, Carmeliter (1306), Schutzpatron v. Sicilien überhaupt und daher namentlich gegen das dort herrschende gelbe Fieber.

Fruchtbarkeit — Johannes Evangelista, weil da, wo er mit seinem Liebeseifer wirkte, die Früchte des Geistes, wie die des Feldes, besser und schöner gediehen, als sonst.

Medardus, B. v. Noyon, weil dem Volksglauben zufolge der St. Medardustag (8. Juni) für die Witterung ein sog. kritischer Tag ist, indem es, falls es an diesem Tage regnet, sieben Wochen hindurch jeden Tag regnen soll.

Paulus, weil der Festtag der Bekehrung Pauli (25. Januar) gleichfalls für die Witterung ein kritischer ist, nach dem alten Denkspruch:

Clara dies Pauli bona tempora denotat anni,
Si fuerint *venti*, designat proelia genti,
Si fuerint *nebulae*, pereunt animalia quaeque,
Si *nix*, si *pluvia*, designat tempora cara.

Urban, als Patron des Weinbaues und der Weingärtner, wegen des symb. Weinstocks auf seinem Bild.

Füße, kranke — Johannes Evangelista, wegen der Heilung des Lahmen Apostelg. 3, 1—9.

Petrus Apostolus, aus dems. Grunde

Gänse — Martinus, B. v. Tours, weil bei der Bischofswahl eine Gans ihn als den zu wählenden bezeichnet hatte.

Feriolus, wohl hauptsächlich des Namens wegen, gegen das Sterben der Gänse angerufen.

Gartenfrüchte — Fiacrius, weil er selbst Gärtner war.

Geburt, glückliche — Margaretha, weil sie überhaupt zur Zahl der 14 Nothhelfer gehört, und die Wunden, die ihr bei ihrem Martyrium durch das Zerreißen des Leibes mit eisernen Kämmen zugefügt worden waren, von dem Herrn, den sie um Hülfe anrief, wunderbar geheilt wurden.

Maria v. Dignies in Brabant, Augustinernonne (1213), weil ihr Gebet die Schmerzen der Gebärenden erleichterten und stillten.

Notburgis, weil sie selbst schnell und schmerzlos neun Kinder auf einmal gebar.

Geburtswehen — Leonhard, der Einsiedler, († 559) weil die Gemahlin des Königs Theodobert v. Austrasien durch sein Gebet bei einer schweren Niederkunft glücklich errettet worden war.

Gefangenschaft — Leonhard, wegen seiner unermüdlichen Sorge für die Gefangenen, die er, wenn sie unschuldig im Gefängniß saßen, oft wunderbar durch sein Gebet (denn nur dann hatte es diese Folge) von ihren Ketten befreite, und waren sie schuldig, durch seine Ermahnungen vom Wege des Lasters zurückzubringen suchte.

Geister, gegen böse — Cyriacus, der Diakon, einer der 14 Nothhelfer, weil er ein besessenes Mädchen geheilt hatte.

Deodatus, weil er ein besessenes Weib geheilt.

Geschlechtstheile, Schutz ders. — Apollinaris (zu Valence unter den Namen Aiplomay verehrt, † 525) weil ihm bei seinem Martyrium hauptsächlich die Geschlechtstheile mit glühenden Kohlen verbrannt wurden.

Brixius v. Tours, Nachfolg. des Martinus, welcher der Unkeuschheit angeklagt, zum Zeichen seiner Unschuld feurige Kohlen in seinem Gewande in feierlicher Procession auf St. Martins Grab trug.

Getreide, Gedeihen dess. — Jodocus, als Schutzpatron der Feldfrüchte überhaupt.

Gewitterschaden — Barbara, als Schutzpatr. gegen den Blitz.

Deodatus, weil er durch Emporheben der Hand einst die heraufziehenden Gewitterwolken zerstreute.

Gicht — Quirinus, wegen der ihm um die Füße gelegten Ketten, die auf sein Gebet abfielen.

Gift — Johannes Evangelista, weil sich in Folge des Kreuzeszeichen das ihm im Giftbecher dargereichte Gift in Gestalt einer Schlange ausschied.

Benedictus, weil sich ganz dasselbe auch bei ihm zugetragen hatte.

Gliederschmerzen — Burkhard, weil er einen seit langen Jahren ganz kontrakten Mann einst durch sein Gebet vollkommen geheilt.
Gut-Gelingen — Servatius, hauptsächl. wohl des Namens wegen.
Hähne und Hühner — Gallus, des Namens wegen.
Hagelschaden — Johannes Baptista, weil sein Hauptfesttag (24. Juni) in eine Jahreszeit fällt, in welcher der Hagelschaden am leichtesten eintritt und am meisten von ihm zu fürchten ist.
Paulus Apostolus, weil das Peter-Paulfest (29. und 30. Juni) in dieselbe kritische Jahreszeit fällt.
Halsübel — Blasius, Bisch. v. Sebaste in Armenien, weil er dem einzigen Sohn einer reichen Wittwe, dem eine Fischgräte im Halse stecken geblieben war, das Leben gerettet hatte.
Hämorrhoiden — Fiacrius, weil er einem Hämorrhoidalkranken einst wunderbar geholfen, und durch sein eigenes fleißiges Arbeiten im Garten gegen Leiden dieser Art das beste Mittel an die Hand gab.
Hausthiere, Gedeihen ders. — Theodulph v. Rheims, weil er bei seinen Hausbesuchen auch über sie den Segen zu sprechen pflegte, der die gesunden noch kräftiger gedeihen ließ und die kranken wieder gesund machte.
Herberge, gute — Julianus Hospitator, als Schutzpatr. der Reisenden. S. 189.
Herberge gute, für Verstorbene — Gertrudis v. Nivelle, nach einem altdeutschen Sprüchwort: „Frau Gertrud soll dir Herberg bereiten", was auf dem alten Volksglauben beruht, daß die Seele des Verstorbenen die erste Nacht bei St. Gertrud, die zweite beim Erzengel Michael zubringt.
Hornvieh, Gedeihen dess. — Pelagius v. Cordova, weil er, ehe er mit glühenden Zangen zerfleischt und getödtet wurde, einem wilden Ochsen vorgeworfen worden war, den er durch das Kreuzeszeichen ganz zahm und zuthulich gemacht hatte.
Hundswuth — Hubertus, als Patron der Jagd und Jagdhunde.
Husten — Quintinus, ein römischer Krieger, der in Gallien das Christenthum predigte, und um den Prätor von der Wahrheit der christl. Relig. zu überzeugen, die an einem bösen Stickhusten leidende Tochter desselben durch sein Gebet heilte.
Kälte — Sebaldus, weil er bei einem armen Wagner, bei dem er im Winter zur Zeit strenger Kälte herbergte, Eiszapfen in Brennholz verwandelte und damit nicht nur die Suppe kochte, sondern auch das Stübchen heizte.
Kniee, kranke — Rochus, unermüdlich in der Verpflegung der Pestkranken, wobei er selbst erkrankte und namentlich an den Beinen lange Zeit Pestbeulen behielt. Von aller menschlichen Hülfe verlassen, war es nur sein treuer Hund, der ihm die Geschwüre beleckte und ihn ernährte.
Kopfweh — Ottilia, zunächst Schutzpatr. der Augen, dann des Kopfes überhaupt.
Bibiana, weil die unerträglichsten Kopfschmerzen, die man bei ihrem Mart. durch Mißhandlungen aller Art zu erzeugen wußte, sie in ihrem christlichen Bekenntniß nicht irre machten.
Dionysius, wegen des abgeschlagenen Kopfes, den er auf dem Bild in der

Hand hält, weil er nach seiner Enthauptung mit diesem noch einige Schritte gegangen sein soll.

Kornbrand, gegen den — Jodocus, als Patr. der Feldfrüchte und wegen der Quelle, die er mit seinem Bischofsstab aus dem dürren Erdreich hervorkommen ließ.

Körperschwäche — Ulrich, weil er, obwohl schon hoch bejahrt und ganz entkräftet, doch bis zu seinem Lebensende sich täglich in die Kirche tragen ließ, um, wenn nicht selbst das Meßopfer darzubringen, so doch wenigstens ihm beizuwohnen.

Krebsschaden — Adelgunda, weil sie selbst 643 am Krebs gestorben.

Kropf — Balbina, weil sie die Ketten des Apostels Petrus aufgefunden, zu deren Gedächtniß noch jetzt der 1. August als Petri Kettenfeier gefeiert wird. Daß es die ächten waren, zeigte sich alsbald daran, daß diejenigen, welche mit dem Kropf oder andern Uebeln behaftet waren, dieselben nur anzurühren brauchten, um alsbald gesund zu werden.

Lähmung — Wolfgang, B. v. Regensburg († 994) weil er mehrere vom Schlagfluß Gelähmte durch sein Gebet wieder geheilt hatte.

Lämmer — Johannes Baptista, wegen des symbol. Lammes, das er im Arm trägt.

Leibweh — Brixius v. Tours; er selbst hatte eine Zeitlang daran zu leiden.

Lendenweh — Burkhard, als Schutzpatr. gegen die Gliederschmerzen.

Lustseuche — Hiob, als Schutzpatr. gegen den Aussatz.

Flaccius, weil er einen lüderlichen Menschen davon geheilt und zur christl. Frömmigkeit bekehrt hatte.

Mäuse, gegen — Gertrudis v. Nivelle, weil das Wasser aus der Quelle in der Unterkirche der St. Gertrud, in Häusern und auf Feldern ausgesprengt, die Mäuse vertreiben soll.

Meineid, gegen Schaden durch — Felix v. Nola; falsche und meineidige Betheuerungen seiner Feinde hatten bewirkt, daß er, der Diakon, statt des Bisch. Maximus, der in der Verfolg. unter Decius geflohen war, gefangen genommen, in Ketten gelegt und schwer gemißhandelt wurde. Gott aber befreite ihn wunderbar aus seinen Banden.

Pancratius, weil Gott einen an seinem Grabe abgelegten falschen Eid wunderbar bestrafte; daher von Gregor v. Tours „Rächer der Meineide“ genannt.

Nachkommenschaft, männliche — Felicitas, weil sie sieben Söhne (Januarius, Felix, Philipp, Silvanus, Alexander, Vitalis und Martial) hatte, mit denen sie zu Rom den Märtyrertod erlitt.

Noth, im Allgemeinen: Die vierzehn Nothhelfer:

Achatius, ein röm. Soldat, der 306 zu Byzanz als Märt. starb, mit seinem Namen an Achates den sprüchw. gewordenen treuen Gefährten des Aeneas erinnernd.

Aegidius, (St. Gilles) ein Einsiedler, der in einer abgelegenen Gegend an der Mündung der Rhone fromm und heilig lebte; (im VII. Jahrh.)

Barbara, die schon genannte Schutzpatr. gegen Blitz und Feuerschaden,

welche diejenigen, die sie anrufen, nicht eher sterben läßt, als bis sie das Sacrament empfangen haben.

Blasius, der schon genannte Schutzpatr. des Halses.

Christophorus, dessen Bild als Symbol des Ueberganges vom Heidenthum zum Christenthum gern in den Kirchen am Eingang aus der Vorhalle in das eigentliche Schiff bei den Weihwasserbecken aufgestellt wurde. Daher auch der Volksglaube, daß man an dem Tage, an welchem man den Heiligen gesehen, keines jähen oder bösen Todes sterben werde.

Cyriacus, als Schutzpatr. gegen die bösen Geister.

Dionysius, der bekannte Schutzheilige von Frankr. und namentlich dort bei jeder Gelegenheit angerufen.

Erasmus, als Schutzpatr. des Unterleibes (weil ihm die Eingeweide mit einer Winde aus dem Leibe gewunden wurden).

Eustachius, als Schutzpatr. der Jagd und der dabei möglichen Unglücksfälle.

Georg, als das Ideal eines christl. Ritters und siegreichen Streiters gegen die Macht des Teufels.

Katharina, wegen ihrer großen Weisheit und Einsicht die beste Zuflucht, wo es guten Rath gilt.

Margaretha, als Schutzpatr. der Gebärenden und siegreiche Bekämpferin des Drachens.

Pantaleon, als Schutzpatr. der Aerzte.

Vitus, als Schutzpatr. gegen nächtlichen Geisterspuk. S. 73.

Pest — Adrian, weil er, der besondere Schutzpatr. von Lissabon, bei einer dort ausgebrochenen Pest sich sehr hülfreich erwiesen hatte.

Antonius Eremita, weil er eine Menge Pestkranke durch Gebet und Auflegen der Hände geheilt.

Rochus, weil er in Italien zur Zeit der großen Pest die Kranken sehr treu verpflegt und durch das Kreuzeszeichen geheilt hatte. Demgemäß nahm man auch **1414**, als die Pest in Costnitz wüthete, **1490** in Paris, **1519** zu Valencia in Spanien, und **1656** in Neapel und Frascati seine Zuflucht zu St. Rochus, und jedesmal mit dem besten Erfolg, weshalb ihm auch eine Menge Kirchen geweiht wurden.

Sebastian, weil die Pest (wie schon in der Ilias **I. v. 43** ff.) mit feurigen Pfeilen verglichen wurde, und der Heilige durch Pfeile getödtet worden war.

Valentin, weil er mehrere Pestkranke wunderbar geheilt.

Zosimus, Bisch. der Griech. K. wegen seines Eifers in der Verpflegung der Pestkranken.

Pferde, gegen böse — Eligius, weil er einem Pferde, das beim Beschlagen nicht still halten wollte, das eine Bein ausriß und das Hufeisen aufschlug, wobei das Thier auf den drei andern Beinen ruhig stehen bleiben mußte, bis ihm das vierte wieder eingesetzt wurde.

Pocken — Martinus v. Tours, weil er einen ekelhaften Aussätzigen durch einen Kuß heilte.

Podagra — Mauritius, Tribun der (aus lauter Christen bestehenden) Thebaischen Legion, weil die Berührung seiner Reliquien mehrere am Podagra Leidende geheilt hatte.

Quirinus, als Schutzpatron gegen Gichtschmerzen.

Raupen — Magnus, weil er Raupen und Schlangen durch das Kreuzeszeichen vertrieben.

Regen, fruchtbarer — Benno, B. v. Meißen und Apost. der Slawen, unter dem Kaiser Heinrich IV., weil er zur Zeit großer Dürre durch sein Gebet einen fruchtbaren Regen herbeiführte.

Desiderius, B. v. Bourges, aus dems. Grunde.

Heribert, weil auch er in der Zeit der Dürre fruchtbaren Regen herbeibetete.

Medardus, weil sein Gedächtnißtag (8 Juni) für die Regenzeit überhaupt entscheidend sein soll.

Rindvieh — Bosus, wahrsch. des Namens wegen.

Pelagius, siehe Hornvieh.

Vigius, wegen des an vigere erinnernden Namens.

Rose im Gesicht — Antonius, als Schutzpatr. gegen Entzündungen überhaupt, weil der Teufel, um ihn zu versuchen, ihn auch mit dergleichen Leiden heimsuchte.

Benedictus, weil er durch das Kreuzeszeichen und seinen Segensspruch die Rose geheilt hatte.

Rückenschmerzen — Laurentius, weil er mit dem Rücken auf dem glühenden Rost gebraten wurde.

Schafe Gedeihen ders. — Drogo, als Schutzpatron der Schäfer.

Wendelin, aus gleichem Grunde.

Lupus, der fromme Gemahl der St. Adelheid, Fürst v. Bergamo — wohl nur des Namens wegen, mit Beziehung auf das Sprüchwort: Wer den Wolf zum Freunde hat, darf um die Schafe nicht besorgt sein.

Schlafen, gegen zu langes — Vitus, wegen des Hahnes, den er zum Attribut hat und den man ihm zum Opfer darbrachte. S. 73.

Schlagfluß — Wolfgang s. Lähmung.

Schnupfen — Maurus, weil er von St. Benedict, seinem Lehrer, aufgefordert, einen Klosterbruder, Placidus, der ins Wasser gefallen, herauszuziehen, es sofort unternahm, wobei ihn das Wasser trug, als wären es feste Balken. Natürlich zog er sich auch keinen Schnupfen dabei zu.

Schweine — Antonius, wegen des symbol. Schweins auf seinem Bilde. S. 77.

Schwindsucht — Maclovius, weil die Berührung seiner Reliquien Schwindsüchtige wieder gesund werden ließ.

Seitenstechen — Leucius, weil Säckchen, mit der Asche des Heiligen gefüllt, auf dem bloßen Leibe getragen, für ein unfehlbares Mittel gegen dieses Leiden galt.

Steinschmerzen — Liborius, B. v. Mons in Frankr. († 385), weil seine auf Bitten des Bisch. v. Paderborn (836) dorthin geschafften Reliquien eine Menge Kranke von diesem Uebel heilten, daher er auch mit einem Buch in der Hand, auf dem mehrere kleine Steine liegen, abgebildet wird.

Apollinaris, wohl nur darum, weil der Gedächtnißtag des Liborius (23. Juli) auch der seinige ist.

Sturmwind — Nicolaus, als Schutzpatr. des Wassers und der Schiffer.

Theodorus Tyro, weil sich auf sein Gebet plötzlich ein heftiger Wind

erhoben hatte, der den Götzentempel, den er mit einer Fackel angezündet, bald einen Raub der Flammen werden ließ, ebenso schnell aber wieder sich legte, so daß das Feuer nichts weiter beschädigte.

Valerian, der Gemahl der St. Caecilia, mit der er in einer keuschen Ehe lebte, weil sich unmittelbar nach der Hinrichtung (er erlitt mit Caecilia und seinem Bruder Tiburtius zugleich den Märtyrertod) ein heftiger Sturmwind erhob, wodurch der Hauptmann Maximus, der sie zur Richtstätte geführt hatte, bekehrt wurde.

Tanzwuth — Vitus, als Schutzpatron gegen den Veitstanz.

Johannes Baptista, weil das Tanzen der Tochter des Herodes seine Enthauptung herbeigeführt hatte; Matth. 14, 6 ff.

Tod, gegen unbußfertigen — Barbara, weil diejenigen, welche sich ihrer Fürbitte empfehlen, nicht sterben, bevor sie nicht das Sacrament empfangen haben.

Christophorus, wegen des schon oben bei Christophorus dem Nothhelfer erwähnten Volksglaubens.

Marcus Evangelista, wegen der an seinem Gedächtnißtage (25. April) stattfindenden und von dem Papst Gregor d. Gr. zur Abwendung einer furchtbaren Pest angeordneten feierlichen Procession.

Trunksucht — Martinus v. Tours, als Schutzpatr. der reuigen Schlemmer und Zecher.

Unfruchtbarkeit der Felder — Florian, als Schutzpatr. gegen das Feuer auch Beschützer der Felder in der Zeit großer Dürre.

Unfruchtbarkeit, weibliche — Aegidius (St. Gilles), weil die Gemahlin des Frankenkönigs, lange Zeit unfruchtbar, auf seine Fürbitte Mutter eines Knäbleins ward.

Unterleibsleiden — Erasmus, wegen der ihm aus dem Leibe gewundenen Eingeweide.

Verleumdung — Johannes Nepomucenus, weil er, bei dem König Wenzel v. Böhmen verleumdet, sich lieber dem Tode Preis gab und in die Moldau stürzen ließ, als daß er das Beichtsiegel gebrochen und dem König gesagt hätte, was die Königin im Beichtstuhl ihm anvertraut hatte.

Verlieren von Sachen — Arnold, weil ein Fisch ihm den in einen Fluß geworfenen Ring wiederbrachte.

Vincentius, weil ein Rabe seinen Leichnam gegen die Raubthiere schützte; daher auch ein Rabe auf seinem Bilde.

Viehseuche — Wendelin, als Schutzpatr. der Schäfer.

Wahnsinn — Dympna, weil sie, der wahnsinnigen Liebe des eigenen Vaters zu ihr sich widersetzend, von ihm ermordet wurde.

Mathurinus v. Nantes, weil er sich besonders der Geisteskranken annahm und viele derselben durch sein Gebet heilte.

Romanus, als siegreicher Streiter gegen die Dämonen, die auf seine Beschwörung aus den Besessenen weichen mußten.

Wassersnoth — Mauritius, weil die Schlüssel der Sacristey v. Angers, die ihm ins Wasser gefallen waren, durch einen Fisch wunderbarer Weise wieder zurückgebracht wurden.

Nicolaus, als Schutzpatr. des Wassers überhaupt.

Wassersucht — Eutropius, weil er einst einen Wassersüchtigen durch sein Gebet geheilt.

Liborius, weil seine Reliquien zu Paderborn auch bei der Wassersucht, wie bei Steinschmerzen, sich als heilbringend bewährten.

Weiber, alte, gegen Schaden durch — Andreas, als Schutzpatr. der heirathsfähigen Jungfrauen.

Weinstock — Urban, als Schutzpatr. des Weinbaues (wegen des symbol. Weinstocks auf seinem Bilde).

Wetter, heiteres — Serenus, ein Hauptmann zu Syrmia in Pannonien († als Märt. in der Diocletian. Verfolgung) — wohl nur des Namens wegen.

Zahnweh — Apollonia, weil ihr bei ihrem Martyrium vom Henker alle Zähne ausgebrochen wurden.

Charitiana, weil sie dasselbe zu leiden hatte.

Zunge, kranke — Katharina, als Schutzpatr. der Schulen und Philosophen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

JANUAR.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Christi Beschneid.; Fulgentius	Circoncision.	Christi Beschn. - Neuj.	Circoncision.	Christi Beschneidung.
2. Macarius v. Alex. — Odilo	Basile, Eveque	Abel — Seth.		Sylvester, Pst.
3. Genoveva v. Paris (500)	Geneviève.	Enoch — Daniel.		Maleachi Proph.
4. Titus.	Rigobert.	Methusalah.		Die 70 Apostel.
5. Syncletica, Aemil. Telesphorus	Amelie	Simeon d, Säulenheil.		Theopemptus, M.
6. Heil. drei. Kön.: Casp. Balthas. Melch.	Epiphanie.	Heil. drei Kön.; Epiph.	Epiphany.	Christi Gotterscheinung
7. Valentinus, B. — Julianus	Aldric, Ev.	Melchior.		Johannes der Täufer.
8. Gudula v. Brabant; Severin, Ap.	Lucien, Ev.	Balthasar. — Erhard	Lucian P. M.	Georg Chosebites, K L.
9. Marciana.	Furci, Abbé	Caspar — Marcellinus.		Polyeuktes, M.
10. Agathon. — Paul. Erem.	Paul, Ermite	Paul. d. Einsiedler.		Gregor. B. v. Nyssa.
11. Hyginus.	Theodose	Hyginus.		Theodosius.
12. Reinhold.	Arcadius	Reinhold.		Tatiana, M.
13. Felix v. Nola †	Bapt. de N. S.	Hilarius. — Gottfried	Hilary, B.	Ermylus, M.
14. Hilarius B. v. Poitiers.	Hilaire, Ev.	Felix		Die Väter am Sinai
15. Paul v. Theben, — Maurus, Abt.	Maur, Abbé	Habak. Proph. - Maur.		Paul v. Theben.
16. Marcellus, Pst. M. †	Guillaume	Marcellus.		Petri Kettenfeier.
17. Antonius d. Einsiedl. † 356.	Antoine	Antonius		Antonius d. Gr., Einsiedl.
18. Facius, B. - Petri Stuhlf. z. Rom.	Ste Casilde	Prisca.	Prisca, M.	Athanasius u. Cyrillus, B.
19. Canut, K. v. Dän. - Beatr. v. Este	Sulpice.	Ferdinand — Pius		Macarius, K L.
20. Fabian — Sebastian.	Sebastien.	Fabian — Sebastian.	Fabian, B.	Euthymius d. Gr.
21. Agnes — Epiphanius	Agnès, V.	Agnes.	Agnes, M.	Maximus der Bekenner.
22. Mar. Verlob. — Vincent., B. — Anastas.	Vincent.	Vincentius.	Vincentius, M.	Timotheus, Apost.
23. Joh. d. Almoseng. — Raymund.	Ildefonse.	Emerentia.		Clemens, B. u. M.
24. Timotheus, Schül. Pauli.	Babilas	Timotheus — Erich.		Xenia, M.
25. Pauli Bekehrung.	Conv. de S. Paul	Pauli Bekehrung	Convers. of St. Paul.	Gregorius Theologus, B.
26. Polycarp. B. v. Smyrna	Ste Paule	Polycarp.		Xenophontes, M.
27. Joh. Chrysostomus.	Julien, Ev.	Joh. Chrysostom.		Joh. Chrysostomus.
28. Karl d. Gr. † 814. Cyrill. v. Alex.	Charle magne	Karl d. Gr.		Ephrem Syrus.
29. Franciscus v. Sales.	François de Sal.	Samuel.		Ignatius, B.
30. Adelgunda — Martina.	Bathilde	Adelgunda.	Kg. Charles I. M.	Die drei heil. Kirchenl.
31. Marcella. — Petrus Nolascus.	Ste Marcelle.	Valerius.		Cyrus u. Joh. Wunderthät.

FEBRUAR.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Ignatius, B. M. — Brigitta Ephrem.	Ignace.	Brigitta — Ignatius		Tryphon, M.
2. Mar. Reinigung Burkhard, B. v. Würzb. † 753.	Purification.	Mar. Reinigung.	Purificat. of. V. M.	Fest d. Begegn.
3. Blasius † 300. — Ansgar, Ap.	Blaise, Ev.	Blasius	Blasius, B.	Simeon u. Anna.
4. Veronica.	Philéas.	Veronica.		Isidor K L.
5. Agatha (Actentag.)	Ste Agathe.	Agatha.	Agatha	Agatha.
6. Amandus, B. — Dorothea.	Vaast.	Dorothea.		Bucolus, B.
7. Romuald.	Richard.	Richard. — Romuald.		Parthenius, B.
8. Joh. de Matha	Jean de Matha.	Salom. — Joh. de Math.		Theodorus gr. M.
9. Apollonia, M.	Ste Apolline.	Apollonia.		Nicephorus, M.
10. Scholastica.	Ste Scholastique	Renata — Scholastica.		Charalampius, M.
11. Euphrosyna.	Severin.	Euphrosyna		Blasius, B. M.
12. Benigna.	Ste Eulalie	Severinus — Friedrich.		Meletius u. Alexius, M.
13. Agabus.	Lezin.	Benigna.		Martinian.
14. Valentinus. — Felix v. Nola	Valentin.	Valentin. M.	Valentin. B.	Auxentius.
15. Faustinus — Formosus.	Faustin.	Formosus. — Siegfried.		Onesimus, Ap.
16. Juliana.	Ste Julienne	Juliana.		Pamphilus, M.
17. Margaretha, Königin v. Ung. Alexius	Théodule	Constantia — Mariana.		Theodorus. Tygro, r. M.
18. Simeon B. M.	Siméon, Ev.	Concordia - Constantia.		Leo Papst.
19. Gabinus — Conr. v. Piacenza.	Gabin, M.	Susanna — Hermolaus		Archippus.
20. Leo v. Catanea, B.	Eucher, Ev.	Eucharius.		Leo v Catanea, B.
21. Petr. Damianus.	Damien	Eleonora. — Esajas.		Timotheus.
22. Petri Stuhlf. zu Antioch.	Ste Isabelle.	Petr. Stuhlf. zu Antioch.		Eugenius.
23. Serenus	Mérault.	Reinhard — Serenus		Polycarp.
24. Matthias, Ap.	Matthias, Ap.	Matth. Apost.	Matth. Ap.	Entdeck. d. Hauptes Joh.
25. Caesarius	Alexandre.	Victorius		Tarasius, B.
26. Alexander	Nestor.	Nestor.		Porphyrius, B.
27. Anastasius	Ste Honorine	Hector.		Procopius, K L.
28. Romanus	Romain.	Justus		Basilius d. Bekenner.

MÆRZ.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Albinus	Aubin.	Albinus	David Erzb.	Eudoxia, M.
2. Horatius	Simplice	Luise	Chad, B.	Theodor, B. M.
3. Fortunatus — Cunigund.	Cunegonde	Kunigunde		Eutropius, M.
4. Casimir	Casimir.	Adrian.		Gerasimus
5. Coletta — Theophilus	Ambroise.	Friedrich — Angelus.		Konon, M.
6. Fridolin — Martianus	Colette.	Eberhard		42 Märt. in Ammoria.
7. Perpetua — Thom. v. Aquin.	Perpet.	Felicitas	Perpetua.	Basilius, M.
8. Joh. de Deo	Jean de Dieu.	Philemon.		Theophylact, K L.
9. Francisca	Ste Françoise	Prudentius		40 Märtyrer.
10. 40 Märtyrer — Micha, Proph.	Blanchard	Henriette		Quadratus, M.
11. Methodius — Cathar. v. Bologna	Ste Euloge.	Rosina.		Sophronius, Patr.
12. Gregor d. Gr. Papst	Pol, Ev.	Gregor.	Gregor. d. Gr.	Theophanes d. Bekenner.
13. Euphrasia — Theodorus	Ste Euphrasie	Ernst.		Nicephorus, Patr.
14. Mathilde, Kön. — Eutychius.	Eutyche.	Zacharias		Benedictus.
15. Cyriacus. — Longinus.	Zacharie.	Isabella		Agapius, M.
16. Heribert, B. — Alexander	Abraham.	Cyriacus.		Sabinus, M.
17. Gertrud v. Nivelle — Boleslaus	Gertrude.	Gertrud.	St. Patrik.	Alexius u. Macarius.
18. Cyrillus v. Jerus.	Alexandre.	Alexander	Eduard.	Cyrill. v. Jerus.
19. Joseph, Vater Jesu	Joseph	Joseph.		Chrysanthes u. Darius.
20. Joachim, Vat. Mariä	Joachim.	Rupertus		Johannes u. Sergius.
21. Benedict v. Nursia.	Benoit.	Benedict.	Benedict, Abt.	Jacobus d. Bekenner.
22. Lea.	Emile	Casimir — Paulinus B.		Basilius Presbyter.
23. Nicol. v. d. Flüe.	Victorin.	Eberhard — Gottfried.		Nicon, M.
24. Erzeng. Gabriel	Simon.	Gabriel.		Zacharias.
25. Mar. Verkünd.	Jrénée.	Mar. Verkünd.	Annunciat. or Lady Day.	Mar. Verkünd.
26. Ludger B. — Theodosius.	Ludger.	Emanuel — Dietrich.		Fest des Erzeng. Gabriel
27. Rupertus B.	Rupert.	Rupertus — Gustav.		Matrona.
28. Sixtus.	Sixte.	Gideon.		Hilarion.
29. Eustachius	Eustache	Eustachius.		Marcus, B.
30. Joh. Climacus.	Rieul.	Guido.		Johannes, M.
31. Wilh. d. Eins. - Balbina, Amad.	Rudolphe.	Philippine		Hypatius, B.

APRIL.

	Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1.	Hugo.	Hugues	Theodora	All Fools' Day.	Maria v. Aegypt.
2.	Maria v. Aeg. — Franc. v. Paula.	François de Pad.	Theodosia — Victor.		Titus der Wunderthäter
3.	Romanus, Abt. — Richard	Richard	Christian. - Ferdinand.	Richard B.	Nicetas, Abt
4.	Ambrosius v. Mail. — Isidorus	Ambroise	Ambrosius	Ambrose	Joseph. K L.
5.	Vincent. Ferrerius	Zenon	Maximus — Sylvia		Theodula, M.
6.	Coelestin, Pst. — Herm. Joseph.	Prudent.	Sixtus		Eutychius, Erzb.
7.	Hegesippus — Wilhelm.	Hegesippe	Coelestin.		Georg v. Melitina. B.
8.	Albert, B.	Gauthier	Heilmann.		Herodion.
9.	Bogislaus	Marie Egypt.	Bogislaus.		Eupsychius, M.
10.	Zeno. — Euseus.	Fulbert	Ezechiel.		Ferentius, M.
11.	Leo I. Pst. — Eustorgius	Eustorge	Hermann.		Antipas, B. M.
12.	Julius Pst.	Jules	Julius		Basilius v. Paris
13.	Euphemia. — Hermenigild.	Marcellin.	Justinus.		Artemon, M.
14.	Tiburtius — Justinus	Tiburce.	Tiburtius — Antonia.		Martin, Pst.
15.	Justin. Mart. — Anastasia	Paterne	Obadja		Aristarchus, Ap.
16.	Fructuosus, B. — Drogo.	Fructueux	Carisius.		Agapia, M.
17.	Anicetus, Pst.	Anicet.	Rudolph.		Simeon, B.
18.	Amideus. — Eleutherius	Eleuther.	Florentin. - Apollonius		Johann, K L.
19.	Werner.	Leon.	Werner. — Timotheus	Alphege.	Joh. v. Klost. Trichina.
20.	Agnes v. Montepulciano Jacobina	Hildegonde	Sulpicius		Theodor v. Klost. Tr.
21.	Anselmus. — Jovianus	Anselme	Adolph.		Januarius, B. M.
22.	Cajus, M. — Soter.	Ste Opportune	Lothar.		Theodorus Sikeotes
23.	Georg.	Georges.	Georg.	Georg.	Georg gr. M.
24.	Adalbert, B. — Fidelis	Ste Beuve	Albert.		Sateas, M.
25.	Marcus Evang.	Marc. Ev.	Marc. Evang.	Marc. Evang.	Marcus Evang.
26.	Cletus, Pst. M.	Clet.	Raimarus — Raymund.		Basilius B. M.
27.	Emerentiana.	Polycarpe.	Anastasius		Symeon.
28.	Vitalis und Valeria.	Vital.	Theresia		Jason, Ap.
29.	Petr. v. Mail.	Robert, Abbé	Sibylla		9 Märt. in Kisiza.
30.	Cathar. v. Siena.	Eutrope	Josua.		Jacobus, Apost.

MAI.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Philipp. u. Jacob. Ap. — Walp.	Philippe	Phil. Jacob. -Walpurg.	Philip and James.	Jeremias, Proph.
2. Athanasius	Athanase.	Sigismund		Athanasius d. Gr.
3. Kreuzerfindung.	Jnvent. Ste Croix	Kreuzerfindnng	Invent. of the Cross	Timotheus u. Maurus, M.
4. Florian. — Monica	Ste Monique	Florian.		Pelagia, M.
5. Gotth. B. v. Hildesh. — Pius V.	Augustin	Gotthard		Jrene, M.
6. Norbert. — Dietrich.	Jean Porte-Latine	Dietrich.	Joh. a. p. Lat.	Hiob d. Dulder
7. Stanislaus — Juvenalis — Flavius	Stanislas	Gottfried		Christi Kreuz am Himmel
8. Michael Engel Ersch. — Stanisl.	Ste Désirée	Stanislaus		Johannes Evang.
9. Gregor. Naz.	Gregoire	Hiob.		Jesajas Proph.
10. Antonin. B.	Gordien	Gordian. — Anastasia.		Simon Zelotes, Ap.
11. Mamertus	Mamers	Mamertus		Weihe v. Zargrad.
12. Pancratius	Ste Flavie.	Pancratius		Epiphanius, B.
13. Servatius	Servais	Servatius		Glyceria, M.
14. Bonifacius — Pachomius	Boniface.	Christiane — Johanna		Isidor, M.
15. Isidor. — Sophia	Isidore	Sophia		Pachomius d. Gr.
16. Joh. Nepomuc. — Peregrinus	Pascal	Honoratus		Theodorus K L.
17. Paschalis — Antonius	Josse	Jobst. — Jodocus		Andronicus, Ap.
18. Venantius — Felix a Cantalicio	Celestin.	Liborius — Isaak		Theodot. v. Ancyra, M.
19. Ivo. — Petrus Coelestinus	Bernard.	Sara	Dunstan.	Patricius B. M.
20. Bernhardin v. Siena.	Ste Godolène	Francisca.		Thalaleus. M.
21. Constantin — Helena.	Ste Julie	Prudens — Prudentia		Constantin u. Helena.
22. Julia	Didier.	Helena — Emilia		Basiliscus, M.
23. Desiderius	Donatien.	Desiderius		Michael, B.
24. Johanna. — Hunna	Urbain	Esther		Symeon, K L.
25. Urban.	Jean, Prêtre.	Urban.		Entdeck. d. Hauptes Joh.
26. Philipp. v. Neri	Quadrat.	Eduard.	Augustin, Miss.	Carpus, Ap.
27. Beda Venerab. — Johann Pst.	Hildebert.	Beda.	Venerab. Bede	Therapontes
28. Wilhelm Einsiedl. — Germanus	Germain.	Wilhelm.		Nicetas, B.
29. Maximinus — Sisinnius	Maximin.	Maximilian.	Kg. Karl 2. Restaur.	Theodosia, M.
30. Ferdin. Kön.	Félix	Wigand		Isaak v. Dalmatien.
31. Petronilla.	Ste Pétronille.	Petronilla.		Hermas, Ap.

JUNI.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Crispinus.	Pamphile	Nicodemus	Nicomede, M.	Justinus, M.
2. Petr. Mart. z. Rom – Nicephorus	Pothin.	Marquard.		Nicephorus d. Bek.
3. Erasmus. — Clotildis	Clotilde	Erasmus		Lucilianus, M.
4. Quirinus — Günther	Optat.	Ulrike.		Metrophanes
5. Bonifacius — Christian	Quirin.	Bonifacius.	Boniface	Dorotheus B. M.
6. Norbert.	Norbert.	Benignus		Bessarion d. Wunderthäter
7. Robert	Paul.	Lucretia.		Theodotus B. M.
8. Medardus	Medard.	Medardus — Auguste		Theodorus gr. M.
9. Lup. u. Adelh. — Felic. — Prim.	Pelagie	Barnimus — Flavius.		Cyrillus v. Alex. B.
10. Margar. v. Schottl.	Marguerite	Onuphrius		Timotheus, B. M.
11. Barnabas — Onuphrius.	Barnabé	Barnabas	Barnabas	Barthol. u. Barnabas, Ap.
12. Basilides	Basilide	Blandina.		Onuphrius u. Petrus
13. Antonius v. Padua	Antoine Pad.	Tobias — Alfred.		Aquilina, M.
14. Basilius d. Gr.	Rufin	Modestus		Elisa, Proph.
15. Vitus — Crescentia — Modestus	Cyr.	Vitus		Amos, Proph.
16. Lutgardis — Justina — Benno.	Adolphe	Justina — Roland		Tychon, Wunderthäter
17. Adolph	Avit.	Volkmar	Alban, B.	Manuel, M.
18. Marcus u. Marcellian	Ste Marine	Paulina — Detlav.		Leontius, M.
19. Gervasius – Bonifac. M. in Russl. Julianus.	Gervais.	Gervasius		Judas Ap.
20. Sylverius — Regina	Silvère	Raphael. — Friederike	Translat. of Edward	Methodius, B. M.
21. Aloysius Gonzaga – Abgarus – Albanus	Leufroy.	Jacobina		Julianus v. Tarsus, M.
22. Paulinus	Paulin.	Achatius — Carolina.		Eusebius, B. M.
23. Edeltrud. — Christina	Félix	Basilius		Agrippina.
24. Joh. Bapt.	Jean Baptiste	Joh. d. Täuf.	John Bapt.	Joh. d. Täuf. Geburt.
25. Prosper — Nicomedes	Prospère	Eulogius		Febronia, M.
26. Joh. u. Paulus. (Wetterherrn) — Rud.	Ladislas	Jeremias — Ismael.		David, K L.
27. VII Schläfer — Ladislaus v. Ung.	Crescent.	VII Schläfer		Samson, K L.
28. Leo II. Pst. — Jrenaeus	Jrénée	Leo Pst.		Cyrus u. Johann.
29. Peter — Paul.	Pierre et Paul	Peter — Paul.	Peter	Peter — Paul.
30. Paulus, Ap.	Paul.	Paulus, Ap. — Otto.	Paul.	XII Apost.

JULI.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Theobald.	Martial.	Theobald		Cosmas u. Damianus
2. Mar. Heimsuchung	Visit. de la Vierge	Mar. Heims.	Visitat. of the Virg. M.	Kleid d. Jungf. Mar.
3. Heliodorus — Eugenius	Anatole	Cornelius		Hyacinthus, M.
4. Ulrich. — Joseph Calasanz.	Transl. de St. Martin	Ulrich.	St. Martin.	Andreas v. Kreta, B.
5. Cyrilla	Ste Zoé.	Anselmus.		Athanasius
6. Goar — Augustina	Tranquille.	Esajas		Sissas d. Gr.
7. Wilibald. — Esther	Aubierge	Demetrius	Thomas a Becket.	Thomas u. Acacius
8. Kilian. — Elisab. v. Port.	Ste Elisabeth.	Kilian		Procopius gr. M.
9. Cyrillus — Joh. v. Ducla	Ste Victoire.	Cyrillus		Pancratius, B. M.
10. VII Brüder — Felicitas.	Ste Félicité.	VII Brüder		45 Märt. — Kleid Christi
11. Procopius	Transl. de St. Benoit.	Pius — Eleonora		Euphemia, M.
12. Heinrich II. Kais. - Hermagoras.	Gualbert.	Heinrich.		Proclus, M.
13. Margaretha, M.	Turiaf.	Margareth.		Fest des Erzeng. Gabriel
14. Bonaventura	Bonaventure.	Bonaventura		Aquilas, Ap.
15. Apost. Theilung	Henri.	Ap. Theil.	Swithun, B.	Cyriacus u. Julitta, M.
16. Nepotianus — U. Fr. v. Scap.	Hilaire.	Walter — Augustus		Athenogenes, M.
17. Alexius	Alexis	Alexius		Hyacintha, M.
18. Friedrich — Sim. v. Lip. — Maternus	Clair.	Carolina		Marina, gr. M.
19. Arsenius — Vincentius a Paula	Vincent de Paul.	Ruth — Albanus		Macrina u. Dius, M.
20. Elias	Ste Marguerite.	Elias	Margareth.	Elias Proph.
21. Praxedes	Victor Martyr.	Daniel		Simeon K L.
22. Mar. Magd. - Hildeg. Gem. Karls. d. Gr.	Ste Madeleine.	Mar. Magd.	Mary Magd.	Mar. Magd.
23. Apollinaris — Liborius	Apollinaire.	Albertina.		Trophimus, M.
24. Christina, M.	Ste Christine.	Christina.		Christina, M.
25. Jacobus d. Aelt. Ap. - Christoph.	Jacques, Ap.	Jacob. Ap.	James, Ap.	Entschlaf. d. h. Anna.
26. Anna.	Christophe.	Anna.	Anna.	Hermolaus, M.
27. Pantaleon.	Pantaléon.	Berthold.		Pantaleemon, M.
28. XIV Nothhelf. - Nazar. u. Celsus	Ste Anne.	Innocent.		Prochorus, Ap.
29. Simplicius u. Faustinus, Olaus	Ste Marthe.	Martha.		Callinicus, M.
30. Ladislaus v. Ung. - Joh. Cantius	Abdon.	Beatrix		Silas, Ap.
31. Ignatius v. Loyola	Germain.	Germanus		Eudokimus d. Heil.

AUGUST.

	Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1.	Petri Kettenf. — Makkabäerfest.	Pierre en liens	Petr. Kettenfeier	Lammas-Day.	Holz des Kreuzes Christi
2.	Stephan, Pst. M. — Portiuncula.	Etienne	Portiuncula. — Moses.		Stephanus Protomartyr.
3.	Auffind. d. Reliq. des Stephan.	Invent. S. Etienne	August.		Isaak, Dalmatus u. Faustus
4.	Dominicus — Dympna	Dominique	Perpetua - Aristarchus		VII Knaben v. Ephesus.
5.	Mar. Schneef. - Afra - Osw. Kg. v. Engl.	Yon, mart.	Dominicus.		Eusignius, M.
6.	Verklär. Christi.	Transfigur. de N. S.	Verkl. Christi	Transfiguration	Verkl. Christi
7.	Donatus, B. — Cajetanus	Susc. Ste Croix	Donatus — Afra.	Name of Jesu	Domitius, M.
8.	Cyriacus	Justin.	Ladislaus,		Aemilianus d. Bek.
9.	Romanus	Spire	Romanus.		Matthias, Ap.
10.	Laurentius	Laurent, Mart.	Laurentius	Lawrence.	Laurentius, M.
11.	Susanna.	Susc. Ste Cour	Titus — Henriette.		Euplus, M.
12.	Clara v. Assisi	Claire	Clara.		Photius u. Anicetus.
13.	Hippolytus	Hippolyte	Hildebrand.		Maximus Confessor
14.	Eusebius d. Bek. — Meinhard.	Eusèbe	Eusebius		Micha, Proph.
15.	Mar. Himmelf. — Gebhard.	Assomption.	Mar. Himmelf.	Assumption.	Mar. Himmelf.
16.	Rochus — Philippina.	Roch.	Isaak.		Heil. Bild Christi
17.	Verena. — Sibylla	Mammès	Bertram.		Miron, M.
18.	Helena, Ksrin — Agapetus	Hélène	Emilia.		Florus u. Laurus, M.
19.	Ludw. v. Toulouse. - Sebald. - Marian.	Louis, Ev.	Sebald.		Andreas Stratelates, M.
20.	Bernh. v. Clairv. - Steph. v. Ung.	Bernard	Bernhard.		Samuel, Proph.
21.	Johanna Francisca - Sigismund.	Privat.	Athanasius		Thaddaeus, Ap.
22.	Timotheus u. Symphorian, M.	Symphorien.	Oswald — Eleasar.		Agathonicus, M.
23.	Philippus Benitius.	Sidoine, Ev.	Zachaeus - Ehrenfried.		Lupus, M.
24.	Bartholomäus, Ap.	Barthelemy.	Barthol.	Bartholomew.	Eutyches, M.
25.	Ludwig IX v. Frkr. — Genesius	Louis, roi	Ludwig.		Bartholom. Ap.
26.	Zephyrin. Pst. - Rosa v. Viterbo.	Zephyrien.	Jrenaeus		Adrianus u. Natalia, M.
27.	Aurelius v. Cordova. — Rufinus	Césaire,	Gebhard		Pimenus.
28.	Augustinus, B.	Augustin.	Augustinus	Augustine	Moses Murinus
28.	Joh. Enthaupt.	Decol. de St. J. B.	Joh. Enthaupt.	Joh. the Baptist Behead.	Joh. Enthaupt.
30.	Felix u. Adauctus - Rosa v. Lima	Fiacre	Benjamin.		Alexander Newskj.
31.	Isabella — Bonajuncta.	Ovide.	Rebecca — Christfried.		Gürtel der Mutter Gottes.

SEPTEMBER.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Aegidius (Gilgentag) — Verena	Leu et Giles	Aegidius	Giles, Abt	Simeon, Archimandr.
2. Stephan v Ung.	Lazare.	Rahel — Lea.	London burnt 1666.	Mamantus, M.
3. Ludmilla — Joachim.	Gregoire.	Mansuetus		Anthemus. B. M.
4. Rosalia — Ida — Irmgard	Rosalie.	Moses		Babylas, M.
5. Ehrentrud — Urbanus	Bertin, Abbé	Nathanael.		Zacharias u. Elisabeth.
6. Delphina — Zacharias	Cloud.	Magnus		Wunder des Erzeng. Mich.
7. Regina — Emmeran.	Onésipe	Regina	Enurchus, B.	Sosontes, M.
8. Mar. Geb. — Adrian — Corbin.	Nat. de la Vierge	Mar. Geb.	Nativ. of the V. Mary	Mar. Geb.
9. Gorgonius — Audomar.	Omer.	Bruno.		Joachim u. Anna.
10. Nicol. Tolent. – Mariä Nam. – Pulcheria	Pulcherie	Sosthenes — Albertina		Menodora, M.
11. Felix u. Regula — Hyacinthus	Patient.	Gerhard — Patiens		Theodora.
12. Guido. — Theodora.	Raphael	Ottilia. — Tobias		Autonomus, M.
13. Maurilius — Vigilius	Maurille	Christlieb — Amatus		Christi Tempel.
14. Kreuzerhöh. – Matern. – Nothb.	Ex. de Ste Croix	Kreuzerhöhung.	Holy Cross.	Kreuzerhöhung
15. Nicomedes M.	Nicodème.	Constantia — Hedwig.		Nicetas, gr. M.
16. Editha v. Engl., Columba, Gemin.	Cyprien.	Euphemia.		Euphemia, gr. M.
17. Lambertus B.	Lambert.	Lambertus	Lambert.	Sophia, M.
18. Venantius — Thomas de Vill. Hildegard.	Jean Chrysost.	Siegfried — Gottlob.		Eumenius, B.
19. Januarius	Janvier.	Januarius — Werner.		Trophimus, M.
20. Eustachius	Eustache.	Friederike.		Eustachius, gr. M.
21. Matthaeus Evang.	Matthieu	Matth. Evang.	Matthew, Evang.	Quadratus, Ap.
22. Mauritius	Maurice.	Moritz.		Phocas, B. M.
23. Thecla — Linus	Thècle.	Joel		Empfängn. Joh. d. Täuf.
24. Mar. Freudenfeier — Gerhard.	Adolphe	Joh. Empfängniss		Thecla
25. Maria v. Cervellione. — Adolph.	Cleophas.	Cleophas		Euphrosyna u. Sergius
26. Cyprian, M. – Justina, Josaphat.	Ste Justine	Cyprian.	Old Holyrood.	Tod des Joh. Evang.
27. Cosmas u. Damianus	Côme.	Cosm. u. Dam. – Judith.		Callistratus, M.
28. Wenzel v. Böhmen	Céran.	Wenzel		Chariton d. Bek.
29. Erzeng. Michael — Diethmar.	Michel, arch.	Michael.	Michael	Cyriacus
30. Hieronymus	Jérôme.	Hieronymus	Jerome	Gregor. v. Armenien, B.

OCTOBER.

	Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1.	Rosenkranzfest — Remigius	Rémi	Remigius.	Remigius	Mar. Schutz u. Fürbitte.
2.	Leodegar.	S S. Anges gard.	Vollrad		Cyprian, M.
3.	Dionys. Areopag. — Ewald.	Cyprien.	Ewald.		Dionysius Areopagita M.
4.	Franciscus v. Assisi.	François d'Assisi	Franz.		Hierotheus, M.
5.	Placidus	Ste Aure, V.	Fides		Charitina, M.
6.	Fides — Bruno	Bruno.	Charitas	St. Faith.	Thomas, Ap.
7.	Apulejus — Sergius	Serge.	Spes.		Sergius u. Bacchus, M.
8.	Brigitta v. Schwed.	Ste Brigitte	Ephraim.		Pelagia
9.	Dionys. B. v. Paris	Dénis, Ev.	Dionys.	St. Denys.	Jacob. Alph. Ap.
10.	Gereon.	Géréon.	Amalia — Arwed.		Eulampius, M.
11.	Wendelin. — Franc. v. Borg.	Firmin, Ev.	Burkhard – Wilhelmine		Philippus, Ap.
12.	Maximilian. B. M.	Vilfrid, Ev.	Ehrenfried — Walfried		Heil. Reliqu. v. Malta n. Gatsch.
13.	Eduard — Colomann.	Gérand.	Colomann — Gangolf.	Transl. of King Edward	Carpus, B. M.
14.	Burkhard — Calixtus	Caliste, Pape	Wilhelm.		Nasarius, M.
15.	Theresia — Hedwig	Ste Thérèse	Hedwig.		Euthymius.
16.	Gallus	Gal, Abbé	Gallus.		Longinus, M.
17.	Florentinus	Cerbon.	Florentina.	St. Ethelreda	Hoseas, Proph.
18.	Luc. Evang.	Luc. Evang.	Luc. Evang.	St. Luke Ev.	Lucas Evang.
19.	Petr. v. Alcantara	Savinien.	Ptolemaeus		Joel, Proph.
20.	Vitalis, M. — Caprasus	Sandou.	Wendelin.		Artemius, gr. M.
21.	Ursula — Hilarion.	Ste Ursule	Ursula.		Hilarion d. Gr.
22.	Cordula.	Mellon.	Cordula.		Wunderth. Marienb. zu Kasan.
23.	Severin. — Joh. Capistranus	Hilarion.	Severus		Jacobus, Br. Christi
24.	Raphael	Magloire	Salome		Arethas, M.
25.	Crispin u. Crispinian.	Crépin.	Adelheid.	St. Crispin.	Marcianus, M.
26.	Evaristus — Rusticus	Rustique.	Amandus		Demetrius, gr. M.
27.	Frumentius	Frumence	Sabina — Victoria		Nestor, M.
28.	Simon Jud. Ap.	Simon, Ap.	Sim. u. Jud. Ap.	St. Simon u. St. Jude	Terentius, M.
29.	Narcissus	Faron, Ev.	Engelhard.		Anastasia, M.
30.	Ewald, zwei Brüder.	Lucain.	Hartmann — Absalom.		Zenobius, M.
31.	Wolfgang — Macrinus	Quentin.	Wolfgang.		Stachys, Ap.

NOVEMBER.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Aller Heilig.	La Toussaint.	Aller Heil.	All Saints	Cosmas u. Damianus
2. Aller Seelen	Les Trépassés	Aller Seelen.	All Souls.	Akindinus, M.
3. Hubertus	Marcel, Ev.	Gottlieb.		Akepsimus, M.
4. Carl. Borom.	Charles Bor.	Charlotte	King. Will. III.	Joannicius d. Gr.
5. Vitalis u. Agricola—Emmerich	Ste Berthilde	Erich — Petronius	Pulver Verschwör.	Galakteon, M.
6. Leonhard.	Léonard	Leonhard	Leonhard Conf.	Paulus d. Bekenner.
7. Engelbert — Florentinus	Willebrod	Erdmann		33 Märt. in Melitina
8. Die IV. Gekrönten — Gottfried.	Stes Reliques	Claudius		Fest des Erzeng. Mich.
9. Theodorus, M.	Mathurin.	Theodor. — Engelhard	Lord Mayors-Day	Onesiphorus, M.
10. Tryphon, M. — Andreas v. Av.	Léon, Pape	Mart. P. - Mart. Luther		Erast u. Olympus
11. Martinus, B.	Martin, Ev.	Martin B.	Martin, B.	Mennas, M.
12. Martin, Pst. — Cunibert.	René, Ev.	Kunibert - Maximilian.		Joh. v. Alexandr. Patr.
13. Brixius. — Homobonus. Stanisl. Kostka	Brice, Ev.	Eugenius	Britius, B.	Joh. Chrysostom.
14. Serapion — Justus	Maclou.	Levinus.		Philippus, Ap.
15. Albert. Magn. — Leopold IV.	Eugène	Leopold.	Machutus, B.	Gurius, Samon, Abib, M.
16. Othmar.	Galmier	Ottomar.		Matthaeus, Ap.
17. Gertrud — Gregor. Thaumat.	Agnan, Ev.	Hugo — Salome	Hug, B.	Gregor. v. Neo-Caesar.
18. Gregorius — Odo v. Clugny.	Ste Aude, V.	Gottschalk		Platon, M.
19. Elisabeth. — Pontianus, M.	Elisabeth	Elisabeth.		Obadias, Proph.
20. Felix v. Valois	Edmond	Edmund	Edmund. Kg. and M.	Proclus u. Gregor.
21. Mar. Opferung.	Present. de la Vierge	Mar. Opf.		Mar. Opf.
22. Caecilia.	Ste Cécile	Ernstine.	Cecily	Philemon, Ap.
23. Clemens	Clement.	Clemens	Clement	Amphilochius u. Greg. B.
24. Columban. — Chrysogonus	Ste Flore, V.	Lebrecht.		Katharina, gr. M.
25. Catharina	Catherine	Katharina.	Catherine.	Clemens, P. M.
26. Conrad B. v. Costanz	Geneviève d'A.	Konrad		Alypius u. Georg.
27. Virgilius B. — Jaroslaw.	Jean de Leon	Loth.		Fest d. Mutter-G. Fahne.
28. Eberhard B. — Rufus	Armand.	Günther — Arnold.		Stephan, M.
29. Saturnin u. Sisinnius, M.	Saturnin	Noah — Gerlach.		Paramon, M.
30. Andreas Ap.	André	Andreas	Andrew, Ap.	Andreas, Ap.

DECEMBER.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Eligius	Eloi	Arnold — Natalia		Nahum, Proph.
2. Bibiana, V. M.	Fulgence	Candida.		Habakuk, Proph.
3. Lucius, K. v. Brit. – Franc. Xav.	François Xav.	Cassian.		Zephanja, Proph.
4. Barbara	Ste Barbe.	Barbara		Barbara, gr. M.
5. Sabbas	Sabbas, Abbé	Abigail — Hermine		Sabbas
6. Nicolaus	Nicolas	Nicolaus	St. Nicholas	Nicolaus.
7. Ambros. Ordinat.	Ste Fare, V.	Antonia — Agathon		Ambros. v. Mail.
8. Mar. Empfängniss	Conception	Mar. Empf.	Concept. of the V. Mary.	Patapius
9. Gorgonia — Valerian.	Ste Gorgone	Joachim. — Leocadia		Empfängn. der h. Anna.
10. Eulal. – Melchiad., P. – U. F. z. Loretto.	Ste Joconde	Judith. — Hildebrand		Minas, M.
11. Damasus, Pst.	Fuscien.	Waldemar.		Daniel.
12. Maxentius.	Damase	Epimachus — Valerius		Spiridion, B.
13. Lucia — Ottilia.	Luce, V.	Lucia.	St. Lucy.	Eustratius, M.
14. Spiridion M. — Nicasius	Nicaise	Israel.		Thyrsus, M.
15. Ancilla christ. — Columba	Mesmin	Johanna.		Eleutherius, M.
16. Adelheid.	Adélaide	Ananias	O Sapientia.	Haggai, Proph.
17. Sturmius, Abt — Lazarus	Ste Olympe	Lazarus — Jeremias		Daniel, Proph.
18. Constantia — Gratianus	Gasien, Ev.	Christoph. – Wunibald.		Sebastian, M.
19. Carlmann — Nemesius	Ste Meuris	Manasse. — Loth.		Bonifacius, M.
20. Julius — Ignatius.	Philocome	Abraham.		Ignatius, M.
21. Thomas Ap.	Thomas Ap.	Thom. Ap.	Thomas Ap.	Juliana, M.
22. Honoratus	Honorat.	Beata — Theodosius		Anastasia, M.
23. Servulus— Victoria	Ste Victoire	Ignatius		10 Märt. in Kreta.
24. Hartmann B. — Tharsilla.	Ste Delphine	Adam — Eva		Eugenia, M.
25. Anastasia, M.	Noël	Christtag.	Christmas — Day.	Christi Geburt.
26. Stephanus.	Etienne, Mart.	Stephanus.	St. Stephen.	Fest der Mutter Gottes.
27. Joh. Evang.	Jean, Ap.	Johannes, Evang.	St. John Ev.	Stephanus
28. Unschuld. Kinder.	SS. Innocens	Unschuld. K.	Innocents.	20,000 Märt. in Nikomed.
29. Thom. v. Canterbury.	Thomas de Canterb.	Jonathan.		14,000 Kind. zu Bethlehem
30. Exuperantius.	Ste Colombe.	David		Anisia, M.
31. Sylvester, Pst.	Sylvestre.	Sylvester.	St. Silvester.	Melania d. Heil.

Alphabetisches Verzeichniß der Heiligen.

Das beigefügte Datum bezeichnet meist das Todesjahr und den Sterbetag, der Name des Landes oder der Stadt das Patronat.

A.

	Seite
Aaron, Hoherpriester.	90
Abel, von Kain erschlagen; Gedächtnißtag: 2. Jan.	90
Abgarus, Fürst v. Edessa; Salvatorbild. — 21. Juni	105
Abraham, der Erzvater; 20. Decemb.	90
Abraham v. Chidane, Einsiedl. in Syr. 350. 16. März.	184
Achatius, Bisch. v. Antioch. unter Decius 250. 8. Mai	
Accursius, Franciscaner zu Sevilla 1220. 12. Mai	161
Adalbert, B. v. Prag, Miss. der Ungarn, Polen und Preußen, 997. 24. Apr.	163 223
Adam und Eva. 24. Decemb.	89
Adelgunda, fürstl. Jungfr. und Nonne — Maubeuge. 643. 30. Jan.	71 177
Adelheid, Gemahl. des Kais. Otto I., 999. 16. Decemb.	176
Adjutor, Benedict. 1131. 1. Nov.	197
Adrian, röm. Krieger u. Märt. unter Maximian; Patr. v. Lissab. 8. Sept.	171 183
Aegidius, Einsiedl. in Frkr. 680. – Jülich, Osnabrück – 1. Sept. (Gilgentag)	62 167
Afra, Märt., Patr. v. Augsburg. 304. 5. Aug.	168
Agapetus, Märt. 273. 18. Aug.	168
Agatha, Märt.; Patr. der Maltheser. 250. 5. Febr.	170 171
Agathocles, Märt. 10. März.	170
Agnes, Märt. 300. 21. Jan.	53 168
Albanus, Bisch. und Patr. v. Mainz. 21. Juni.	223
Albertus Magnus, Dominican., Bisch. v. Regensburg. 1280. 15. Nov.	223
Albertus v. Ogna, Bauer.	229
Albertus Siculus, Carmeliter, Patr. v. Sicil. 1306.	205
Albertus v. Vercelli, Bisch. um 1200. 8. Apr.	223
Aldegunda s. Adelgunda.	
Alexander, röm. Soldat. — Freiburg im Breisgau. 26. Febr.	162 183
Alexander, Kohlenbrenner und Bisch. 11. Aug.	228
Alexander Newsky, Großfürst v. Rußland. — 1263. 30. Aug.	
Aloysius Gonzaga, Jesuit, Mantua. 1591. 21. Juni.	217
Amadeus v. Savoyen; Patr. v. Savoyen. 31. März.	141
Amandus, B. v. Mastricht, Miss. in der Gascogne, 620. 6. Febr.	177
Ambrosius B. v. Mailand, 397. 4. Apr. — Ordination dess. 7. Decemb.	224

Seite

Amos, Prophet. 18. Nov. 93
Anastasia, Märt. auf dem Scheiterhaufen, 304. 25. Dec. 168
Anastasius, v. Pers., Märt. 627. 27. Febr. 165
Anatolia, Märt. auf dem Scheiterhaufen. 3. Juli. 167
Andreas, Ap. — Burg, Brab., Luxenb., Mind., Schottl., Rußl. 30. Nov. 97
Angelus, Carmeliter, Märt. 1225. 5. März. 205
Anna, Mutter der heil. Jungf., Patr. v. Braunschweig 26. Juli. 141
Anselmus v. Canterb.. Patron v. Mantua 1109. 21. April. 130 141 225
Ansgarius, B. v. Hamb., Ap. d. Dänen, Patr. v. Hamb. u. Bremen, 864. 3. Febr.
Anthemus, Bisch. und Märt. 3. Sept. 223
Antonia, Märt. um 300. 7. Decemb. 172
Antonius, d. Einsiedler, in Aeg. — 356. 17. Jan. 77 185
Antonius, v. Padua, Franciscan.; Padua, Hildesh. 1231. 13. Jun. 59 130 210
Apelles, Einsiedler. 185 227
Apollinaris, B. v. Ravenna im I. Jahrh. — Clermont, Valence. 23. Jul. 164 223
Apollonia, Märt. 250. 9. Febr. 171
Apollonius, Diak. u. Märt. — Braga, Brescia. 300. 169
Aquila und Priscilla, Gehülfen des Ap. Paulus, 14. Jul. 227
Aquilinus, Priest. 13. Juni. 161
Arcadius, Märt. 12. Jan. 164
Aristion v. Alexandr. Märt. auf dem Scheiterhaufen. 169
Arnold, Patr. der Bierbrauer in Flandern. 1. Decemb.
Artemius, Märt. unter Julian Apostata. 360. 20. Oct. 183
Athanasia, Aebtissin. 228
Athanasius, B. v. Alex. Pater orthodoxiae; 373. 2. Mai
Augusta, Märt. um 300. 8. Jun. 168
Augustinus, B. v. Hippo 430. 28. Aug. 72 130
Aurelius v. Cordova, Märt., Patr. v. Hirschau. 27. Aug.

B.

Balbina, Tochter des Quirinus; fand Petri Ketten wieder, 130. 31. März.
Baldomer, (Galmier) Einsiedl., vorher Schlosser, 660. 16. Nov. 227
Balthasar. 6. Jan.
Barbara, Märt.; Guastalla, Mantua. 230. 4. Decemb.
Barnabas, Gehülfe Pauli u. B. v. Cypern, gesteinigt. — Cypern. 11. Jun. 173
Bartholomäus, Ap.; — Frankf. a. M. 24. Aug. 98
Basilius d. Große, Bisch. v. Cäsarea 379. 14. Jun. 194
Basilius, Märt. nm 361. 26. Apr. 74
Bavo, Brabant. Edelm., spät. Einsiedl. bei Gent, — Gent. Harlem. 654. 3. Mai 185
Beatrix, Schwest. der Märt. Simplicius u. Faustin, Märt. 303. 29. Juli.
Beatrix, v. Este — 1261. 19. Jan. 161 172
Beda Venerab. 735. 27. Mai.
Benedict. v. Nursia, 543. 21. März. 82 196 197
Benignus, v. Rom, Ritter. — Dijon. Piemont. 6. Jun. 184
Benno, B. v. Meißen, — Bayern. 1106. 16. Juni.

Seite
Bernh. v. Clairv., Cistercienser-Abt, Dr. mellifluus 1153. 20. Aug. 141 203 224
Bernhard de Tironio, Einsiedl. 1117. 21. Novbr. 185 227
Bernhardin v. Siena, Franciscan., Siena. — 1441. 20. Mai. 211
Berthold, Abt zu Garsten, 1130. 27. Jul.
Bertulph, Abt zu Rentey, 710. 5. Novbr. 72
Bibiana, Märt. — Sevilla. 362. 2. Dec.
Blandina, Märt., einer wilden Kuh vorgeworfen, um 177. 12. Juni.
Blasius, B. v. Sebaste in Armenien. — Ragusa. 304. 3. Febr. 173 223
Boleslaus, Kön. v. Polen, 992. 17. März.
Bonavent., Franciscan. B., Dr. seraphic., - Lyon. 1274. 14. Juli. 210 222 225
Bonifac., Erzb. v. Mainz, Ap. der Deutsch. Thüring. Fulda 755. 5. Jun. 223 224
Bothschafter, die vier: Antonius, Quirinus, Ruprecht, Valentin.
Brigitta v. Schottland, 525. 1. Febr.
Brigitta v. Schweden, Stift. des Brigittenord., Schweden. 1373. 8. Oct. 214 227
Brixius B. v. Tours; um 400. 13. Nov.
Bruno, Cartheuser, — Cöln. 1101. 6. Oct. 199 201
Burkhard. B. v. Würzburg, — Würzburg, Worms. 753. 2. Febr.

C.

Caecilia, Märt. 220. 22. Nov.
Cajetan, Stift. des Theatinerordens. 1547. 7. Aug.
Cajus, Pst. u. Märt. — Malaga. 296. 22 Apr.
Calixt. I. B. v. Rom, Märt. — Sevilla. 226. 14. Oct. 173 222
Carolus Boromäus, Cardinal, — Mailand. 1584. 4. Nov.
Casilda, Tochter eines Saracen. Fürsten zu Toledo, Pflegerin der gefangenen Christen. 1126. 18. Jan.
Casimir, Sohn Casimirs III. v. Polen 1484. 4. März.
Caspar. 6. Jan.
Cassius, Ritt. der Thebaischen Legion, Märt. — Bonn. 280. 8. Oct.
Castor, Priest. im IV. Jahrh. — Coblenz. 8. Nov. 64
Chamuel, Engel. 2. Oct. 40
Charitina, Märt. 5. Oct. 82 170
Christiana Ancilla, Dienstmagd, ein Muster christl. Tugend IV. Jahrh. 15. Dec.
Christina, Jungfr. u. Märt. 300. 24. Jul. 166 171 173
Christophorus, Märt. im III. J. — Braunschweig. 25. Juli. 130 185
Chrysanthus, Märt. zu Rom. 250. 25. Oct. 165 167
Chrysogonus, Märt. 303. 24. Nov.
Chrysostomus, B. v. Konstant. 407. 27. Jan. 223 224
Clara, Clarissin, 1253. 12. Aug. 212
Clemens Romanus, Pst. 91. 23. Nov. 65 222
Clotildis, Königin v. Frkr. 534. 3. Jan.
Clodoaldus (Cloud) Benedictiner, 560. 6. Sept. 177 178
Coelestin V. Papst und Cölestiner-Eremit, 1300. 6. Apr. 213 222
Coletta, Priorin der Clarissen, 1446. 5. März.
Columba, Märt. — Cordova. 273. 15. Dec. 168

Seite
Columban, Bisch. 615. 24. Nov. 225
Conrad, B. v. Costanz, Patr. v. Schwaben, 976. 26. Novbr.
Conrad. v. Piacenza, Franciscan., — Piacenza. 1351. 19. Febr. 102
Constantinus d. Gr. 337. 21. Mai. 183
Constantius und Maxentius, Märt. zu Trier 300. 12. Dec.
Corbinian, B. v. Freisingen 730. 8. Sept. 224
Cordula, Jungfr. u. Märt. zu Cöln. 450. 22. Oct.
Cornelius, Pst. u. Märt. zu Rom 253. 16. Sept.
Cosmas und Damianus, Aerzte und Märt. in Sicil. — Böhmen, Salamanca. 303. 27. Sept. 229
Crescentia, die christliche Erzieherin des Vitus, Märt. 303. 15. Juni 221
Crispin und Crispinian, — Osnabrück. 308. 25. Oct. 228
Cunibert, B. v. Cöln 663. 12. Nov. 71
Cyrillus, B. v. Alexandr. 28. Jan.
Cyrillus u. Methodius, Apost. der Slawen u. Bulgar. um 820. 11. März. 224
Cyrillus, Carmeliter. 1244. 18. März. 205
Cyrillus B. v. Jerusalem. 386. 18. März.
Cyprian, B. v. Karthago, 258. 26. Sept. 223
Cyprian, Märt. mit Justina zugleich — 26. Sept. 76
Cyriacus, Diakon um 284. — Ancona. 8. Aug. 181 221

D.

Damasus, Pst. 384. 11. Dec.
Damianus, s. Petr. Dam. 181
Daniel, Proph. 11. Dec. 74
David, König. 30. Dec. 91
David, B. v. Wallis. — Utrecht. 544. 30. Dee. 70
Demetrius, Proconsul, 290. 26. Oct. 165
Deodatus, Bisch. v. Nevers, spät. Einsiedl. 679. 186 225
Desiderius B. v. Vienne, 612. 23. Mai 172
Desiderius B. v. Langres. 23. Mai. 223
Didacus, Franeiscaner-Laienbruder, 1463. 13. Nov.
Dionysius Areopagita (Apostelg. 17, 34) Märt. — Frankreich. 3. Oct. 223
Dionysius, B. v. Paris, Märt. unter Domitian. — 9. Oct.
Dismas, der gute Schächer (der böse heißt im Evang. Nicodemi Gestas) — 25 März.
Dominicus, Stift. d. Ord. der Dominic. (Domini canes) Madr. 1221. 6. Aug. 206
Donatianus, B. v. Nantes — Gent. 287. 23. Mai. 165 223
Donatus, B. v. Arezzo, Märt. — Arezzo, Vicenza. 361. 7. Aug. 172
Dorothea, Märt. unter Diocletian, 6. Febr.
Drogo (Drüon) Patr. der Schäfer, im VII. Jahrh. 16. Apr. 266
Dunstan, Erzb. v. Canterbury, 961. 19. Mai. 225
Dympna, von ihrem eigenen Vater ermordet, um 500. 4. Aug. 161

E.

Echenus (Ecianus) Bisch. in Irland 577. 63
Editha, Schwest. des Kön. Edgar v. Engl., Nonne, 984. 16. Sept. 178

Seite
Edmund, Angelsächs. König und Märt. 870. 20. Nov. 167 176
Eduard, d. Märt., K. v. Engl. 978. 20. Juni. 176
Eduard, d. Bekenner, K. v. Engl. 1066. 13. Oct. 176
Eleutherius, Märt. zu Messina 120. 18. Apr. 169
Elias, Proph. 20. Juli. 92
Eligius, B. v. Noyon, — Noyon. 659. 1. Dec. 171 225
Elisa, Proph. 14. Jun. 92
Elisabeth. v. Thüringen, — Thüringen, Hessen. 1231. 19. Nov. 178 211
Elisabeth v. Portugal, Königin, † als Franciscan. 1338. 8. Jul. 179
Emerentiana, Märt. 304. 27. Apr. 173
Emmeran, Ap. der Baiern; 652. 22. Sept. 166. 223
Engelbert, Erzb. v. Cöln, Patr. v. Essen, 1225. 7. Nov.
Ephrem Syrus, Mönch, Kirchenlehrer. — Asturien. 378. 1. Febr. 186
Epimachus, Märt. 12. Dec. 171
Erasmus, B. u. Märt. unter Diocletian. 3. Jun. 173 223
Erich, Kön. v. Schweden, Märt. — Schweden. 1131. 24. Jan.
Eugenius, B. v. Toledo. 3. Juli. 163 224
Eulalia v. Merida in Spanien. — Barcelona, Merida. 10. Dec. 68 168
Eulogius, Bischof v. Toledo — Oviedo. 25. Juni. 165
Euphemia, Tochter eines römischen Patriciers, Märt. 290. 13. Apr. 161 172
Euphrasia, Minimen-Nonne, 1534. 13. März. 215
Euphrosyna v. Alexandrien, in ein Mönchsgewand gekleidet, in einem Kloster 38 Jahre lebend, um für eine Verletz. der ehelich. Treue zu büßen. 470. 11. Febr.
Eusebius v. Samosata, 369. 22. Juni. 173
Eusebius B. v. Rom. 310. 14. Aug. 163
Euseus, Einsiedler bei Sierravalle im XIV. Jahrhundert, mit Schuhmacherei beschäftigt. — 10. Apr. 186
Eustachius, römischer Feldherr. — Madrid. 119. 21. Mai. 61 169 183
Eutropius, Bischof und Märtyrer um 308. 30. Apr.
Ewald, zwei Brüder, der schwarze und weiße, Miss. u. Patr. v. Westphalen, 693. 30. Oct.
Exuperantius, Bisch. und Märt. unter Maximian. — Zürich. 30. Dec. 223

F.

Fabian, Papst. 253. 20. Jan. 69 222
Febronia, Nonne zu Nisibis, Märt. 300. 25. Juni. 179
Felician, Märt. zu Rom. 287. 9. Juni. 223
Felicitas, Märt. mit ihren 7 Söhnen, 160. 10. Juli. 272
Felix, Papst und Märt. 274. 30. Mai.
Felix a Cantalicio, Capuciner. 1587. 18. Mai. 131 216
Felix v. Nola, Diakon. 14. Febr. 221
Felix v. Valois, Trinitarier, 1212. 20. Nov. 214
Ferdinand v. Castilien. 1252. 30. Mai. 176
Fiacrius, Einsiedler in Breuil bei Meaux, 670. 20. Aug. 186
Fidelis v. Siegmaringen, Capucin. v. Calvinisten erschlag. 1622. 24. Apr. 164 216

Seite
Fides, Spes, Charitas, die drei Töchter der heiligen Sophia. 6. Oct.
Firminus, erster Bischof v. Amiens, Märt. 11. Oct. 223
Flavian, Patr. v. Konstantinopel. 449. 9. Mai. 162 223
Florens, Einsiedler, dann Bischof v. Straßburg. 675. 55
Florentinus, Bischof im V. Jahrh., Besieger eines Drachen. 84
Florian, Ritter, Patron v. Oesterreich. 300. 4. Mai. 173
Fortunatus, Märt., 250. 3. März. 174
Francisca v. Rom, Stifterin der Congregation vom Oelberg. 1440. 9. März.
Franciscus v. Assisi, — Assisi, Mirandola. 1226. 4. Oct. 86 210
Franciscus Borgia, Jesuit und Cardinal 1572. 11. Oct. 177 217 223
Franciscus de Paula, Stifter des Minimen-Ordens, 1507. 2. Apr. 215
Franciscus v. Sales, Bischof v. Genf, 1622. 29. Jan.
Franciscus Xaverius, Jesuit und Miss. in Ostind., — Navarra. 1552. 3. Dec. 217
Fridolin, Abt und Missionar in der Schweiz, 540. 6. März.
Friedrich v. Utrecht, Bischof und Märtyrer. 833. 18. Juli. 162 223
Fructuosus, Bischof v. Taragona, Märt. — Segovia. 259. 16. Apr. 169 223

G.

Gabriel, Erzengel. 24. März. 40
Gallus, Gründer der Abtei St. Gallen, — St. Gallen. 595. 16. Oct. 186 227
Gangolf, siehe Gengulphus.
Gekrönte, die vier: Severus, Severianus, Carpophorus, Victorinus, — Steinmetzen, die Diocletian in den Tiber werfen ließ, worauf sich über dem Wasser vier Kronen zeigten; Patrone der Bauhütten. — 8. Nov.
Geminianus, Bischof v. Modena, zur Zeit des Kaisers Augustus. 16. Sept. 224
Genesius, Schauspieler und Spötter, dann Bekenner des Christenth. und Märt. 280. 25. Aug.
Gengulphus, Kriegsmann unter Pipin, Patr. d. Niederl., Harl. 760. 13. Oct. 165
Genoveva v. Brabant, Gemahlin des Herzogs Siegfried. 26. Nov.
Genoveva v. Paris, Nonne, um 500. — Paris. 3. Jan.
Georg v. Kappadocien; Patr. v. Deutschland, Genua. 303. 23. Apr. 85 183
Gerasimus, Abt. 475. 4. März. 74
Gereon, Soldat in der Theb. Legion, Märt. zu Cöln. 297. 10. Oct. 162 182
Gerhard, Bischof und Apostel der Ungarn. 1046. 24. Sept. 223
Gerlach, Einsiedler im XII. Jahrh. 29. Nov. 187
Germanus, B. v. Paris 576. 28. Mai. 225
Gertrud v. Nivelle, fürstliche Jungfrau und Aebtissin. 664. 17. März. 178
Gertrud v. Eisleben, Aebtissin. 1334. 17. Nov.
Gervasius, Märt. zu Mailand im II. Jahrh. 19. Juni. 163 170
Gideon. 28. März. 91
Goar, Einsiedler bei Trier, 575. 6. Juli. 188
Godolena, ermordet von ihrem Gatten, 1034. 20. Mai. 173
Gottfried v. Kappenberg, Prämonstratenser. 1127. 7. Mai. 204
Gotthard v. Bayern, Bischof v. Hildesheim — Patr. v. Gotha. 1038. 5. Mai.
Gregor der Große, Papst, 604. 12. März. 70 140 222

Seite

Gregorius Eremita, Einsiedler, dann Papst; 18. Nov. 187
Gregor v. Nazianz. 390. 9. Mai.
Gregor v. Nyssa. 394. 10. Jan.
Gualbertus, Valombrosaner=Mönch. 1073. 12. Juli. 130 199
Gualfardus, Sattler in Augsburg, dann Einsiedler. 1127 188
Gudula, Jungfrau aus Brabant, Patronin v. Brüssel. 8. Jan.
Guilelmus, Benedictiner um 1157. 31. März. 198

H.

Habakuk, Proph. 2. Dec.
Hedwig, Herzogin v. Schlesien — Patronin v. Schlesien. 1243. 15. Oct. 131
Heinrich II. Kaiser. — Patron v. Bamberg. 1024. 13. Juli. 175
Helena, Mutter Konstantins des Großen, Patronin v. Trier. 326. 18. Aug. 176
Heribert, Bischof v. Cöln. 1022. 16. März. 225
Hermagoras, Bisch. v. Aquileja im I. Jahrh., Patr. v. Kärnthen u. Krain. 12. Juli.
Hermannus Josephus, Prämonstrat., Patr. der Knab., 1180. 6. Apr. 131 164 204
Hermenigild, Sohn des Westgothenkönigs Levigild, 586. 13. Apr. 165
Hieronymus, Cardinal, 420. 30. Sept. 74 86 222
Hilarion, Einsiedler auf Cypern, 371. 21. Oct. 189
Hilarius v. Arles, Bischof — Parma. 449. 70 82 224
Hilarius v. Poitiers. Bischof — Poitiers. 368. 14. Jan.
Hildegard, Gemahlin Karls des Großen. 783. 22. Juli. 176
Hiob. 6. Mai 93
Hippolytus, Priester und Märt. zu Rom — Carthagena. 304. 13. Aug.
Homobonus, Kaufmann zu Cremona — Lyon, Cremona. 1197. 13. Nov. 229
Honoratus, Bischof v. Arles — Toulon, Perpignan. 22. Dec.
Hubertus Bischof. v. Lüttich. — Lüttich, Jülich, Augsburg. 727. 3. Nov. 61
Hugo, Cartheuser, Bischof v. Grenoble. — Grenoble. 1132. 1. Apr. 201
Hunna, Patr. der Wäscherinnen. — 24. Mai. 228
Hyacinthus, Dominicaner. 1257. 15. Aug. 141 207

J.

Jacobus Major, Apostel — Spanien. Compostella, 25. Juli. 97 226
Jacobus Minor, Apostel. 1. Mai 98
Jacobus Allemannus, Dominicaner. 1491. 1. Mai. 265
Januarius, B. v. Benevent; Märt. - Schutzpatr. v. Neap. 304. 19. Sept. 161 223
Ida v. Toggenburg, Nonne, 790. 4. Sept.
Jeremia, Proph. 1. Mai. 92
Jesajas, Proph. 9. Mai. 92
Ignatius, Bischof v. Antiochien, (angeblich das Kind, das Christus unter die streitenden Jünger stellte; Matth. 18, 2 ff.) 116. 1. Febr. 74 223
Ignatius v. Loyola, Stifter des Jesuitenordens; 1556. 31. Juli. 217
Ildephonsus, Bischof v. Toledo. 667. 23. Jan. 141 225
Joachim, Vater der Jungfrau Maria. 20. März. 140
Jodocus, (Josse, Jobst) Eremit. 668. 17. Mai. 177

Seite
Joel, Proph. 19. Oct. 74 93
Johannes Bapt. Geburt 24. Juni. Enthauptung 28. Aug. — Amiens, Avignon, Breslau, Florenz, Leipzig. 53 164 184
Johannes a Cruce, Carmeliter. 1091. 24. Nov. 141
Johannes Evang. — Mecklenburg. 27. Decemb. 71 82 97 99
Johannes Evang. ante portam Latinam, weil er dort unter Domitian in siedendes Oel geworfen wurde. 6. Mai.
Johannes Capistranus, Franciscaner, 1456. 23. Oct. 210
Johannes Chrysostomus, B. v. Konstant. 407. 14. Sept. — Festtag 27. Jan. 224
Johannes Damascenus, einer der ausgezeichnetsten Kirchenlehrer der späteren Zeit, und Verfasser einer um 730 geschriebenen, gelehrten Vertheidigungsschrift für die Bilder gegen den Kaiser Leo d. Isaurier, mit welcher er, wohl ohne es zu ahnen, der schlauen Politik des Chalifen diente, dessen Unterthan er war. Der Kaiser nämlich, der sein Reich verloren sah, wenn er nicht dem moralischen Uebergewicht der Araber über die Griechen eine sittliche Reformation der verderbten Kirche entgegenstellen konnte, wollte diese mit der Beseitigung des Bilderdienstes beginnen. Der Chalif wandte daher, aus Furcht vor dem günstigen Erfolg dieser Maßregel, während er äußerlich und direct ein entschiedener Gegner der Bilder war, jenes Mittel indirecter Einwirkung an, um jene Reformation zu vereiteln. Was die Römischen Päpste und ihre Stellung zu dem Bilderstreit im griechischen Reich betrifft, so sagt Gfrörer in seiner Allgemeinen Kirchen-Geschichte S. 194. treffend genug: „Hätte Leo der Isaurier, statt die Bilder zu stürmen, ihre religiöse Verehrung zum Gesetz erhoben, so würden höchst wahrscheinlich die Päpste, dem Beispiel Gregors des Großen folgend, den Bilderdienst für Abgötterei erklärt haben. Der Stuhl Petri ergriff jede Gelegenheit, von den Griechen loszukommen. Wenn diese sich rechts schwenkten, so ging man in Rom links und umgekehrt." — Johannes Damascenus starb 760. 140 228
Johannes de Deo, Francisc., Stift. der Barmherz. Brüder, 1550. 8. März. 211
Johannes Gualbertus 12. Juli. 130
Johannes de Leon, Patron der Köche. 27. Nov. 229
Johannes de Matha, Trinitarier 8. Febr. 213
Johannes Nepomucenus Märt. — Brückenheiliger. 1383. 16. Mai
Johannes v. Rheims, Benedictiner. 570. 197
Johannes Thaumaturgus und Cyrus, 31. Jan. 225
Jonas, Proph. 1. Aug. 93
Jophiel, Engel. 2. Oct. 40
Josaphat, Bischof und Märt. 26. Sept. 165 223
Joseph, Pflegevater Jesu. 19. März 130
Josua und Caleb. 30. Apr. 91
Irene, aus Konstant., v. Timoth., d. Schül. Pauli getauft, Märt. 5. Mai. 161
Irenäus, Bischof v. Lyon, — Lyon. 202. 28. Juni. 223
Isidorus, Bischof v. Sevilla, 636. 15. Mai. 223
Isidorus, Bauer in Spanien. 1170. 10. Mai. 229
Jucunda, Märt. unter Diocletian. — Alcala. 10. Dec. 179

Seite
Judas Ischarioth, der Verräther. 98
Judas Thaddäus, Apostel. — Goslar. 28. Oc. 98 164
Julia, Märt. 22. Mai.
Juliana, Märt. um 300. 16. Febr.
Julianus v. Ancyra. 7. Jan. 84 170
Julianus v. Emesa, Märt. 312. 27. Febr. 171
Julianus Hospitator. 7. Jan. 189
Julitta, Märt. in Kappadocien. 15. Juli. 161
Julius I. Papst. 352. 12. Apr.
Justina, Märt. 304. 16. Juni. 76
Justinus, Märt. 167. 15. Apr.
Justus und Pastor, zwei Knaben und Märt. zu Alcala in Spanien — Narbonne. 306. 28. Febr.
Juvenalis, Bischof. 8. Mai. 223
Ivan, Einsiedler, um 910. 5. Aug. 139
Ivo, Jurist in Frankreich. 1303. 19. Mai 265

K.

Kanut, König von Dänemark. 1085. 19. Jan. 165 176
Karl der Große. — Frankfurt, Aachen, Hildesheim. — 814. 28. Jan. 175
Katharina v. Alexandrien. Märt. 290. 25. Nov. 172 180
Katharina v. Bologna, Clarissin. 1463. 11. März. 131 212
Katharina v. Schweden, Tochter der heil. Brigitta. 1381. 63 177
Katharina v. Siena, Dominicanerin. 1380. 30. April. 130 208
Kilian, Bischof v. Würzburg, Apostel der Franken. 689. 8. Juli. 162 223
Kirchenlehrer.
Die 4 großen im Occident: Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregorius.
Die 4 großen im Orient: Athanasius, Basilius, Chrysostomus, Gregor von Nazianz.
Könige, die heil. drei: Caspar, Melchior, Balthasar. 6. Jan.
Kunigunde, Gemahl. Kaisers Heinrich II., 1040 oder 1033. 3. März. 176

L.

Ladislaus, Kön. v. Ung., Patr. v. Ung. 1095. 30. Jul. Elevation 27. Jun.
Lambert, Bischof v. Mastricht. — Lüttich, Münster. 708. 17. Sept. 165 223
Lanfrancus, Bischof. 1089. 21. Juni. 197
Laurentius, Diakon zu Rom. Märt. — Merseburg, Nürnberg, Rotterdam. 258. 10. Aug. 170 221
Lazarus, Mönch zu Konstantinopel. 17. December. 265
Leo, der Große, Papst. — Bayonne. 461. 10. Novbr. 222
Leocadia, Märt. zu Toledo, von einem Thurm herabgestürzt, 300. 9. December.
Leodegar, Bischof von Autun. — Luzern. 678. 2. Oct. 174
Leonhard, Eremit bei Limoges. 559. 6. Nov.
Leopold, Markgraf von Oesterreich. — Kärnthen. 1136. 15. Nov. 175
Levinus, Bisch. v. Irland, Miss. v. Brabant. 656. 14. Novbr. 223

Seite
Liberius, Bisch. v. Mans. — Paderborn. 340. 23. Juli.
Longinus, römischer Hauptmann unter dem Kreuz Christi. 15. März. 182
Lucas, Evangelist. 18. Oct. 99
Lucia, Jungfrau und Märt. zu Syrakus. — Augenübel. 13. Dec. 264 268
Lucius, König v. Britannien. 180. 3. Dec.
Ludger, Bisch. v. Münster, Patron von Ostfriesland. 809. 26. März.
Ludmilla, Herz. v. Böhmen, mit einem Schleier erdrosselt. Böhmen. 927. 3. Sept.
Ludovicus v. Tolosa, Franciscaner, Bischof v. Toulouse. 1297. 19. Aug. 177
Ludwig IX., König v. Frankreich. 1270. 25. Aug. 175
Lutgardis, Cistercienser-Aebtissin in Brabant. 1246. 16. Juni. 131 203
Lupus und Adelheid v. Bergamo. 9. Juni.

M.

Macarius v. Alexandrien, Einsiedler, 400. 2. Jan. 189
Macarius v. Rom, 19. Jan. 74
Maclovius, s. Machutius
Machutius, Bischof. 564. 15. Nov.
Macra, Märt. um 303. 171
Macrina, Einsiedlerin um 500. 63
Märtyrer.

Große Märtyrer der Griechischen Kirche:

Artemius, 20. Oct.	Katharina, 24. Nov.
Barbara, 4. Dec.	Marina, 18. Juli.
Demetrius, 26. Oct.	Nicetas, 15. Sept.
Euphemia, 16. Sept.	Procopius, 8. Juli.
Eustachius, 20. Sept.	Theodorus, 8. Febr. u. 8. Juni.
Georg, 23. April.	Theodorus Tyro, 17. Febr.

Magdalena (Luk. 7, 37) 22. Juli; Bekehrung 1. April. — Marseille. 86
Magnus, Gründer des Klosters Füßen, 666. 19. Aug. 54 197
Maleachi, Prophet, 3. Jan.
Marcellus, Papst, 309. 16. Jan. 222
Marciana, Märt. 300. Von einem Löwen verschont, von einem Leoparden zerrissen.
Marcus, Evangelist, Patron v. Venedig. 25. April. 99
Marcus Eremita, um 400. 190
Margaretha, Märt. 300. 13. Juli. 180
Margaretha de Cortona, Franciscanerin. 1297. 22. Febr. 211
Margaretha v. Schottland. 1093. 10. Juni.
Margaretha v. Ungarn, Franciscanerin. 17. Febr.
Maria, Fürbitterin. 1. Oct. 137
Himmelskönigin. 15. Aug. 137
Mater dolorosa. Freitag vor dem Palmsonntag. 137 138
Namensfest. 10. Sept.
Schneefeier, zum Andenken an die 440 geweihte älteste Marienkirche zu Rom 5. August. In der Nacht nach dem heißen Tage fiel Schnee.

	Seite
Maria Aegyptiaca, Einsiedlerin am Oelberg. 2. April.	192
Maria Magdalena, s. Magdalena.	
Maria Magdalena de Pazzis, Carmeliterin 1607. 27. Mai.	131 142 206
Maria v. Dignies, Augustinernonne, 1213. 10. Sept.	213
Marina, Einsiedlerin. 18. Jun.	192
Marinus, Einsiedler in der Nähe v. Rimini, IV. Jahrh. — St. Marino.	190
Marius, Märt. zu Rom. 270. 19. Jan.	190
Martin v. Tours, Bischof. 402. 11. Nov.	183
Martin, Papst. 655. 12. Nov.	
Martina, Märt. um 230. 30. Jan.	169 171
Martinianus, Einsiedler zu Athen im IV. Jahrh. 13. Febr.	60
Martha, (Joh. 11, 1 ff.) Cadix. 29. Juli.	
Maternus, angebl. d. auferweckte Jüngling zu Nain, B. v. Trier. 14 Sept.	224
Mathäus, Evangelist. 21. Sept.	98 99
Matthias, Apostel. 24. Febr.	98
Mathildis, Gemahlin des Kaisers Heinrich I. 14. März.	176
Mathurinus, 9. Nov.	
Maurilius, Bisch. v. Angers, um 580. 13. Sept.	
Mauritius, Anführ. der christl. Theb. Legion, Märt. Magdeb. 280. 22. Sept.	182
Maurus, Benedictiner-Abt, 543. 15. Jan.	197
Maximus, Bisch. v. Nola, um 250.	56
Maximus v. Turin, Einsiedler. 465. 25. Juni.	63
Maximinus, Bisch. v. Trier. — Aix. 349. 29. Mai.	
Medardus, Bisch. v. Noyon. 545. 8. Juni.	68 72
Meinhard, Apostel in Livland. 1180. 14. Aug.	
Melania, die Heilige, um 400. 31. Dec.	
Melanius, Bisch. v. Rennes.	225
Melchior. 6. Jan.	
Melchisedek.	90
Methodius, Apostel der Slaven u. Bulgaren. 899. 11. März.	224
Micha, Prophet. 10. März. 14. Aug.	93
Michael, Erzengel. — Brüssel. England. 29. Sept.	39
Modestus, Priester u. Erzieher des St. Vitus. 15. Juni.	
Monica, Mutter des Augustinus. 387. 4. Mai.	
Mose. 2. Aug.	90
Muttergottesbild von Kasan.	148
= = Nowgorod.	145
= = Smolensk.	148
= = Tichwin.	147
= = Tolga.	147
= = Twer.	148
= = Wladimir.	146
N.	
Nahum, Prophet. 1. Dec.	
Narcissus, Bisch. v. Jerusalem. 216. 29. Oct.	225

Seite
Natalia, Gemahlin d. Adrian und mit ihm zugleich Märt. — Lissabon. 26. Aug. 1. December. 74
Nestor, Bischof um 1100. 26. Febr.
Nicasius, Bischof v. Rheims. — Rouen. 430. 14. Dec. 223
Nicetas, gr. Märt., Patron der Gothen, 372 verbrannt. 15. Sept. 169
Nicolaus v. Bari, Bischof v. Myra. Rußland. 326. — 6. Dec. 64 66 224
Nicolaus v. Tolentino, Augustiner. 1308. 213
Nicolaus v. d. Flüe, Einsiedl. b. Saxeln in d. Schweiz. 1487. 23. Mrz. 190
Nicomedes, Priester. 15. Sept. 163
Noah. 29. Nov. 90
Nothburga, im VIII. Jahrh. 14. Sept. 230
Nothhelfer, die vierzehn. 272
Norbert, Prämonstratenser, 1134. 6. Mai. 204

O.

Obadja, Prophet. 19. Novbr. 93
Odilo, Cluniacenser-Abt, Stifter d. Aller-Seelenfestes, 998. 2. Jan. 198
Odo, Abt v. Clügny. 948. 18. Nov.
Olaus, Kön. v. Norwegen. — Norwegen. 1028. 29. Juli. 176
Omer (Audomarus) Bischof um 500. 9. Sept.
Onuphrius, Einsiedler in Aegypten. 11. Juni. 191
Oswald, Kön. v. England. Märt. 642. 5. Aug. 175
Othmar, Abt v. St. Gallen. 759. 16. Nov.
Ottilia, Aebtissin; Patr. v. Elsaß, Straßburg. 720. 13. Dec. 231
Otto v. Ariano, Einsiedler um 1120. 191
Otto, Bisch. v. Bamberg, Ap. d. Pommern. — Pommern. 1139. 2. Juli. 167

P.

Pachomius, Stifter d. Klosterlebens in Aegypt. 340. 14. Mai.
Päpste, canonisirte:
Außer Petrus, Linus, (69) Cletus, (80) Clemens I., (71) Sixtus I. (127) Cornelius, (253), die in dem Röm. Meßcanon täglich genannt werden, enthält das Calendarium noch die Namen folgender:
Anicet 170. 17. Apr. Cajus 296. 22. April. Calixt I. 226. 14. Oct. Cölestin I. 432. 6. April. Cölestin V. 1300. 11. Mai. Damasus 384. 11. Dec. Eleutherius 191. 18. April. Euaristus 100. 26. Oct. Fabian 251. 20. Jan. Felix I. 275. 30. Mai. Felix II. 366. 29. Juli. Gregor I. 604. 12. März. Innocenz I. 417. 28. Juli. Johann I. 526. 27. Mai. Leo I. 461. 11. April. Leo II. 684. 28. Juni. Leo IX. 1055. 19. April. Lucius 255. 4. März. Marcellin 204. 26. April (mit Cletus zugleich). Marcellus 309. 16. Januar. Martin I. 655. 12. November. Melchiades 314. 10. December. Pius I. 161. 11. Juli. Pius V.*) 1572. 5. Mai. Soter 178. 22. April. Stephan I. 257. 2. Aug. Sylverius

*) Nicht Paul V., wie S. 156 durch einen Druckfehler steht; Paul V. starb 1621.

Seite
537. 20. Juni. Sylvester I. 335. 31. Dec. Urban I. 231. 25. Mai.
Xystus, s. Sixtus I.
Pamphilius, Märt. um 290. (Rasirmesser) 174
Pancratius, B. in Sicil., v. Petrus ordin., Märt. – Leyden. 12. Mai. 161 223
Pantaleon, Arzt zu Nikomedien u. Märt. 303. 27. Juli. 171
Paphnutius, Bischof. 225
Paternus, Bischof v. Avranches, Patr. gegen Schlangenbiß. 565. 82 224
Patrik, Apost. v. Irland. — Irland. 490. 17. März. 82
Paulus, Apost. — Rom, Berlin. 30. Juni. 97 160
Paulus Eremita in der Thebaischen Wüste. 342. 15. Januar. 191
Pelagia, Märt. unter Diocletian. 4. Mai. 170
Pelagia Mima, Einsiedl. am Oelberg bei Jerusalem. 8. Oct. 193
Perpetua u. Felicitas, Märt. 7. März.
Petronilla, Jungfr. zu Rom, im I. Jahrh. 31. Mai.
Petronius, Bisch. v. Bologna. 452. 224
Petrus, Apost. — Rom. Dorpat. Hamburg. 29. Juni. 96
Petrus v. Alcantara, Franciscaner. 1562. 19. Oct. 90 211
Petrus Damianus, Bisch. v. Ostia, Cardinal. 21. Febr. 191 222
Petrus Gonzalez, Dominicaner. 1246. 207
Petrus Martyr, Dominicaner zu Mailand. 1252. 160 207
Petrus Thomas, Carmeliter. 167
Philippus, Apost. 1. Mai. 97
Philipp v. Neri, Oratorianer, 1595. 26. Mai. 216
Phocas v. Sinope. 303. 22. Sept. 162
Pius V., Papst. 1572. 5. Mai.
Placidus, Benedict. u. Märt. 541. 5. Oct. 194
Polycarp, Bischof v. Smyrna, Märt. 166. 26. Jan. 68 169 223
Pontianus, Märt. 180. 19. Nov. 74
Posidonius, Bisch. um 500. 223
Prisca, Märt. 13 Jahr alt, 275. 18. Jan. 72 74 161
Procopius, gr. Märt. 8. Juli.
Procopius v. Böhmen, Einsiedler. 1053. 62 191

Q.

Quintinus, röm. Soldat u. Märt. 287. 31. Oct.
Quirinus, röm. Tribun, Märt. 275. 30. März. 183
Quirinus, Bisch. v. Sissek, Märt. 309. 4. Juni. 173

R.

Radegundis, Aebtissin, vorher Gemahlin Chlotars von Frankreich, — Salzburg. 587. 13. August. 187
Rainerius, Capuciner. 1589. 30. Dec. 216
Raphael, Erzengel. 20. Juni. 40
Raymund v. Pennaforte, Dominicaner. 1275. 23. Jan. 207
Reinoldus, Mönch zu Cöln im VII. Jahrh. — Dortmund. 12. Jan. 170

Seite
Remigius, Bischof v. Rheims. — Rheims. 533. 1. Oct. 70
Richard, Kön. d. Angelsachsen, Vater d. Walpurgis. 722. 3. April. 227
Robert v. Molesme, Cistercienser. 1098. 7. Jun. 202
Robert v. Arbrissel, Stift. d. Font-Evraud-Ordens, 1117. 29. April. 201 202
Rochus v. Montpellier. — Montpellier. 1348. 16. Aug. 227
Rogatian, Bruder d. Donatian. 287. 23. Mai. 166
Romanus, römisch. Ritter, Märt. unter Decius. 9. Aug. 84 224
Romuald, Stift. d. Camaldulenser-Ordens. 1027. 7. Febr. 198
Rosa de Lima, Dominicanerin. 1617. 30. Aug. 208
Rosalia, Jungfr. zu Palermo. — Palermo. 1160. 4. Sept.
Rufus, Bisch. u. Märt. 28. Nov. 165 223
Rupertus, Bisch. v. Salzburg. — Salzburg. 718. 27. März.

S.

Sabas, Einsiedler. 531. 5. Dec. 192
Sabina, Märt. in Spanien um 300. 27. Oct.
Salvator ab Horta, Franciscaner. 1567. 211
Saturnin, Bisch. u. Märt. zu Rom. 298. 29. Nov. 223
Scholastica, Benedictinerin, Domina tonitruum. — 542. 10. Febr. 68 197
Sebastian, Hauptm. d. Prätorian. Leibwache. — Oettingen. 288. 20. Jan. 167
Sebaldus, Dänischer Königssohn, Einsiedler bei Nürnberg, im VIII. Jahrh., Patron v. Nürnberg. — 19. August. 226
Serapion, Einsiedler. 14. Novbr. 192
Serenus, röm. Hauptm. u. Märt. in Pannonien. 308. 23. Febr.
Sergius, römisch. Soldat u. Märt. unter Maximian. 7. Oct.
Servatius, Bischof von Mastricht. — Mastricht, Worms und Quedlinburg. 384. 13. Mai. 72 224 226
Severian, Märt. um 300. 173
Severin, Eremit und Apost. in Oesterreich. — Oesterreich, Baiern. 482. 8. Jan. 23. Sept. 224
Severus, B. v. Ravenna. 390. 1. Febr. 70 171 228
Sieben Brüder, Söhne der Felicitas, Märt. 272. 10. Juli.
Sieben Schläfer, unter Decius eingeschlafen, 27. Juni, nach 196 Jahren unter Theodosius II. wieder erwacht 11. Aug. 231
Sigismund, Kön. v. Burgund. 21. Aug. 175
Simeon, Bisch. u. Märt. zu Jerusalem. 106. 18. Febr. 130
Simeon Stylita, der Säulen-Heilige am Libanon, 460. 5. Jan.
Simon, Apost. 28. Oct. 98
Simon Stock, Carmeliter. 1246. 205
Simson. 91
Sira, Märt. 172
Sixtus II., Papst u. Märt. 258. 6. August.
Sophia, Märt., 30. April.
Sophronia, Einsiedlerin. 193
Spiridion, Märt. 14. Dec. 170 223

Seite
Stanislaus, Bisch. v. Krakau. — Polen. 1079. 7. Mai. 223
Stanislaus Kostka, Jesuit, 1586. 13. Novbr. 217
Stephan I. v. Ungarn, 1038. 20. Aug. 176
Stephanus, Diakon zu Jerusalem, Protomartyr. — Halberstadt. Lothringen. 26. December. 173 221
Findung seiner Reliquien zu Jerusalem. 415. 3. August.
Stephanus, Papst u. Märt. 257. 2. Aug.
Susanna v. Rom, Märt. — Cadix. 290. 11. August. 179
Sylvester, Papst. 335. 31. December.

T.

Telesphorus, Bischof v. Rom. 138. 5. Jan. 163 222
Thaddäus Apost. 28. Oct. 164
Thecla, die erste Märt. nach der Ansicht der griechischen Kirche. 23. Sept.
Theobald, aus Demuth Schuster, 1150. 1. Juli. 228
Theodora v. Alexandrien, als Mönch verkleidet im Kloster lebend, 460. 12. Sept.
Theodorus v. Heraklea, Märt. 319. 13. März. 182
Theodorus Tyro, Märt. 304. 17. Febr. 167 183
Theodosia, Märt. 290. 29. Mai.
Theodosius, Einsiedl. 529. 26. März. 192
Theodotus, Bisch. u. Märt. 300. 7. Juni 168
Theodula, Märt. 304. 5. Apr. 171
Theophania, Mutter des Kaisers Otto III. 176
Theotonius, Augustiner-Abt zu Coimbra. 1166. 213
Theresia, Carmeliterin. 1582. 17. Oct. 206
Thomas Ap. — Portugal. 21. Dec. 98
Thomas Aquinas, Dominicaner, Dr. angelicus. 1274. 7. März. 70 207
Thomas Becket, Erzbisch. v. Canterbury, ermord. 1170. 29. Dec. 160 223
Thomassus, Camaldulenser, 1337. 199
Tiburtius, römischer Ritter, Märt. 286. 14. Apr. 170 183
Timotheus, Schüler Pauli, Bischof v. Ephesus. 24. Jan. 163 223
Titus, Schüler Pauli, Bischof v. Kreta. 4. Jan.
Tobias, 13. Juni. 93

U.

Ulrich, Bisch. v. Augsburg — Augsburg. 973. 4. Juli. 225
Urban I. Papst. und Märt. 230. 25. Mai. 55
Uriel, Erzengel. 29. Sept. 40
Ursicinus, Bischof v. Ravenna, Märt. um 67. Basel. 223
Ursula, brit. Königstocht. mit den 11000 Jungfr. — Cöln. 21. Oct. 65 71 166 180
Ursus, Ritter der Thebaischen Legion und Märt. — Solothurn. 300. 184

V.

Valentinus, Bischof v. Passau im VII. Jahrh. 7. Jan.
Valentinus, Priester und Märt. 270. 14. Febr.

Seite
Valerian, Bräutigam der heil. Cäcilia, Märt. mit ihr. 220. 9. Dec.
Vedastus, Bischof v. Arras, um 540. 6. Febr.
Venantius, Bischof v. Tours, um 500. 18. Mai. 75
Veronica, (Vera icon — Schweißtuch mit dem Bild Christi). — 4. Febr. 106 131
Victor v. Mailand, römischer Soldat und Mohr. 161 169 182
Victor v. Marseille, römischer Hauptmann. 161 173 182
Victoria, Märt. zu Rom. 250. 23. Dec.
Victorinus, römischer Ritter, Märt. 300. 171 183
Vincentius Ferrerius, Dominicaner. 1419. 5. Apr. 208
Vincentius Levita, Diakon und Märt. — Bern. 304. 22. Jan. 170 221
Vincentius v. Paula, stiftete das erste Findelhaus. 1660. 19. Juli.
Virgilius, Bischof v. Salzburg, Patr. u. Apost. v. Kärnthen. 780. 27. Nov. 224
Vitalis, römischer Ritter, Märt. 68. 20. Oct. 163 183
Vitalis, Bischof v. Salzburg, Apostel der Pinzgauer im VIII. Jahrh. 28. Apr.
Vitus, Märt. in Oel gesotten. — Sachsen, Böhmen. 303. 15. Juni. 73 174

W.

Walpurgis, Aebtiss. v. Heydenh. (Oelfläschch.) 780. 25. Febr. Gedächtnißt. 1. Mai.
Wendelin, Abt. 637. 11. Oct. 54
Wenzel, König v. Böhmen, 938. 28. Sept. 175
Werner, Bauernknabe, Märt. zu Wesel. 1285. 19. Apr. 230
Wetterherrn: Johannes und Paulus, zwei Märt. zu Rom. 361. 26. Juni.
Wigbert, Abt v. Fritzlar. 797. 13. Aug.
Wilhelm, Ritter, später Benedictiner. 1157. 31. März. 184
Wilibald, Sohn des Angelsächsischen Königs Richard, 722. 7. Juli. 227
Willehad, Bisch. v. Bremen, Patron v. Bremen. 789. 8. Nov. 224
Willibald, Bisch. v. Eichstädt. 786. 7. Juli.
Willibrord, Bisch. v. Utrecht, Apostel der Friesen. 736. 7. Nov. 224
Willigis, Erzbischof v. Mainz, Patron v. Mainz. 172
Wladimir der Große, Großfürst v. Rußland — Rußland. 1015.
Wolfgang, Bischof v. Regensburg. 994. 31. Oct. 164 224
Wunibald, Sohn des Angelsächsischen Königs Richard, 722. 18. Dec. 227

Z.

Zadkiel, Engel. 29. Sept. 40
Zaphkiel, Engel. 29. Sept. 40
Zeno, Bischof und Märt. 10. Apr. 223
Zephanja, Proph. 3. Dec.
Zephyrin, Papst und Märt. 221. 26. Aug.
Zoe, Märt. mit den Haaren an einen Baum aufgehängt. 5. Juli.
Zosimus, Bischof im IV. Jahrh. 4. Apr.

Buchdruckerei von Humblot und Comp.

de le Haye.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Alt, Heinrich,

Die Heiligenbilder oder Die bildende Kunst und die theologische Wissenschaft in ihrem gegenseitigen Verhältniß historisch dargestellt mit drei Beilagen: 1) Die Schutzpatrone für die verschiedenen Stände und Lebensverhältnisse. 2) Synoptische Zusammenstellung der Kalenderheiligen fü

Berlin 1845

Liturg. 12 pa
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10589539-0